

Neue Wiener-Localfresken

Franz Gräffer


Ex libris
Ignaz Benda
Wien
J. KRONBURG

324 Seiten

Neue
Wiener-Localfresken.

Von

Franz Gräffer.

Vom Verfasser dieser Fresken sind noch folgende Wiener-Skizzen erschienen, und zwar in demselben Format und Exterieur:

Kleine Wiener-Memoiren;

historische Novellen, Genrescenen, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte Wiens und der Wiener in

älterer und neuerer Zeit.

3 Theile, mit 3 Titelbildern, in Umschlägen broschirt. Wien 1845, in der Beckschen Universitäts-Buchhandlung. 4 fl. C. M.

(Jeder Band für sich ein Ganzes, auch einzeln à 1 fl. 20 kr. CM.)

Wiener-Dosenstücke;

Physiognomien, Conversationsbildchen, Auftritte, Caricaturen und Dieses und Jenes, Wien und die Wiener betreffend, thatsächlich und novellistisch.

2 Theile, mit 2 Titelbildern, in Umschlägen broschirt. Wien 1846, bey Mörschners Witwe und W. Bianchi. 2 fl. 40 kr. C. M.

(Jeder Band für sich selbstständig, auch einzeln à 1 fl. 20 kr. C. M.)

Wienerische Kurzweil;

oder lustige, drollige, auch possenhafte und schnurrige Auftritte, Geschichtchen, Gattungstücke und andere derley Schildereyen und Einfälle, Wien betreffend und die Wiener.

Mit einem Titelbilde, in Umschlag broschirt. Wien 1846, bey A. Pichlers sel. Witwe. 1 fl. 20 kr. CM.


BUNTERLEY.
AUTOGRAPHE
Biblio- graphie
"Gräver."
Wiener Memoiretten.
(1785)
Nach Anastasius Grün's Skizze radirt von Otto Frh. v. Eyb. 1847.

Neue

Wiener-Localfresken;

geschichtlich, anecdotisch, curios, novellistisch ꝛc.,

ernst und heiter, alte und neue Zeit

betreffend.

Von

Franz Gräffer.

Mit einem Titelbildchen.

Linz, 1847.

Verlag der k. k. priv. akademischen Kunst-, Musik- und Buchhandlung von Friedrich Eurich & Sohn.

Gedruckt bey Ulrich Klopf sen. und Alexander Eurich.

Inhaltsanzeige.

Dem

Dichter

Anastasius Grün

geweiht

vom

Verfasser.

Eine Vorrede

liest Niemand mehr. Der Verfasser aber hat zuweilen Etwas vorauszuschicken, von dem er wünschen muß, daß es gelesen werde. Was ist da zu thun? — Man muß sich eines kleinen Kunstgriffs bedienen. Dinge, die Einem in die Quere kommen, nimmt man gewiß wahr.

Was ich bey gegenwärtigem Bande zu erörtern habe, ist Folgendes:

1) Er ist die Frucht sehr günstiger Aufnahme der frühern Bände, welche da sind: „Kleine Wiener-Memoiren," 3 Theile (Wien bey Beck); „Wiener-Dosenstücke," 2 Theile (ebenda bey Mörschner und Bianchi); und „Wienerische Kurzweil" (ebenda bey Pichler), welch Letztere ich als sechsten Theil betrachtet wünsche.

2) Eben weil man die Vorreden zu überschlagen pflegt, hieß es von meinen Skizzen häufig: „Ja, wenn man nur wüßte, was historisch, und was Erfindung ist?" Hierüber habe ich mich im dritten Theile und in allen folgenden deutlich ausgesprochen; im ersten Theile der Dosenstücke noch eigens in einem Anhange: „Vom lieben Kinde." Vom dritten Theile an hat jeder Artikel, der nicht rein thatsächlich ist, bey der Ueber-

schrift seine Bezeichnung: Genrebild, Vision, Novelle ꝛc. *). Ein oder zwey Mahl ist das vergessen worden, daher der Unmuth einer Dame, deren geistige und intelligente Höhe ich deßhalb gleichwohl nicht aufhören werde, mit Enthusiasmus zu verehren.

3) Das Meiste in diesen Localfresken ist ganz neu; denn in periodischen Blättern hatte ich, und bereits vor geraumer Zeit, sehr wenig schon abdrucken lassen, auch (um in selben mit meinem Nahmen nicht gar zu oft aufzutreten) als Gffr., F. G., D. P., Girsihoho, de Paula. Man wird diesen Band vielleicht etwas populärer finden, als die früheren. Der Styl ist geflissentlich wieder verschiedenartig, Theils aus dem Motiv der Objectivität, Theils aus dem der Abwechslung überhaupt. —

Wien im Frühjahr 1847.



F. G.

*) Einkleidungen, die aus dem Grunde gewählt wurden, weil sich durch selbe ein historischer Character ungleich schärfer und lebendiger ausprägen läßt, als in rein geschichtlicher Form. Dagegen eifern wollen, hieße nichts Anderes, als gegen den geschichtlichen Roman, gegen das Drama, gegen das Epos, ja selbst gegen die Poesie überhaupt auftreten. Nichts ist einleuchtender!

Das grüne Bastey-Brückchen.

Schon an mehreren Orten unserer Memoiretten haben wir ein ehemaliges grünes Holzbrückchen der Burgbastey berührt, nahmentlich im 1. Theile Seite 112: „Ein schwarzer Prinz“ (Angelo Solyman), und Seite 246: „Burgthor und Basteyrunde.“ Wir haben jenes Brückchen ein historisches genannt, ohne uns weiter darüber auszulassen; jetzt, wenn es beliebt, wollen wir erzählen, was uns noch erinnerlich ist.

Als der Prinz Rohan französischer Bothschafter in Wien war, hatte er einen Abbé Georgel zum Secretär, welcher sich durch Kenntniße, Bildung, Geschicklichkeit und felsenfeste Anhänglichkeit an seinen Chef auszeichnete, dessen Vertrauen er auch in hohem Grade besaß. Eines Tages erhielt der Abbé ein Billet von unbekannter Hand, ungefähr folgenden Inhalts: Jemand ist in der Lage, Ihrer Ambassade wichtige Dienste zu leisten, und zwar durch Mittheilung von Papieren. Durch die Einsicht derselben werden Sie Sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen. Wenn Sie Vertrauen haben, so finden Sie Sich (hier wird die Nacht und die Stunde genannt) bey der kleinen Brücke auf der Burgbastey ein, und bringen Tausend Ducaten mit.

Der Abbé Georgel sprach darüber sogleich mit seinem Gebiether; man war entschlossen, es darauf ankom-

men zu lassen, und den Versuch anzustellen. Der Abbé seiner Seits schwankte nicht einen Augenblick, sich und seine Person allen Möglichkeiten auszusetzen. Er nahm die Tausend Ducaten zu sich, und fand sich pünctlich an dem bezeichneten Orte ein. Ein Mann in einen Mantel gehüllt, eine Maske vor dem Gesicht, hatte seiner schon geharrt. Der übergab dem Abbé ein Päckchen Schriften, und sagte, indem er dabey die Ducaten empfing: Diese Papiere werden Sie überzeugen, daß ich Ihrem Interesse sehr nützlich seyn könne; ich habe den Willen dazu; finden Sie Sich gefälligst künftige Woche um dieselbe Stunde ein. Da werde ich Ihnen fernere Nachrichten behändigen, ohne je wieder pecuniäre Ansprüche zu machen, oder irgend ein Geschenk anzunehmen. Die Tausend Ducaten mußte ich mir erbitten, weil Familien-Verhältnisse mich dazu drängten. Sie haben mir dadurch einen großen Dienst erwiesen, und ich fühle mich Ihnen auch für die Folge verpflichtet. Bei diesen Worten empfahl sich der Unbekannte und verschwand.

Der Inhalt der Schriften war in der That von höchster Wichtigkeit. Man entnahm daraus, daß die fremde Person zu den geheimsten Quellen Zugang haben müsse, und ermangelte nicht, das Empfangene zu benützen.

Der Unbekannte machte dem Abbé noch mehrere solche Mittheilungen, und es wurde stets Gebrauch davon gemacht. Ungeachtet der genauesten Vorsicht aber, entging die Machination dem österreichischen Bothschafter in Paris, dem Grafen Mercy, keinesweges. Dieser umsichtige, scharfsinnige, gewandte und thätige Staatsmann fand gar bald

die Fäden so mancher Erscheinungen, verfolgte sie, und kam bald hinter das ganze Geheimniß. Eclat, versteht sich, wollte man nicht machen. Es wurde also veranstaltet, daß der Unbekannte, ein treuloser Angestellter, ohne es zu wissen oder zu ahnen, nur in den Besitz von unechten Materialien gelangte, sonach mystificirt wurde, und also auch Diejenigen mystificirte, welche von seinen Mittheilungen Gebrauch machten.

Die Maske erschien nicht wieder bey dem grünen Brückchen; und eines Tages fand man des Mannes Leichnam am Ufer der Donau, von dem Flusse ausgeworfen. Unstreitig hatte er sich selbst den Tod gegeben, nachdem es ihm nicht mehr zweifelhaft geblieben, daß er entdeckt sey.

Das wenige hier Berichtete ist das, was uns aus den Memoiren des Abbé Georgel und aus einer Recension derselben in den Göttinger gelehrten Anzeigen noch beyfiel.

Comtesse Harrach, des Friedländer-Herzogs Gemahlinn.

Wallensteins zweite Gemahlinn war bekanntlich eine Comtesse Harrach. Maria Isabella oder Elisabeth wird sie in Wißgrills Schauplatz des nied. österr. Adels genannt; sie hieß aber, wie uns Autographe zeigen, Isabella Catharina. Bucelinus in der **Germania etc.** nennt sie „**Princeps religiosissima;**“ Gualdo Priorato in der **Istoria etc. di Wallenstein** sagt von ihr: „**Dama veramente di rimarcabile modestia e di una gran-**

dissima purità. Gualdo Priorato hatte sie persönlich gekannt, so wie der irische Feldcaplan Thom. Carve. Dieser schreibt von der Dame in seinem „Reyßbüchlein": „Es war ein züchtiges ehrenreiches Jungfräulein, gegen Gott und seine Heiligen fast (sehr) andächtig und mit allen Gaben der Natur und des Glücks vortrefflich geziert."

Das war nun freilich eine andere Wahl als die der ersten Gemahlinn des Herzogs, der allerdings ebenfalls sehr gütergesegneten Lucretia Nikessin von Landeck, von welcher der Prinz De Ligne Wallenstein sagen läßt: Je veux ni vertu, ni beauté, ni jeunesse." —

In der Urkunde vom 27. Dec. 1624, welche der Herzog hinsichtlich seines frühern Ablebens ausstellte, nennt er seine Gemahlinn Isabella: „Unsere herzallerliebste, Unsere freundliche geliebte Ehegemahlinn." Die jener Witwe bestimmte Dotation in diesem Documente ist großartig. Seiner geliebten Gattinn und Hausfrau gedenkt er selbst während der Kriegshändel, wie z. B. in einem Schreiben aus Collin vom 25. Mai 1627, worin es lautet: „Wenn ich von Wien werde zu der Armee ziehen, so will ich auf 3 oder 4 Tage auf Gitschin; gleichfalls wird die Frau auch dahin kommen, seht derowegen alle Zimmer wohl zu accomodiren ꝛc."

Des Herzogs Schwiegervater, Carl Freiherr, nachmals Reichsgraf v. Harrach, war ein Liebling des Kaisers. Es heißt von ihm: „Für seinen Herrn und gute Freund ist ihm keine Arbeit und Müh zu viel gewesen; Kaiser Ferdinand II. hat ihn die Treuherzigkeit selbst genannt. Seine Freunde haben sich auf ihn verlassen kön-

nen; der junge Adel hat ihn für einen Vater, und die Fremden für einen Protector gehalten; Höflichkeit, Tapferkeit und Redlichkeit ist ihm eingewurzelt, und sein Herz und Mund Eins gewesen; das gemeine Volk hat ihn geliebt." Er starb zu Prag während des Hoflagers den 16. Mai 1628; sein Leichnam aber ward in der Harrachischen Familiengruft in der Augustinerkirche zu Wien beigesetzt.

Die Handschrift der Herzoginn war sehr fein, nett und in festen geradlinigen Zeilen. Sie unterzeichnete sich also: „Isabella Cadterina von Waltstein Herzogin zu Fridtlandt." (Unterschrift vom October 1625.)

Mit der Comtesse Harrach hatte Wallenstein eine Tochter, welche nicht Thecla, sondern Maria Elisabeth (Isabella) hieß.

Eigenthümlicher Einzug.

Den 10. Juni 1691 war ganz Wien in der lebhaftesten Bewegung. Alle Gassen füllten sich mit Leuten; in ungestümer Neugier wogte Alles stürmisch durcheinander; das stärkste Gedränge fand in der Gegend der Wiese bey der Alsergasse und auf dem Wege von da nach dem Stephansplatze Statt. Majestätisches Geläute aller Glocken der Stadt und Vorstädte erklang. Es galt einer Feyerlichkeit, es galt einem Schauspiele, früher, durch die ganze Reihe der Jahrhunderte noch nie da gewesen, einem Ereigniß, das wohl auch nie wieder wird eintreten können. Der Gegenstand dieser Festlichkeit waren 16

Personen, die seit wenigen Monathen aus türkischer Sclaverey erlöset, nach Wien zurück gebracht worden waren, und zwar durch die Bemühungen des Paters Maurus v. Conceptione, welcher Anfangs desselben Jahres nach der Tartarey gezogen war, christliche Gefangene aus den Händen der Osmanen zu befreyen. Diese 16 Personen ließen alle Zeichen langer Entbehrungen, Leiden und Mißhandlungen wahrnehmen, und erweckten schon dadurch die innigste Theilnahme; ihre Haltung war geknickt, ihr Gang schwankend, ihre Gestalt ganz aufgezehrt; nur durch ihre ganz neue Kleidung glichen sie wieder menschlichen Wesen. Der feyerliche Einzug hatte zugleich etwas Erhabenes und Rührendes; und das Kirchenfest bei St. Stephan selbst war eines der würdigsten Opfer der Menschenliebe.

Pater Maurus gehörte zu den thätigsten Mitgliedern des Ordens der Dreyeinigkeit zur Auslösung der Gefangenen aus dem Türkenjoch, der Orden der Trinitarier genannt. Dieser Orden, welcher von Johann v. Matha, geboren 1160 gestiftet, bereits volle 500 Jahre bestanden, konnte in Wien gleichwohl erst im Jahre 1688 Wurzel fassen, was vorzüglich der Verwendung des Grafen Bonaventura von Harrach zu verdanken war, der früher Bothschafter in Spanien gewesen, und daselbst Gelegenheit gehabt hatte, den Werth einer solchen Stiftung kennen zu lernen. Die ersten in Wien angekommenen Trinitarier wohnten in der Naglergasse; die Erlaubniß, außerhalb der Stadt ein Kloster zu erbauen, erhielten sie unterm 19. Nov. 1688. Anfangs wählten sie

die Kirche des Calvarien=Berges zu Hernals; es hatte Schwierigkeiten damit, und endlich wurde ihnen ein Punct außerhalb des Schottenthores, auf der Straße nach Hernals ausgemittelt. 1680 konnten sie durch die Freygebigkeit des Grafen Harrach und mehrerer Damen des Sternkreuzordens in der jetzigen Alsergasse ein Haus mit einem Garten käuflich an sich bringen; und so entstand aus der anfänglichen kleinen Capelle allmählig das stattliche Kloster der sogenannten Weißspanier. Kaum ein Jahrhundert nach seiner Gründung, 1783, laut Verordnung vom 21. Nov. wurde dieser Orden aufgehoben, da es nach der neuern Gestaltung der Dinge einfachere Mittel zur Erreichung seines eigentlichen Zweckes gab, auch die Veranlassung selbst großen Theils weggefallen war. Die Anzahl der während der Wirksamkeit der Trinitarier in der Alsergasse aus dem Türkenjoche befreyten Christen betrug über 5000.

Weißspanier hießen sie im Volke von ihrer weißen Tracht, im Gegensatze der Schwarzspanier, jener spanischen Religiosen Mariens von Montserrat mit schwarzem Habit.

Uebrigens gibt es viele, darunter sehr großartige Privat=Stiftungen zur Erlösung aus türkischen Händen; und wir haben darüber bereits eine Notiz geliefert.

Des v. Scaramutz Begeisterung.

Den so und so Vielten war Concert um 9 Uhr des Morgens; war Concert um die beliebte Mittagsstunde; war ein anderes Concert um halb 3 Uhr, und ein anderes Concert um dieselbe Stunde; war Concert um 6 Uhr; waren 2 oder 3 oder 4 Concerte nach der Theaterzeit bis gegen 12 Uhr Mitternacht, wo vielleicht kein Concert mehr war.

Bey all diesen Concerten, und bey allen andern Concerten fand sich Herr v. Scaramutz pünctlich ein. Seit Jahrzehenden gab es kein Concert, dem Herr v. Scaramutz nicht pünctlich beygewohnt hätte.

An jenem so und so Vielten also war zwischen dem Concert, welches um die Mittagsstunde begonnen, und jenem, welches um halb 3 Uhr anfing, ein Viertelstündchen Zeit übrig geblieben. Herr v. Scaramutz war sehr hungrig; er hätte dieses Viertelstündchen sehr nützlich bey einem Restaurateur ausfüllen können. Aber nein; alle seine Restaurationen pflegten nur durch die Ohren zu erfolgen, und so zog er es vor, einen Sprung in sein Logis zu machen, um seine Toilette ein wenig zu restauriren.

Als Herr v. Scaramutz diesen Sprung in sein Logis machte, that er augenblicklich wieder einen Sprung rückwärts, denn o Himmel, auch die Thüre seiner Wohnung war aufgesprungen, ohne daß v. Scaramutz des Schlüssels bedurft hätte. v. Scaramutz sprang vor Zorn in die Höhe, als er die verschiedenen andern Sprünge in seinem Wohnzimmer bemerkte; alle Laden waren offen;

Kleider, Wäsche lagen zerstreut umher; augenscheinlich war ein Einbruch, ein Diebstahl geschehen. Aber Herr v. Scaramutz faßte sich sogleich, faßte dann seine Taschenuhr, bemerkte, daß bis zum Beginn des Concertes noch 5 Minuten fehlten, und 8 Minuten brauchte er, zu dem Concert-Local zu gelangen. v. Scaramutz hat also nun seinen Beruf, seine Schicksalssendung, alle Concerte pünctlich zu besuchen, pünctlich vor Augen. Was also geht ihn seine Wohnung an, was haben ihn seine Kleider und seine Wäsche zu kümmern? Was hat ihm an seinen Barschaften, an seinen in der und der Schublade verwahrten Banknoten zu liegen? Lauter Nebendinge sind das, nichts Anderes, denn in 5 Minuten beginnt das Concert.

Die Nachbarsleute sehen, wie v. Scaramutz das Alles flüchtig erwogen; sie sehen, daß er die nur angelehnte Thüre, deren zerstörtes Schloß er nicht zu corrigiren vermag, ebenfalls nur anlehnt, daß er kaum mehr einen Blick auf sein geplündertes Logis wirft, und davon eilt in Windesschnelligkeit. Es versteht sich auch, daß sie der Meinung sind, er eile zur Polizey; es versteht sich aber, daß v. Scaramutz nicht zur Polizey eilte.

Es versteht sich aber nicht, meine werthen Leser, daß dieß Histörchen eine Fabel sey, vielmehr versteht es sich, daß es auf der reinsten Thatsächlichkeit von der Welt beruhe.

Sollte man es etwa, da man wohl die unglaublichsten Dinge für möglich halten kann, auch für nicht unmöglich halten, daß v. Scaramutz nur Comödie ge-

spielt, indem er seine besseren Kleider wohl verwahrt, seine Barschaft auf dem Leibe getragen, und der ganze Einbruch von ihm nur improvisirt gewesen, um sich einen Nahmen zu machen als genialer beyspielloser Musik-Enthusiast; wir wiederholen: sollte man das etwa für möglich halten, so antworten wir: Nein, nein, man hat durchaus Unrecht! v. Scaramutz ist weit entfernt von solchen Ultrafinessen, und seine Barschaft von ein paar Gulden, oder ein paar Dutzend, oder ein paar Tausend Gulden lag offen in der untersten Lade, welche die Herrn Diebe in der Eile ihres bürgerlichen Geschäftes vergessen hatten zu öffnen.

v. Scaramutz ist also eine jener reinen begeisterten Kunstseelen, die aller, ja der bewunderndsten Anerkennung werth sind. v. Scaramutz wird sich nur auf jenen Zug allein zu berufen brauchen, um Opern-Director zu werden, oder Groß-Custos der musikalischen Institute, oder Generalissimus des Musik-Unwesens eines ganzen Landes zu werden, mit so und so viel Tausend Gulden Gehalt, aber mit der Verbindlichkeit, nichts davon zu verstehen und das ganze Jahr hindurch nichts zu thun.

v. Scaramutz also, dem die Kunst, die „heilige“ über Alles geht, v. Scaramutz lebe sehr hoch!

Ein Bankett in der Corvinus=Burg.

(Freye Skizze.)

Unter der Bothmäßigkeit des großen Ungarkönigs Hunyady=Corvin mußten sich die Wiener gar manche übermüthige Laune, gar manche arge Willkühr gefallen lassen.

Bey den Banketten, die er in seiner Burg hielt, welche bekanntlich auf dem Platze des Hasen= oder jetzigen Dreylöwenhauses in der Kärnthnerstraße gestanden, mußten auf sein Geheiß oftmahls Bürgerfrauen, allerdings im Geleite ihrer Männer erscheinen, wobey der Stadtrath verpflichtet war, Speisen und Getränke dahin zu liefern und zu bestreiten. Es ward da von Seite der Hofleute gar manche schnackische und neckische, doch stets ehrbare Kurzweil angezettelt; aber die Wienerinnen fanden keinen rechten Geschmack daran, weil sie das geradsinnige, biederherzige und allerdings auch ein klein wenig rauhe Wesen der edlen Ungarn noch nicht zu unterscheiden, noch nicht zu schätzen wußten.

Eines der beliebigsten und pomphaftesten Festgelage war jenes im Jahr 1488, zwey Jahre vor des Königs Tode. Es ward beschlossen, daß dießmahl 20 Bürgerweibsen zugegen seyn sollten, und zwar ohne Begleitung ihrer Ehegesponse *); der Stadtrath solle sie in 5 Kutschen punct 8 Uhr des Abends herbeyschaffen; die Erfrischungen aber wurden ihm für dießmahl erlassen. Was wollten Bürgermeister und Rath thun? Was wollten die 20 Herrn Gemahle machen? Nichts war zu thun, und

*) Thatsächlich.

nichts war zu machen, als gute Miene zum bösen Spiel, und das ging doch um so leichter an, als von einem eigentlichen bösen Spiele durchaus keine Rede seyn konnte, so sehr war man in diesem Puncte von der Ehrenhaftigkeit des Hofes und des ganzen Hofstaates überzeugt.

Der Geheimschreiber Thomas fertigte also das Verzeichniß der aus guter Quelle geschöpften 20 Wienerinnen an, und übergab es dem königlichen Leibheiducken Enjöharum, der den Auftrag hatte, diese 20 Gäste beyzutreiben. Der Enjöharum war nicht nur der Leibheiduk, sondern auch der Leibriese. Von seiner mammuthischen Gestalt kann man sich einen Begriff machen, wenn man in der Ambraser-Sammlung den 9 Fuß großen Leib-Trabanten des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol anschaut; doch war der Enjöharum bey Weitem nicht so proportionirt; dick und stark zwar wohl, aber sein rechter Arm war um ein gutes Drittel länger als der linke, was ihm bey seinen Verrichtungen wohl sehr zu Statten kam. Sein Gesicht aber, sonderbar genug, war zart und fein, wie Milch und Blut; er war blond und hatte einen Schnurbart bis zu den Knien. So empfing er jetzt das Weibchen-Register und machte ein verdrießlich Gesicht, denn er war äußerst faul, wie alle Riesen, auch schläfrig, träge und langsam wie alle Riesen, vermöge des matteren Blutumlaufs und schwachen Pulses, so allen hochgewachsenen Leuten eigen.

Der närrische Recke machte sich schon Tags zuvor auf den Weg; aber er kam mit seiner Ansage nur in 5 Häuser, und ging dann zum Stadtschreiber Stephan

Vorchtenauer, schob ihm den Frauen=Catalog auf den Tisch, und verlangte, indem er seinen rechten Arm drohend erhob, die andern 15 Anmeldungen sollten augenblicklich durch den magistratischen Amtsbothen ausgerichtet werden. Ohne auf Bescheid zu warten, ging er seiner Wege. Der Vorchtenauer jedoch erhob sich unverzüglich. Er begab sich zum Stadtrichter Jacob Haunperger, und erhielt von diesem Nahmens Bürgermeisters und Raths einen Pergament=Streifen des Inhalts, daß sich sämmtliche 20 Frauen in gebührlicher Parade=Tracht, Tags darauf, um halb 8 Uhr des Abends in der großen Stube des gestrengen Herrn Bürgermeisters Wazlau einzufinden hätten, widrigen Falls u. s. w. Die 5 Wagen hieß es, würden bereit seyn.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Huldinnen noch viel früher als zur festgesetzten Stunde einfanden.

Als es 7 Uhr schlug, waren sie schon alle in der großen Stube versammelt. Dem Herrn Bürgermeister, der sie jede einzeln, freundlich begrüßte, so wie seiner roth mit Gold gekleideten Dienerschaft, blieb Zeit genug übrig, sie in ihrer ausbündigen Schönheit zu betrachten, und das wollen wir nun selber thun.

Vier dieser ehrsamen Bürgersfrauen waren wirklich von blendenden Reizen, nähmlich die Abschrötlerinn, die Rotenzeißerinn, die Perplexerinn und die Schinacklingerinn.

Die Abschrötlerinn war die Frau eines Filzhuters. Sie war eine Brunette mit dunklen Augen, von schlankem hohen Wuchs und stolzer Haltung. Ihre Tracht war von kühner Vornehmheit; das Kleid von Scharlach mit

silbernen Leisten; die breite Halskrause von Brabanter-Spitzen; auf dem weißatlasenen Barett saß vorn ein funkelnder Diamant; das üppige Haar hing zu beyden Seiten über den wallenden durchwegs sorgfältig verhüllten Busen in dicken Flechten herab. Der vergoldete Gürtel blitzte von Edelgestein. Die Abschrötlerinn war sehr geistreich, aber stolz und kalt.

Die Rotenzeißerinn, eines Steinmetzes Gesponsinn war eine wunderbare Blondine; Alles, auch in ihrem Anzug war weiß an ihr. Sie war von der rechten Größe, nur etwas zu „mollig;" ihr Mund hätte ein wenig größer seyn können, wenn man will; aus ihren, etwas in das Meergrünliche spielenden Augen, flimmerte ein mattes, aber vielsagendes schwärmerisches Feuer. Die Rotenzeißerinn war, wie wir vielleicht schon gesagt haben, etwas dick, aber voll Farbe und dahin schmelzenden ätherischen Wesens. Wenn sie lispelte, so duftete es sanft, wie Ambrosia. Weiß war ihr Kleid von Atlas, weiß war ihr Gürtel von Silber, weiß war die Perlenschnur in dem weißen geringelten Haar.

Die Perplexerinn, die Frau eines Pergamenters, war eine Person 6 Schuhe groß, gebaut voll Harmonie, üppig, von starken Gliedern und kühnem Selbstgefühl in all ihren Bewegungen und Reden. Von schwarzem schweren Seidenstoff war ihr Gewand, mit Feuerflocken bestreut, eine ganz neue Zeichnung, so eben aus den Niederlanden herauf gekommen. Das Kleid war zum Erschrecken; man glaubte, lebendige Flammen hüpften darauf herum. Die Perplexerinn sah aus, wie eine Zau-

berinn, und sie war auch eine. Niemand konnte sie sehen, ohne zugleich abgestoßen und hingerissen zu werden, denn ihre Augen und ihre Haare hatten einerseits eine widernatürliche, und anderseits eine übernatürliche Eigenthümlichkeit, ähnlich der, durch welche 60 bis 70 Jahre später, eine Enkelinn von ihr, die famose Ausderweis, des Schulmeisters Schmülzel Geliebte, sich auszeichnete. Das rechte Auge der Perplexerinn nähmlich war himmelblau und das linke war tiefschwarz; und das Haar des Scheitels auf der rechten Seite war kohlrabenschwarz, während jenes auf der linken hellgoldgelb war. Was der Anblick dieses Gesichtes, das blonde Haar neben dem schwarzen Auge, das schwarze Haar neben dem blauen Auge für einen Eindruck hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Dazu noch die absonderliche Gewalt, welche in diesen Augen hausete! Blickte Einen die Perplexerinn mit dem rechten an, so wähnte man sich im Himmel; schaute sie Einen mit dem linken an, so war man zerschmettert; schaute sie Einen aber mit beyden Augen zugleich an, was äußerst selten geschah, so wußte man nicht, wie Einem geschah, und fiel der Perplexerinn zu Füßen; verwirrt war man; man blieb da liegen. Das verhängnißvolle Haupt trug sie unbedeckt; ihr Kleid war von einem eisernen Pfeil zusammen gehalten; eine Krause hatte sie nicht an, sondern ein 2 Zoll breites eisernes Halsband, mit Rubinen und Granaten besetzt. Sie war eine Böhminn, 22 Jahre alt, eine Czaslauerinn, ein Abkömmling der Libussa.

Die vierte dieser ausbündigen Schönheiten war die

Schinacklingerinn, eines Plattners oder Harnischmachers Frau. Sie war fein und zierlich gewachsen, von wunderbarem Ebenmaß, was man bey der Alles einhüllenden Tracht freylich nur ahnen konnte. Ihre Züchtigkeit war erstaunlich; ganz vermummt war sie, daß man auch das Gesicht nur halb sehen konnte, und was für ein Antlitz? Die Milde und das Seelenvolle, Engelgleiche ihrer himmelblauen Augen flößten die süßesten Empfindungen ein. Der Schinacklingerinn seidenes Kleid war semmelfarbig; ihr Schleyer war semmelfarbig; der Gürtel auch nur von Seide, war semmelfarbig, und semmelfarbig waren ihre Handschuhe und ihre Fußschuhe. Der Ton ihrer Stimme war semmelfarbiger Flötenton; was sie sprach, war ebenfalls so. Sie redete aber nicht viel; ihre Augen sagten Alles.

Die übrigen 16 schönen Wienerinnen sind uns nicht alle bekannt; diejenigen aber, deren Nahmen wir wissen, wollen wir hier redlich verzeichnen, und ohne Rückhalt beysetzen, was uns sonst noch von ihnen zu Ohren oder zu Gesicht gekommen. Wir führen also folgende Nahmen und Sachen an:

Die Schnaderhüpfel, eine Wollschlägerinn, erst 16 Jahre alt, hatte aber schon den dritten Mann. Die Zwuckerlinn, eines Ringelschmieds Frau, versetzte ihren Mann in Pensionsstand und betrieb das Gewerbe allein; ihre Eheringe, die sie nur für Witwen machte, waren von curioser Anziehungskraft und sympathetischen Eigenschaften vermittelst eines Arcanums, das sie mit dem Metall verschmolz. Die Ingerinn, so eine Sachsinn war, die

Frau eines Tuchbraiters, machte Geldgeschäfte auf eigene Faust; nur den Vornehmen streckte sie vor; Viele des Corvinschen Hofhalts waren ihr schuldig. Die Gummigurti, eine geborne „von", geborne von Gorgonzola, war die Frau eines Grichtmachers salva venia Wagners, und fuhr selbst den ganzen Tag spazieren, und kutschirte selbst, und war etwas locker. Die Herrehnlinn, wenn wir nicht irren, eine Mehlspeismacherinn, war sehr fromm und häuslich; ihre Maccaroni waren so delicat, daß sie sogar nach Neapolis gingen; dort machte man sie ihr nach bis auf den heutigen Tag. Sie war sonst noch raffinirend, und erfand die Salami. Die Jekus und die Falblinn waren Schwestern; die Eine Kranzelbinderinn, die Andere Flötzerinn oder Floßmeisterinn; diese trieb nächtlicher Weile heimlich Fischerey; die Jekus, eine Kosthalterinn, übernahm den Verschleiß. Die Winterburgerinn war die Frau des weltberühmten Buchdruckers; sie war sehr unterrichtet, und setzte und druckte selbst; die Schwammerl war ihre Gehülfinn, deren Mann machte die hölzernen Einbände der Bücher. Sonst sind wir noch im Stande die Frau van der Flegeleyen zu nennen, die zwar eine schöne Wienerinn, aber die Gattinn eines abscheulichen Mischwaaren-Händlers war, eines uralten Holländer-Härings, der sich allhier angesiedelt hatte; und fällt uns sonst keiner dieser weiblichen Gäste mehr bey.

Diese sämmtlichen 20 eben so süperben als in der That äußerst ehrsamen Wienerinnen waren die ganze Zeit hindurch, ohne sich kaum zu regen auf den an den Wänden angebrachten Holzbänken sitzen geblieben, die Zeit des

Aufbruchs erwartend, bis auf die Verplexerinn, die in ihrer feurigen Ungeduld mehrmals aufgestanden, und mit einem halb verschluckten räsonnirenden Gemurmel im Gemache herum gestiegen war, den Bürgermeister mit ihrem linken schwarzen Auge trotzig und vernichtend anstarrend, so daß er, um nicht aus der gebietherischen Fassung zu kommen, und seiner gestrengen Würde nichts zu vergeben, abseits sehen mußte. Der gewaltige Herr Wazlau seiner Seits war in der peinlichsten Spannung; alle Augenblicke mußte ein Diener auf die Sanduhr schauen, denn der in diesem Zimmer aufgestellten Räderuhr, die ihm vor Jahren der mathematische Professor Peurbach als Geschenk verehrt hatte, traute er nicht recht; er fürchtete sich schier vor diesem lebendigen Ding, das er für eine Art Hexerey hielt. Als nun der Diener allergehorsamst vermeldete, daß es allbereits halb 8 Uhr sey, gab der Bürgermeister dem Lanzenknecht an der Thüre ein Zeichen, worauf dieser mit seiner Waffe so energisch stampfte, daß die 20 Schönen erschreckt in die Höhe sprangen. Beruhigt und erfreut zugleich aber verfügten sie sich unter Vortritt des Stadtschreibers nach den bereit stehenden Kutschen.

Die Fahrt geschah im Schritt, und war von 10 Fackelträgern begleitet, da es noch keine Straßenbeleuchtung gab. Es verging eine starke Viertelstunde, bis der Zug am Eingang der Kärthnerstraße ankam. Von hier aus both sich ein überraschender und räthselhafter Anblick dar. Es zeigte sich nähmlich, daß vor der etwa hundert Schritte entfernten Königsburg, mitten auf der

Straße, und ungefähr ein Stockwerk hoch eine klafter-hohe weiße Säule frey in der Luft hin und herschwebe, vom Knause aus wogende Flammen ausspeyend in wirbelnde Rauchwolken gehüllt. Als man aber näher kam, erwies sich, daß die Erscheinung die Leibfackel des Riesen sey, der wie der menschgestaltige Leuchtthurm von Rhodos mit ausgespreiteten Beinen über dem Rinnsal stand, mit seinem langen rechten Arm diese seine Leuchte hoch empor reckend aus purer Galanterie. Den klatschenden Beyfall der Schönen aber nahm der Enjöharum gleichgültig hin.

Als die erste Kutsche das Thor der Burg erreicht hatte, gab ein daselbst aufgestellter Trompeter das Zeichen, worauf die silberne Burgglocke ertönte. Heiducken eilten herbey, die aus den Wagen steigenden Gäste zu unterstützen, und 4 Pagen mit großen silbernen Armleuchtern gingen voraus die breite teppichbelegte Treppe in das erste Geschoß. An der Eingangsthüre in die Gemächer zogen Trabanten ihre Hellebarden an zu feyerlicher Begrüßung, und die Pforte öffnete sich von Innen. Das erste und zweyte Vorgemach enthielt an den Wänden sinnreich angebracht, Rüstungen, Helme, Schwerter, Streitkolben, Armbrüste, Köcher mit Pfeilen, Dolche, Fahnen, anderes kriegerisches Geräth und verschiedene Trophäen. Die schönen Wienerinnen befanden sich nun an dem mit kostbarem Schnitzwerk verzierten Portale des großen Saales, und ihre schönen Herzen pochten und schlugen vernehmlich. Kecklich aber schritt die Perplexerinn voraus, die Klinke ergreifend.

In diesem Saale waren die vornehmen Gäste bereits alle versammelt, lauter Männer, wohl 40 an der Zahl. Es befanden sich darunter der venetianische Gesandte mit seinem nächsten Gefolge und mehreren andern italienischen Cavalieren; Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Schriftsteller und Künstler und Feldhauptleute aus allen Gegenden der Welt; der Stadt- und Landesbefehlshaber Stephan Zopolya; der Woywode Báthory; der Bischof Dotzy, aber in weltlichem Staatskleide; vom königlichen Hofstaate selbst der Geheimschreiber Thomas; Bonfini der Historiograph; der gelehrte Astrolog Galeotti, welcher zugleich Staatsphilosoph, Geschichtschreiber, Poet und feiner Hofmann war. Auch Personen von äußerlich geringerem Range, durch ihre inneren Vorzüge des Talents, des Geistes, der Wissenschaft oder der Tugenden ausgezeichnet waren zugegen, wie z. B. der Buchdruckerherr Andreas Heß aus Ofen und sein würdiger dichterischer Genosse Hanns Kohl oder Carbo *). König Mathias selbst in seinem 45. Jahre stehend, unterhielt sich wechselweise mit mehreren dieser Männer über die verschiedenartigsten Gegenstände mit Kennerschaft, Geist und Leichtigkeit, und in eines Jeglichen Landessprache. Sein natürlicher Sohn Johannes Corvin nahm an die-

*) Ein panegyrisches Gedicht, das er Mathias Corvin verehrt, Manuscript, mehrere Bogen in klein Quart, noch in dem sammtenen Original-Einbande hatte ich von einem Berliner-Buchhändler gekauft, und dem kenntniß- und geistreichen Herrn Gay, als er sich vor einigen Jahren in Wien befand, abgetreten.

sen Gesprächen den lebhaftesten Antheil. Die Herren hatten sich in Gruppen getheilt, und schritten im Saale umher. Dieser strahlte von einer Unzahl armdicker Wachslichter, die auf klafterhohen massiven silbernen Wandleuchtern prangten; an den Wänden hin liefen sammtgepolsterte Bänke; in jeder Ecke stand ein teppichbehängter runder Tisch, und eine kleine Anzahl hoher mit vergoldeter Holzsculptur geschmückter Lehnstühle. Sonst war kein Geräthe zu sehen, denn es war dieß der Tanzsaal, getäfelt mit geschmackvoller Holz-Mosaik; die Wände waren mit dunkelbraunen Leder-Tapeten voll goldenem Geschniegel bekleidet; an der Rückwand erhob sich eine Art Balcon für die Musikanten, die auch schon zugegen waren, ihrer 6, an ihren Lauten leise klimpernd. Die Königinn, Beatrix, war noch nicht sichtbar.

König Mathias stand eben in einem Erker, und besprach sich mit Carbo, als die beyden Thürwärter in ihre kleinen silbernen Trompeten stießen und die Portal-Flügel aufrauschten. Das Haupt empor geworfen, in stolzer gebietherischer Haltung trat die Perplexerinn ein. Alles war befremdet, betroffen, erstaunt ob solchen Anblicks; insonderheit war Johannes Corvin, auf den sie zunächst zu gehen gekommen, so überrascht, daß er einen Augenblick fast die Besinnung verlor, denn die Zauberinn hatte ihn noch eigens mit ihrem blauen, dem Aug der Wonne angesehen. Nicht allzuschnell vermochte er es, sich wieder zu sammeln; aber dieser Vorfall verdroß ihn; er hielt sich in seiner hohen Rangesstaffel verletzt und beschämt, und alsogleich übte er Rache. Sich an sämmt-

liche Wienerinnen wendend, sagte er mit spottverzogenem Munde zur Perplexerinn: „Freut Uns, daß solch reizende Handwerks-Damen sich zu Uns verirren; sind ohne Zweifel, statt zum Lebkuchler fehl gegangen; aber das thut nichts; Wir wollen geruhen, sie einen Augenblick zu dulden; nun, ha, ha, es möge ihnen verziehen seyn.“ Diese Rohheit war ihm in seinem Gähzorn entfahren, und die Perplexerinn hatte schon eine scharfe zurechtweisende Entgegnung auf der Zunge, als der König sich näherte, und die Gäste mit einer Bewegung der Hand freundlich begrüßte. Sein Anblick aber hätte den Grimm der Perplexerinn, statt ihn zu beschwichtigen, nur noch steigern können, denn in seinem Anzuge glaubten sich die guten Wienerinnen bitter verletzt. Der Schnitt seiner Kleidung nähmlich war allerdings jener der ungarischen Landestracht; die Farben aber waren hellgrau und krebsroth; es waren die Farben der Stadt Wien. Diese Erscheinung machte auf all die 20 weiblichen Gäste einen sehr verstimmenden Eindruck, natürlich aber ohne allen vernünftigen Grund, denn der König war nun einmahl Herr und Gebiether von Stadt und Land; selbst die schmachtende Notenzeißerinn und die sanfte semmelfarbene Schinacklingerinn erröthete vor Aerger. Die redselige Schnaderhüpfel wollte schon aufsprudeln; nur mit Mühe wurde sie von der klugen Jekus zurück gehalten und von der Ingerinn, die es sehr mit den Königlichen hielt. Die Gorgonzola aber, so wie die Frau van der Flegeleyen stieß einen leichten Schrey des Unmuthes aus. Die stolze kalte Abschrötlerinn entlud ihren Groll in einem halb-

lauten "Ha!", während die Schwammerl einer Ohnmacht nahe war.

Doch Alles legte sich bey, als der König in mildem Ernste und anmuthiger Geberde die Worte sprach: „Seyd Uns willkommen, Ihr lieblichen Bürgerinnen dieser Stadt, dieser Unserer guten Stadt Vienna, besser Vienna-Pannoniä genannt. Ihr habt zwar für gut befunden, mehrere Minuten über die von Uns anberaumte Zeit verstreichen zu lassen, was nur Unserer zärtlichen Neigung schmerzlich ist; jedoch wollen wir geruhen, Uns zu trösten. Noch Einmahl, seyd willkommen, und nehmt in Heiterkeit und Lust auf, was Unser Hof Euch anbiethet." Dieß gesprochen gab er einem Pagen einen Wink. Der eilte an das entgegengesetzte Ende des Saales, und öffnete die Flügel einer mit Ebenholz, Elfenbein und Perlenmutter ausgelegten kleineren Thüre. Gleichzeitig erhoben die 6 Musicanten ein helles Geklimper; die 2 Thürsteher bliesen auf ihren kleinen Silber-Trompeten eine Fanfare, und die Königinn Beatrix trat in den Saal, gefolgt von ihren Damen und einer Schaar von Zofen und Edelknaben.

Beatrix, ein holdseliges minnigliches blühendes Weib trug ein weißes Kleid von indischem in Europa fast noch unbekanntem Stoffe (in spätern Zeiten Kaschmir genannt); die reiche Stickerey desselben stellte nicht Blumen oder ähnliche Gegenstände, sondern Länderwappen vor, und bestand nicht aus Gold oder Silber, sondern durchwegs aus Diamanten. An der kleinen Goldkrone auf ihrem Haupte war, der rückwärts bis auf die Füße hinab rau-

schende Schleyer befestigt, welcher ebenfalls wie des Königs Anzug die Farben des Wiener-Stadtwappens trug. In der linken Hand hielt sie einen duftenden Strauß der seltensten Blumen. Sie schritt langsam bis in die Mitte des Saales; da hielt sie inne, und winkte den Wienerinnen, sich ihr zu nähern. Nachdem dieß geschehen, sprach sie: „Wir grüßen Euch; welche ist die Winterburgerinn?" Die Winterburgerinn, ungeachtet ihrer vielen geistigen Vorzüge ein schlichtes bescheidenes Weib, ward verlegen ob der Aufrufung ihres Nahmens. Da wurde sie von der Königinn selbst erkannt. Beatrix trat auf sie zu, und reichte ihr den Blumenstrauß dar, sprechend: „Diese Blumen möget Ihr, liebe Frau, die wir gebührend zu ehren wissen, unter Eure Gefährtinnen vertheilen."

Jetzt trat auch der König heran, begleitet von einem einfach in schwarzes Wollenzeug gekleideten Mann, der aber eine goldene Ehrenkette um den Nacken trug, und richtete das Wort ebenfalls an die Winterburgerinn. „Hier mache ich Euch, liebe Druckersfrau", sagte er, „mit dem würdigen Theobald Fejer bekannt, Bürger und Bücherhändler zu Ofen, für den Eure Pressen so schöne Arbeit liefern; besonders mit den griechischen Drucken sind wir sehr zufrieden. Denket daran, liebe Frau, daß Ihr von meiner Chronik des Turocz eine deutsche Version könnet ausgehen lassen; entbiethet Eurem Mann, dessen Haus zum Winter unter den Lauben von heute an für ewig steuerfrey erklärt sey, Unsern gnädiglichen Gruß, und nun ergetzt Euch, so gut Ihr könnt." Mathias Corvinus zog sich hierauf zurück; die Perplexerinn aber schoß

giftige Blicke aus ihrem linken schwarzen Auge auf die Winterburgerinn.

Auf einen Wink der Königinn traten jetzt 2 Pagen vor, jeder mit einer großen goldenen Schüssel. Auf jeder lagen 10, etwas über einen Schuh hohe Fähnlein, deren dreyfarbiges Seidenzeug von den ungarischen Landesfarben war; die Stange war von Elfenbein mit goldenem Zierrath; an dem goldenen Schaft hingen kleine silberne Glöckchen und Schellen. Diese Fähnchen waren eine Erfindung der Königinn selbst; sie fingen an, statt der künstlichen, an einem Stiele von Holz befestigten Blumensträuße in Gebrauch zu kommen, welche von vornehmen oder reichen Frauen in der Hand gehalten zu werden pflegten. „Bedient Euch dieses angenehmen Spielzeugs", sprach Beatrix zu den Wienerinnen, „und behaltet es zum Andenken." Hierauf zog sie sich mit ihren Damen in ihre Gemächer zurück; die Zofen aber und die Pagen geringern Ranges blieben bey den Bürgerinnen und stellten sich ihnen zur Verfügung. Dieser feine Zug von großmüthiger Leutseligkeit söhnte die grollenden Frauen vollends aus, und sie nahmen nun auf die höfliche Einladung, die ihnen von einer Art Ceremoniarius, der aber seinem Costum und besonders seiner mit Silberglöcklein behangenen Kappe nach, aussah wie ein Hofnarr, auf den Polsterbänken Platz, kichernd sich und schäkernd mit den wunderschönen Fähnchen unterhaltend. Dieß Geräth war ihnen Allen so neu, merkwürdig und anziehend, daß sie kaum Acht hatten auf die Männer, welche indeß heran gekommen waren, sich an dem Anblick dieser allerliebsten

Bürgersfrauen zu weiden, und schon beginnen wollten, mit ihnen zu plaudern, als Prinz Johannes den seltsamen Ceremoniarius auf die Schulter klopfte, und ihm zuraunte: „Nun, Meschugge, verrichte Dein Amt!" Unverzüglich erhob dieser seine Rassel (Kinderklapper, „Rodel" ꝛc.), streckte sie schüttelnd hoch empor, und rief, auf die Musikanten schauend, mit lauter Stimme aus: „Bey diesem harmonischen Instrumente, welches von der großen Nation des Volks des Himmels, von dem auch ich Abraham Meschugge abstamme, erfunden ist, beschwöre ich Euch, Ihr 6 Faullenzer und Stümper, auch überflüssige und lästige Allerweltlärmmacher, anzufangen Euer Tanzgezupfe und Euren Singesang dazu."

Sogleich begannen nun die Lautenschläger ihre „gesungene Tanz-Musik." Die Schönen sprangen von ihren Sitzen auf, und waren bald mit Tänzern versorgt. Der Meschugge führte den Reigen an. Dieser Tanz war ein einfaches und langsames Gehüpfe, eine Art Polonaise, jedoch von der allerlässigsten kaltblütigsten und langsamsten Art, ohne alle Anstrengung und Erhitzung; eben so eine zweyte Gattung des sogenannten Tanzes, der in Etwas dem spätern Deutschtanze glich. Man schlurfte behaglich, bequem und schläfrig dahin, ohne alles Temperament. In dieser Weise war auch die heutige Tanzunterhaltung im Corvinus-Saale beschaffen, und absonderlich von den Frauen dennoch genußvoll, ja entzückend befunden. Jene beyden Tänze wurden im Verlaufe weniger Stunden mehrere Mahle gewechselt. Während der Zwischenzeit hatten die Schönen Platz genommen, und

sich der Erfrischungen bedient, die ihnen von den Pagen und Zofen waren dargereicht worden. Diese Erfrischungen bestanden Anfangs in gewässertem Meth in silbernen Pokalen auf goldenen Tassen aufgetragen; nachher jedoch aus einem wirkungsvolleren Kühltranke, dessen völlig unbekannter Genuß jenen unsren schönen Wienerinnen eben so behagte, als dieß bey den jetzigen schönen und nun versteht sich, noch schönern Wienerinnen der Fall seyn würde, wenn er, wie im Orient, im Gebrauch wäre. Es ist aber dieser köstliche Kühltrank nichts Anderes als der Sorbet. Die Schnaderhüpflinn, ein Lecker- und Plaudermaul zugleich, wendete sich im Vertrauen an eine der Zofen, und bath und beschwor sie, ihr die Bereitungsart jenes Göttergetränkes zu verrathen. Dieses liebe Ding nahm gar keinen Anstand. „Liebwerthe Frau", sagte das ketskemetische Zöflein, „ich will Euch gern dienen. Sehet, Ihr nehmt von Rosen abgezogenes Wasser, oder auch von Veilchen oder Lindenblüthen, vermengt dieses mit dem Saft von Citronen und Pomeranzen, und gebt dann Ambra und Moschus als Würze dazu; der Sorbet ist dann fertig, und wollt Ihr ihn recht wohlschmeckend haben, so kühlt ihn in Eis ab. Was insbesondere die Menge dieser Bestandtheile betrifft, so werde ich das Recept dem Enjöharum geben, auf daß er es Euch überbringe." Dieser wohlschmeckende Unterricht, auf der Schülerinn Bitte nur lispelnd ertheilt, um das süße Geheimniß nicht auch ihren Gefährtinnen wissen zu lassen, wurde durch des Meschugge rasselndes Commando zu einem neuen Tanz unterbrochen.

Während dieser Tanzunterhaltung, die bis nach Mitternacht anhielt, wurden nur sehr wenig Gespräche geführt. Das eigene Beyspiel des Königs, der sich wie sein Sohn Johannes von einer eigentlichen Conversation mit den Bürgersfrauen fern gehalten hatte, war für alle Vornehmern der gesetzliche Maßstab des eigenen Benehmens. Einige Künstler jedoch, dann Carbo, Fejer, und einige wenige Andere, darunter zwey venetianische Geheimschreiber, so auch der des Königs, Thomasius hatten ein umständlicheres Gespräch mit ihnen gepflogen, das aber nie in Lebhaftigkeit oder galante Höflichkeitsbezeigungen überging, Alles zu großem bittern Aerger der Perplexerinn, die nicht begreifen konnte, wie man so roh oder so unempfänglich seyn könne, ihrer blendenden und eigenthümlichen Schönheit nicht sclavisch zu huldigen. Desto hitziger und unabläßiger jedoch sahen sie sich von den zudringlichen Späßen Meschugges behelligt; er schwätzte ihnen so blödes und mitunter so anstößiges Kunterbunter vor, daß sie endlich unwillig wurden, und ihn, wie in einer netten Verschwörung, plötzlich alle 20 umringten und ihm die Spitzen ihrer Fähnchen in den Leib rannten, bis er Stillschweigen gelobte.

Indem öffnete sich die Thüre des Nebensaales. Vier kostbar gekleidete Heiducken mit großen silbernen Stäben in der Hand traten langsam heraus, stellten sich zu beyden Seiten der Thüre, und verneigten sich. Auf dieses Zeichen begaben sich sämmtliche Gäste in den Speisesaal, und setzten sich zur Tafel. Ein eigenes Verfahren war, daß die 20 schönen Wienerinnen nicht unter die männ-

lichen Gäste eingetheilt zu sitzen kamen, sondern auf des Meschugge Anweisung ihre Plätze in einer eigenen Reihe einnahmen. Auch fiel es der Verplexerinn sogleich auf, daß die Teller, Becher und andere Tischgeräthschaften der Bürgersfrauen von Silber seyen, während jene der übrigen Gäste von Gold waren. Bedient wurden Jene von den einfachen Zofen.

Die Mahlzeit bestand, wie man wohl denken kann, aus den erlesensten Gerichten. Darunter waren solche, mit denen sich unsre 20 Frauen nicht wohl befreunden mochten, als Zwiebel- und Speck-Ragouts, Paprika-Hühner, Gulasch-Fleisch u. dergl. Das Wildpret aber ließen sie sich schmecken, so auch das verschiedene Backwerk und den türkischen Reis mit geschmorten Hammelstücken. Sehr überrascht waren sie von dem kalekutischen Geflügel, welches ihnen ganz neu war. Von dem candirten Obste verschlangen sie eine Menge; so auch sprachen sie den Datteln sehr zu; nur mit dem vielen brennenden Gewürz, das bey den meisten Speisen angebracht war, eben auch erst seit Kurzem in Europa bekannt, konnten sie sich nicht vertragen. Mit Verwunderung bemerkten sie, daß der König von all diesen herrlichen Gerichten nichts zu sich nahm, als einige derbe Schnitte Wildschwein, und griechische Feigen, seine Lieblingsspeise, von der er eine große Schale voll verzehrte. Was die Getränke anbelangt, so bestanden sie Anfangs aus einer eigenen Art leichten mit Würzwerk versetzten Bieres, dann aus ungarischen, zuletzt aus spanischen Weingattungen. Der Sanct-Georger, mehr aber noch der Tokayer mundete den Weibsen über die Maßen,

wie denn die Gummigutti und die Herrehnlinn des Guten schon dergestalt zu viel gethan, daß sie anfingen, Liedlein zu pfeifen, und Würfel zu verlangen, um den frechen Meschugge auszuspielen. Der aber wußte sich zu rächen, wie sogleich zu ersehen seyn wird.

Es hatte sich nähmlich während der ganzen langen Zeit der Tafel Niemand mit den 20 schönen Wienerinnen befaßt, denn es hatte auch zu dieser planmäßigen Demüthigung der ihrem eigentlichen Landesfürsten so treu anhänglichen Unterthanen gehört, sie auf alle mögliche Weise zu vernachlässigen, was einem weiblichen Gemüth doppelt empfindlich seyn muß. Man hatte sich über Krieg und Jagd, über Zeitsachen, gelehrte Dinge, über Gegenstände der Kunst und allerhand Persönlichkeiten unterhalten, ohne sich um die 20 Schönen auch nur im Mindesten zu bekümmern. Nur Mathias richtete zuweilen einige kurze Reden an die Winterburgerinn, wobey er unter Anderm triumphirend den Umstand hervorhob, daß die edle Kunst des Buchdrucks in seinem eigenen Lande doch um volle 10 Jahre früher ausgeübt worden, als von den Wienern, die sich sonst mit ihrem Uebergewicht in der Cultur breit zu machen pflegten. Unsere Bürgersfrauen sahen sich also in ihren Gesprächen auf sich selbst beschränkt, und da sie wahrnahmen, daß man sie durchaus nicht beachte, als ob sie gar nicht zugegen wären, so ließen sie sich zu allerhand kleinen Ausgelassenheiten hinreißen. Sie führten, aufgeregt von dem ungewohnten Getränke, mit ihren Fähnchen Zweikämpfe auf; sie spießten das verschiedene Back- und Obstwerk, und warfen es dem zu ihrer Pein stets

in ihrer Nähe befindlichen Meschugge an die Schnauze; sie sprangen auf, und sangen unbekümmert und mit erhobener Stimme Handwerkslieder; sie hüpften und tanzten, und trieben allerhand Possen; sie jubelten laut; sie verlangten von den Zofen, daß man ihnen die Schatzkammer zeige, damit sie sich einige Kleinodien zum Andenken an diese einsame Nacht aussuchen könnten. Da erachtete es die Königinn für gerathen, sich mit ihren Damen zu entfernen, nachdem sie einigen Pagen noch den Auftrag ertheilt hatte, einen der großen Silberkrüge mit Sorbet füllen, und dieses blutberuhigende Getränk den Bacchantinnen von des Riesen langem Arm in starken Gaben einflößen zu lassen. Es geschah denn auch also, und bald saßen die wieder zu sich gekommenen Schönen so ruhig auf ihren Bänken, wie früher.

Diesen Zustand benützte der gallsüchtige Meschugge, sich zu rächen. Er wendete sich an den jungen Corvin. „Wie wäre es denn, mein lustiges Prinzlein", sagte er, „wenn die hohen Herrn sich von diesen 20 Plebejerinnen eine Unterhaltung bereiten ließen?" Wie meinst Du das, kecker Narr? entgegnete schmunzelnd Johannes. „Ich bin der Meinung", war die Antwort, „daß es einen recht guten Spaß geben könne, wenn einer Jeden aufgetragen würde, Etwas von der Art und Weise des Handwerks ihres Mannes zu erzählen; in jedem Falle würden die blöden Dinger in Verlegenheit gerathen, und es gäbe zu lachen." Johannes ging auf den Vorschlag ein, und redete darüber insgeheim mit dem Vater. Als nun dieser nicht Ja, nicht Nein sagte, wurde die Sache als gutge-

heißen angesehen. Meschugge in Aufgeblasenheit richtete also an die schönen Wienerinnen das Wort. Der junge Corvin nickte und so galt das Wort als Befehl. Sämmtliche Herren hatten bereits Kunde von diesem Anschlage, und widmeten der Lösung ihre Aufmerksamkeit. Den gekränkten und aufgebrachten Bürgerinnen aber war die Zumuthung eben nicht unwillkommen.

Es mag sich verstehen, daß die Perplexerinn zuerst das Wort nahm. „Mein Mann", sagte sie frostig und schnippisch, „hat als Pergamentmacher schon lange ein Auge auf diese beyden Gäuche, Enjöharum und Meschugge genannt. Wollet Gnädigster selbe ihm abliefern lassen,

„Was da", fiel die Abschrötlerinn ein, „ihre Eselhaut ist des Gerbens nicht werth. Da will mein Wunsch schon höher hinaus, denn so filzig als die neue Herrschaft, plündernd uns ausbeutend das arme Bürgervolk, ist kein einziger der vielen Hüte, welche aus meines Manns Händen hervor gehen. Hätte also den feinen Wunsch, daß keiner von denen, die er von nun an noch machen wird, je vom Kopf gezogen werde vor all diesen hochgebiethenden Herrn." Dieser derbe Ausfall wurde noch derber belacht.

Der Rotenzeißerinn wollte nichts einfallen; aber die Schinacklingerinn mit ihrem Fähnlein in der Luft herum stechend, rief sogleich mit heller Stimme aus: „Mein Mann ist gewiß der beste Harnischmacher im ganzen Lande; eine bessere Rüstung aber hat er nie verfertigt, als diejenige ist, vor der Ihr tapfern Herren dahier in kurzer Frist schon zittern werdet." Und wie soll denn

dieser schreckliche Harnisch heißen, Du hitziges Weibel, fragte lachend der junge Corvin. Die Antwort war: „Wie anders denn als Maximilian?“

Hoho! lachte die Gesellschaft. Johannes aber sagte: „Nun nun, dieser allerdings überaus ruhmeswürdige Held, den Ihr die Blume der Ritterschaft zu preisen pflegt, wird wohl keiner Rüstung mehr bedürfen. Die neueste Mähr ist, daß er in Brügge schon gefangen sitzt.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Verplexerinn zornerröthend aufsprang, aus ihrem Busen ein gedrucktes Papier zog, es hoch hinhielt, und ausrief: „Mit Verlaub Ihr Alle; hier ist eine andere Mähr; sie beweiset, daß unser hochherrlicher Max aller Fährlichkeit glücklich entgangen. Da leset, Johannes, und schämt Euch.“ Der junge Corvin nahm die Flugschrift und überreichte sie dem König. Der aber las sie sehr ernsthaft durch. Laut gelesen hatte er nur den Anfang, nähmlich: „Vermerkt die Hofmär aus dem Niederland.“ In der That war diese Schrift insgeheim gedruckt und in Wien unter der Hand verbreitet worden, um das Volk, welches für das Geschick des vielgeliebten Herrschers zitterte, zu trösten. Mathias behielt die Schrift, ohne sich darüber zu äußern. Doch schien sich eine Wolke auf seiner Stirn zu lagern. „Es mag jetzt mit dem Possenspiel genug seyn, meine saubern Bürgersweiber“, sagte er gedehnt; „laßt den Spuk zu Ende gehn, und macht, daß Ihr nach Hause kommt. Enjöharum, sorge für das Gespann und leuchte voraus mit Deinem Span.“ Bei diesen Worten erhob sich Mathias.

Die Perplexerinn aber wollte vorerst ihre Zeitung zurück haben, und verlangte sie mit Ungestüm. Als sie ihr aber durchaus nicht ausgefolgt wurde, gerieth sie in Entrüstung. Schon die ganze Nacht hindurch hatte sie, erbittert durch die vielerley Neckereyen, Zurücksetzungen und Beleidungen, sich ein Liedlein zusammen gesetzt, Willens selbes Tags darauf dem neuen Gebiether durch unbekannte Hand zustellen zu lassen. Jetzt aber, so tief verwundet, ließ sie sich zu der gefährlichen Kühnheit hinreißen, es sogleich anzubringen. Sie stieg hinauf zu den Musikanten, schlug einem derselben die Hand von der Laute, ergriff diese, hob sich stolz und hoch empor, und sagte Zornesblicke schleudernd mit gebietherischem Tone: „Noch Eins, bevor wir, die Ihr mißhandelt, von Euch scheiden, wollte Gott, für ewig. Vermerkt denn eine andere neue Mähr.“ Sie schlug in die Saiten und sang mit zorniger Betonung die Worte:

Hört, was jetzt die Bürgerfrauen
Euch entbiethen im Vertrauen
Für den Spott und Hohn,
Die da sind ihr Lohn!
Daß gefolgt wir glatten Zungen,
Theils gebethen, theils gezwungen,
Müssen wir bereun
Und den Vogel scheun,
Der es frevelnd konnte wagen
Unsre Würde zu benagen.

Die Perplexerinn war sich ihrer Vermessenheit gar wohl bewußt; die wenigsten ihrer Gefährtinnen aber „ver-

merkten", daß der „Vogel" unmittelbar auf des Königs Beynahmen Corvinus (Rabe) deute. Mathias selbst war betroffen ob solch beyspielloser Dreistigkeit; er ließ es sich aber nicht im Mindesten „vermerken"; vielmehr erwachte, wie so häufig seine Großmuth, und er sprach in ruhigem Ton zu der Sängerinn: „Weib, Bürgerweib, Du kennst schlecht den Vogel, sage ich Dir; denn wisse, nicht nur sey Dir verziehen, sondern zum Beweise dessen empfängst Du hier aus seinen verketzerten Krallen dieses Geschenk zum Andenken." Dieses gesagt, zog er einen überaus kostbaren Ring vom Finger, und reichte ihn der Perplexerinn. Die aber fühlte sich vernichtet durch solch erhabene Gesinnung, zugleich jedoch wallte ihr eigenes Hochgefühl auf, und sie wies, doch mit aufrichtiger Ehrerbiethung und Begeisterung, das Geschenk mit den Worten zurück: „Ich bewundere Euch, Herr König, und mein Geist huldigt dem Eurigen; Ihr sollt aber auch eine echte Wiener-Bürgerinn bewundernd kennen lernen, und deßhalb müsset Ihr gestatten, daß ich Euren Ring nicht annehme." Sie legte mit anmuthiger Geberde das Kleinod auf eine Crystall-Schale, verneigte sich tief, und trat von der Tafel zurück. Der König aber verließ, ohne weiter ein Wort zu sprechen, mit sämmtlichen Herren den Saal. Den Ring hatte er liegen lassen.

Die Stimmung der Frauen war jetzt eine sehr besonnene und ernste. Sie sprachen keine Sylbe mehr, und trachteten nur, wieder in ihre Behausung zu gelangen. Die Anstalten waren schon getroffen; sie bestiegen ihre Kutschen und kamen ohne alles Ungemach heim. Der

Morgen dämmerte bereits, denn bis sie einzeln bey ihren in den verschiedenen Gegenden der Stadt zerstreut gelegenen Wohnhäusern abgesetzt wurden, erforderte eine geraume Zeit.

Bald verschmerzten sie, wie auch alle andern Wiener, gutmüthig selbst diese arge Unbill; und als zwey Jahre darauf der große Ungarkönig in der nähmlichen Burg das Zeitliche segnete, weiheten sie diesem Trauerfall das aufrichtigste Beyleid.

Der Ehemann der Perplexerinn hatte den Tag nach jenem seltsamen Bankett, die ausschließliche Lieferung des Pergaments für Hof, Stadt und Land erhalten.

Unterirdische Stadt.

(Eine Phantasterey.)

Die Miethe der ebenerdigen Localitäten steigt und steigt, und steigt, was zwar sehr begreiflich, zugleich aber sehr unbegreiflich ist, so ferne sie noch nicht, wie Brod und Fleisch ihre Satzung hat. Der Bestandinhaber repartirt die furchtbare Zinsung auf seine Gewerbsartikel, und das ganze Publicum ist dadurch besteuert; sind seine Artikel von der Gattung, die eine Preiserhöhung oder Qualitätverminderung (was Ein- und dasselbe ist) nicht gestattet, so erliegt er, und muß jedenfalls fort. Gäbe es denn aber da gar kein Auskunftsmittel? O ja; warum denn nicht! Nähmlich: Marsch mit den Wirths- und Caffehhäusern, Marsch mit den Wein- Bier- und Branntweinschänken, Marsch mit ihnen hinab unter

die Erde! Thierische Verrichtungen, wie das Essen und Trinken, das Nichtsreden, das Tabakrauchen, das Wasserverschlucken; animalische Functionen wie das Buchstabiren der heutzutagigen Zeitungen haben durchaus nicht nöthig, Gegenstände des allgemeinen Anblicks, Objecte des sogenannten Tageslichts zu seyn, sie sind gar nicht zu gut, unter der Erde Statt zu finden. Marsch mit diesen Schänken da hinunter, wo ohnedieß schon so manche sind; alte, die gewissen Keller; neue, wie z. B. im Matschakerhofe, wo bei unvergitterten Fenstern, von der Straße aus zufällig irgend eine Last nur hinab zu fallen braucht, um 3 bis 4 Herrn Gästen die Köpfe entzwei zu schlagen; ferner altneue, wie z. B. das „berühmte" Elysium; und pflegt da in diesen Souterrains all und Jedes um so und so viele Procente wohlfeiler zu seyn, wozu wenigstens, rücksichtlich der Miethe, die handgreifliche Möglichkeit vorliegt. Vor Jahren war die Verordnung ergangen, daß zur Erzielung wohlfeilerer Wohnungen, in den ersten Stockwerken keine Wirths- und Caffehhäuser mehr bestehen sollen (wobei die Wirschmidt immer schrecklich jammerten); jetzt also noch ein Stockwerk tiefer: vom Straßengegaff, vom falschen Zwielicht des Tages, marsch hinunter in die aufrichtige Nacht der Gasbeleuchtung, hinunter in jene eigentlichen „Gewölbe", den oberirdischen „Gewölbern" geringere Miethe, den Bestandpartheien eine minder unerträgliche Existenz, dem Publicum geringere Preise zu erwirken; lauter saubere Früchte dieses „Marsch hinunter." Und nach und nach ferner noch allerhand andere „Marsch" mit allerhand

Raumfräßigkeiten der innern Stadt; Marsch hinaus mit ihnen vor die Stadt, und mit manchen derselben Marsch hinaus gar vor die Vorstadt, auf das Land sogar, auf das Wasser sogar; o Du unbewohnter Donaustrom: hast keine Häuser, keine schiffigen Inseln à la Chinoise, à la Parisienne, (Wohnungen auf Schiffen)! „Hinunter" und „Hinaus"! Da liegt es! Ein simples „Gewölb" auf dem Kohlmarkt jetzt 3000, kann wieder 300 Gulden kosten; eine vorstädtische Wohnung: Küche mit Leiterstiege auf einen Dachboden und Zimmer mit 2 Fenstern wieder 16 Gulden ganzjährig; das waren die Preise vor 5 Mahl 10 Jahren. Also Marsch! „Marsch hinunter! Marsch hinaus!" —

Ein Verein zu Gunsten der Lehrjungen,

gerade jetzt, wo einer gegen Thierquälerey zu Stande gekommen, ist, meiner Ansicht nach 1) unnöthig; 2) unpolitisch; 3) eckelhaft und empörend.

„Unnöthig", weil, wenn man aufhören wird, die Thiere zu mißhandeln, man auch aufhören wird, die Lehrjungen zu maltraitiren. Wer Thiere martert, martert auch Menschen. Es ist wie bey allen Uebeln. Die Ursache muß zuerst entfernt werden, wenn die Wirkung unterbleiben soll. Wer Thiere liebt und schont, liebt und schont auch Menschen; Ausnahmen sind hier von geringer Erheblichkeit.

„Unpolitisch", weil der Lehrjunge, wenn er sich zum Gegenstande eines eigenen Vereins erhoben sieht, sich

sogleich übernehmen, widerspänstig, prätentiös, unerträglich, unverwendbar werden wird; als unreifes Individuum noch viel anmaßender, als die Domestiken, besonders die weiblichen, die sich jeden Augenblick auf ihre gesetzlichen Rechte berufen, diese Domestiken, welche da herrschen statt zu dienen. Tausendmahl plumper und frecher wird der privilegirte Lehrjunge seyn, dessen ganzer Character als fügsames Glied der Gesellschaft vielleicht für sein ganzes Leben verpfuscht wird.

„Eckelhaft und empörend", ja nicht anders, wenn es heißt: zuerst einen Verein für die Lehrjungen, die gehn uns näher an; dann erst zu Gunsten der Thiere. Hier zeigt sich der grelle Egoismus des Menschenthiers in seiner ganzen zügellosen Rohheit. Der „Mensch", und immer der Mensch, und nichts als der Mensch! Zu Allererst nur er selbst; alle andern Mitgeschöpfe, alle andern Creaturen Gottes sind nur Dinge in seinen Augen. Das in seine Gewalt gegebene, nur nach dem Instinct handelnde schuldlose Thier peinigt er; den mit Verstand ausgerüsteten, boshaften, faulen, schlechten, übermüthigen, frevelhaften Lehrjungen nimmt man in Schutz, weil dieser Junge ein Mensch ist. Fürwahr, auf solche Weise dient man dem Schöpfer nicht, auch nicht dem Zwecke der Schöpfung, auch nicht der Gerechtigkeit, nicht der Vernunft, nicht seiner eigenen Würde; nur seinem eigenen Stolz, seiner selbstischen Hoffahrt, seiner an Wahnsinn gränzenden Anmaßung, seiner ins Lächerliche gehenden Herrschsucht. „Der Mensch ist das grausamste Thier"; das ist ein alter Satz.

Wer gleichgültiger dabey seyn kann, wenn ein Thier geprügelt wird, als wenn ein Lehrbursche oder überhaupt ein Mensch Schläge bekommt, wird meine Worte nicht verstehn.

Man hat alle Ursache, die Thiere, und sehr wenige Gründe, die Menschen zu lieben.

Versucht werden könnte man, auszurufen: Wie herrlich wäre es auf Erden, wenn es keine Menschen gäbe! Der Mensch in seiner Lasterhaftigkeit und in seinem Dünkel ist die Pestbeule des Weltalls. Im Vergleich mit diesem Menschen ist das Thier ein Halbgott.

Und: wieder ein Verein! Ein anderer thäte Noth: ein Verein Derer, die im Ueberfluß schwelgen, Diejenigen zu dotiren, welche all den unzähligen Wohlthätigkeitsvereinen beytreten wollten, es aber nicht vermögen, ohne sich selbst vollends zu Grunde zu richten. Eine von der Geldmacht ausgehende Verbindung zur Unterstützung der Mitglieder sämmtlicher zahlloser Vereine.

(Ein Menschenthier, welches kein Thiermensch ist.)

Das blinde Fräulein Paradis als Buchdrucker.

Der geniale berühmte Mechaniker v. Kempelen, von dessen Erfindungen und Wirksamkeit unsre Memoiretten schon so Manches erzählt haben, verfiel auf die zarte menschenfreundliche Idee, das blinde Fräulein Paradis zu lehren, ihre Empfindungen und Gedanken durch den Druck

bekannt zu machen, förmlich mittelst der Typographie. Hatte der Kunstheros auch wirklich nur die Absicht, das bedauernswürdige Fräulein, das die ganze lange Tages=zeit doch nicht mit Musik allein ausfüllen konnte, auf eine nützliche und interessante Weise zu beschäftigen, so bleibt des Mannes Absicht gleichwohl originell, verdienst=lich und dankeswerth.

Herr v. Kempelen schnitt zuerst lateinische Lettern aus Pappdeckel; dann unterrichtete er seine Schülerinn in der Kenntniß der einzelnen Buchstaben, und sofort im Buchstabiren. Als sie darin völlig bewandert war, ver=ehrte er ihr einen förmlichen Druckerey=Apparat, nähm=lich einen kleinen Kasten mit Lettern und eine Presse. Voll Eifer und Dankgefühl machte sich die Blinde ans Werk, und alsbald setzte und druckte sie einen Brief an ihren Wohlthäter. Dieses merkwürdige Document ist das folgende; wir geben es nach dem vor uns liegenden Abdruck.

„Wolgebohrner

Hochzuehrender Herr!

Hier sehen Sie die Erstlinge der vortrefflichen Er=findung, wodurch Sie Ihre blinde Schülerinn bis zum möglichsten Grad beseeligt und beynahe möchte ich sagen, mit einem neuen Sinne bereichert haben. Ich fühle, wie ich soll, die Wichtigkeit Ihrer ausnehmenden Wohlthat. Es sind aber Empfindungen, die in der Tiefe meines Herzens liegen, und durch das Gewühl von Freude und überströmender Dankbarkeit sich nicht zum Munde empor=arbeiten können. Wäre gleich meine Denkungskraft in or=

dentlicher Reihung der Gedanken, und in der Stärke des Ausdruckes wirklich schon geübter, als sie es zur Zeit noch nicht ist, so würde ich doch immer nur eine matte Schilderung meiner innerlichen Regungen darlegen.

Möchte ich vielmehr eine Welt versammeln können, um ihr das rührendste Schauspiel zu zeigen, wie Ihnen, mein theuerster Wohlthäter! eine menschenfreundliche Thräne in dem Auge zittert, indem Sie die ersten Charactere lesen, die Sie mich, durch Ihre unvergeßliche Sorgfalt, selbst zusammen zu setzen gelehret haben!

Das Bewußtseyn, sich als Urheber von dem geschaffenen Glücke eines Maegdchens zu sehen, dem die Vorsicht den Gebrauch eines der wichtigsten Sinne versaget hat, muß einem Manne von Ihrer edlen Denkungsart der einzige und größte Lohn seyn.

Erlauben Sie mir über dieß, Sie ewig als meinen zweyten Vater zu verehren. Ich habe keine erhabeneren Begriffe, als von dem Namen eines Vaters, und nur unter diesem wird Ihres theuersten Geschenkes sich ewig erinnern

Wien den 15
Junius 1779.

Ihre glücklichste
dankbarste Tochter
M. T. Paradis."

Dieser rührende Brief ist mit großen lateinischen Lettern gedruckt und nimmt 2 Octav-Blätter ein. Das Fräulein war damahls 20 Jahre alt.

Nehmt euch ein Beispiel ihr Schriftsetzer mit euren

großen oder nicht großen Augen, und seyd jedenfalls beschämt durch dieses correcte Product eines stockblinden „Mägdchens." Bald werdet ihr auch noch von den andern Blinden übertroffen seyn, da für die Blindheit so viel geschieht.

Später führte das Fräulein einen typographischen Briefwechsel mit einem des Augenlichts ebenfalls beraubten Herrn Weißenburg in Mannheim.

Friedrich v. Schlegel.

Zu so Manchem, was ich in meinen Wiener-Memoiretten von Friedr. v. Schlegel erwähnt, kann ich noch Einiges nachtragen.

Ich hatte die Ehre, ihn bey einem Herrn v. Czerny im Coithschen Hause in der Singerstraße wohnhaft, kennen zu lernen. Es war dieß ein reicher junger Herr, sehr schwächlich und kränklich, welcher sich lebhaft für Poesie nahmentlich für jene der Spanier interessirte. Herr v. Schlegel war da nun freylich der Mann der Auskunft und Leitung; er kam oft hin; sie waren Nachbarn; Schlegel wohnte gegenüber im Apotheker-Hause. Er war damahls noch nicht Legationsrath; er hatte den Titel Hofsecretär. Ich verschaffte ihm für Herrn v. Czerny viel Altes, Seltenes, Wichtiges; er schickte mir dafür die reizendsten Neuigkeiten, wie er sie von seinen zahlreichen auswärtigen Freunden und Verehrern zum Präsent erhalten.

Schlegel bereitete damahls sein **1812** und **13** erschienenes deutsches Museum vor. Ich besaß noch unge-

druckte Autographe von Wieland, Lessing, Herder, Thümmel rc., eine ziemlich große Anzahl, sämmtlich an unsren Gebler gerichtet. Schlegel nahm sie mit Vergnügen für das deutsche Museum, stellte sie mir nach dem Abdruck zurück, und wies mir bey seinem Verleger, Herrn Heubner 150 Gulden Münze an, was gewiß sehr discret war. Hätte ich schon damahls den Gedanken zu einem förmlichen Handel mit Autographen gefaßt, so würde sich ein dauerhaftes und ohne Zweifel sehr ergiebiges Geschäft mit dieser feinsten aller Waaren gegründet haben; aber wer kann und will Alles im Voraus berechnen!

Eines Tages kommt Schlegel in Eile und ganz erregt. Ich wundere mich darüber, und er legt ein ziemlich dickes Packet Papiere auf den Tisch. Hier, sagt er, haben Sie einen Schatz. Verwerthen Sie ihn Sich und mir, so gut Sie können; die Wege werden Ihnen am Besten bekannt seyn. Dann nannte er eine, aber ziemlich starke, ja sehr starke Summe, als Mindestpreis. Nun, denke ich, es kommt Alles auf den Gegenstand an, und öffne das Packet. Allerdings war ich überrascht, und sehr. Man hatte in den Zeitungen gelesen, der Frau v. Staël Buch De l'Allemagne sey in der ganzen Auflage in Paris vom Polizeyminister Savary ergriffen und vertilgt worden. Napoleon sey wüthend auf die Verfasserinn; vielleicht weil in dem Buche viel gegen seine Willkühr vorkam, unter Anderm der Ausruf: Allemands, vous étes un peuple et vous... pleurez?!; vielleicht auch erinnerte er sich, daß sie ihn einst den Robespierre zu Pferde genannt u. s. w. Kurz das Packet war das Buch der

Staël; das erste Drittel etwa, gedruckt in groß Octav; alles Andere handschriftlich. Schlegel hatte es vermuthlich von der Staël selbst durch seinen Bruder erhalten. Die Speculation also war versprechend, und ich machte meine Schritte. Zuerst bey dem Grafen Fries. Der behält das Buch 8, 14 Tage, ohne daß ich Etwas davon höre. Ich erinnere, und er schreibt mir: „Meine Damen haben es noch nicht genugsam durchgesehen, um sich entscheiden zu können.“ Ich aber entschied mich schnell, verlangte und erhielt es zurück. Ich ärgerte mich, den Schatz dort angetragen zu haben. Und diesen Schatz: sollte man es glauben: ich brachte ihn nicht an, und stellte ihn Schlegeln zurück. (1813 wie man weiß, kam das Buch in 3 Bänden zu London unverstümmelt zuerst heraus.)

Eines Abends besuche ich den Religions-Lehrer Pater Rainharter, meinen Freund; er war krank; im Churhause auf dem Stephansplatz. An seinem Bette sitzt Herr v. Schlegel. Hier war es, wo diesem das bissige Bonmot auf Hormayrs Geschichte Wiens entschlüpfte. Schlegel war selbst überrascht davon, denn bissig seyn, und Bonmots machen waren seine Sache nicht; dazu war er viel zu mild und viel zu phlegmatisch und zu ernst auf der andern Seite. Er kam aber auch sogleich zu einer ruhigen Ansicht und Würdigung zurück, und man verständigte sich wie natürlich bald über den gleichwohl sehr hohen Werth der Hormayrschen Arbeit, in welcher die Vorzüge ungeheuren Wissens, urkundlicher Ausbeute, wahrhaft classischer Parthien rc. mit einer harmonielosen Anordnung und so manchen äußern Mängeln vereinigt

sind; man brachte in Anschlag, daß das Ganze gewisser Maßen aus dem Aermel geschüttelt, großen Theils aus dem Gedächtniß dictirt sey; wovon der, welcher diese Zeilen schreibt, vielleicht hundert Mahl Zeuge gewesen. Mit Einem Worte, man unterschied sehr gerecht, freute sich, über unser liebes Wien, endlich einmahl ein umfassendes Werk zu besitzen, dessen Unentbehrlichkeit sich sogleich heraus gestellt hatte, u. s. w. Schlegels Einfall aber war dieser: „Ja, das Buch ist zwar schon gedruckt, aber noch nicht geschrieben"; dieser Einfall war frappant, und wird ewig frappant bleiben.

Der unvergeßliche Pater Rainharter war ein junger Mann voll Seele, Innigkeit und kindlichem Gemüth, von hohem Verstande, voll Geist und Heiterkeit, von großer Lebhaftigkeit und dem liebenswürdigsten Character. Er war Lehrer bey St. Anna und im Civil-Mädchen-Pensionat. Der Erzbischof Graf Hohenwarth liebte und schätzte ihn sehr. Pater Rainharter hatte viel Sinn für die bildende Kunst; er that auch gar Manches für sie, unterstützte insgeheim arme Künstler und begann eine Sammlung von Gemählden anzulegen. In Hormayrs Archiv erwähnt dieser Rainharters mehrmahls mit Anerkennung. Leider raffte ihn, noch kaum in den Jahren der besten Mannskraft ein Zehrfieber dahin. Die Vielen, die ihn kannten, folglich liebten und ehrten, alle seine Zöglinge zerflossen in Leid.

Mit Schlegel kam ich auch in einer andern, ich kann sagen außerordentlich wichtigen Angelegenheit in Berührung. Man wird Jenes augenblicklich einsehen, wenn

man erfahren, daß es sich um den Hohenemser-Codex der Nibelungen handelte. Ein Herr v. F*****t, Mann von Kenntnissen und Literatur, von Geist, Erfahrung und Weltton hatte mir dieses unschätzbare Kleinod anvertraut. Zuerst natürlich hatte ich es der Wiener-Hofbibliothek angetragen; dann schrieb ich an die Münchner. Der König, versteht sich, interessirte sich sehr dafür; im Verlaufe eines kurzen Briefwechsels entwickelte sich ein Tauschgeschäft, vorzüglich auf alte Xylographien, deren München ein ganzes Cabinett voll besitzt. Fast auf dem Puncte des Abschlusses war man schon, als (es war zur Congreß-Zeit) durch Schlegel der in Wien anwesende Freyherr Jos. v. Laßberg Kenntniß davon erhielt, und die ganze Sache sich so gestaltete, daß der Baron den Codex kaufte. Lachen wird man, wenn man erfährt, daß die Verhandlungen hierüber in einem ordinären Bierhause gepflogen wurden. Ja, es war dieses damahls ein gar berühmtes Bierhaus, in der Wollzeile, dicht neben der Apotheke, schmal und finster, voll Tabakdampf zum Ersticken. Waren die Sitzungen vorüber, die feinen Soupers vorbey, so kamen viele der Helden noch en robe dorthin, wo man sich in Negligé befand; auch v. Laßberg, Jac. Grimm, auch Koreff, glaube ich, und viele Andere, die sich nicht wohl nennen lassen. —

In all den kleinen und nicht kleinen Geschäften mit dem classischen Autor, habe ich ihn nur als den biedersten und discretesten Mann kennen gelernt.

Auf der kais. Reitbahn.

Gegen das Ende der 90er Jahre gehörte es für gar viele Wiener zu den schönsten Genüßen, in den Morgenstunden die kaiserliche Reitschule auf dem Josephsplatze zu besuchen. — Der Reiz, dahin zu gehen, war mannigfach. Insbesondere zog es an, die Herrn Oheime Seiner jetzt regierenden Majestät, nähmlich die Herrn Brüder des Kaisers Franz, ihre Reit-Lectionen nehmen zu sehen. Diese Hoheiten, noch „königliche" Hoheiten heißend, waren zu jener Zeit noch sehr junge Männer, rosig blühende Jünglinge, wie ihr Herr Bruder als Kaiser selbst noch jung war. Sie waren sämmtlich ganz gleichmäßig gekleidet. Sie waren förmlich frisirt, trugen schöne mehr lange als kurze Zöpfe, nicht eben kleine dreyeckige Hüte mit großen Schleifen, streng der Quere nach aufgesetzt, dunkelbraune weite lange Ueberröcke, mit herabhängenden halbrunden Krägen; ziemlich hohe starke hell polirte Reitstiefel mit breiten und langen silbernen Sporen, wie sie damahls überhaupt Mode waren. Die schmale weiße Halsbinde, rückwärts mit einer dicken silbernen Schnalle befestigt, lag enge an; das Jabot drängte sich durch die weiße Piqué-Weste weit vor; die gelbledernen Handschuhe waren derb und lang. Diese jungen Männer ihre hippologischen Uebungen machen zu sehen, war ein anmuthiges, vielseitig interessantes Schauspiel. Häufig erzählten sich die Leute: „Heut habe ich die Prinzen reiten gesehn; sie nahmen sich prächtig aus." Welch eine Rückerinnerung das?! Welche lebenslustige, strahlende Heiterkeit in den

jugendfrischen Mienen dieser stattlichen Jünglinge! Und welch eine Zukunft lag vor ihnen?! Und jetzt ist diese Zukunft selbst schon wieder Vergangenheit! Und welch eine beyspiellose Zeit lag zwischen damahls und jetzt!! Wer vermochte, wer hätte es gewagt, wer hätte den Frevel gewagt, auch nur zu ahnen, welche Tage, welche Jahre diese Zwischenzeit bringen werde? Brechen wir ab davon, und fahren lieber fort, uns an dem herrlichen Anblick dieses gymnastischen Tempels zu weiden, der grandiosesten und schönsten Reitbahn der ganzen Welt, ein Ruf, den diese Meisterschöpfung des großen Fischer v. Erlach mit vollem Rechte genießt. In den zu jener Zeit noch kräftig heißen Sommern auch welch behagliche erquickliche Kühle; dann die mahlerischen Gestalten und Bewegungen der edlen herrlichen Thiere der kostbarsten Raçen! Dann all die historischen Erinnerungen: Vor Carl VI. hier der Paradiesgarten der Burg; der großen Theresia Damen-Caroussel; des großen Kaunitz Reitübungen da; die vielen andern equestrischen, ferner jene grandiosen musikalischen Productionen und Dieses und Jenes, woran sich dann, in der Jetztzeit nähmlich, wieder so viele andere merkwürdige Reminiscenzen knüpfen. — In jenen 90er Jahren pflegte täglich, aber erst gegen die Mittagszeit der schon sehr bejahrte Graf Wilczeck seine kühnen Reitübungen zu halten. Wenn dieser Mann zuletzt Carriere ritt, so schwindelte Einem; er flog; er war unsichtbar, zu seiner Zeit vielleicht der berühmteste Reiter, wie Kaunitz es zu der seinigen. Häufig fand sich auch der fürstlich Liechtensteinsche Bereiter Herr v. Wiesenthal ein, ein schö-

ner stattlich gebauter Mann, der unter Anderm vielleicht eine noch vollständigere Bibliothek des Pferdewesens zusammen gebracht, als die des Fürsten Kaunitz einst war. Die des Herrn v. Wiesenthal ist der fürstl. Liechtensteinschen einverleibt. Die Geschichte dieser kaiserlichen Reitbahn würde eine recht merkwürdige und anziehende Geschichte seyn, besonders wenn auch, und was der Fall seyn sollte, die vorzüglichsten Pferde selbst characterisirt würden. Das wäre ein dankbarer Stoff zu einem brillanten illustrirten Prachtwerk zugleich von historischem Werthe. Wer mag solch ein Werk unternehmen? Antwort: Wer mag es bestreiten?

Glückspilzerey.

Statt 4 Centner Caffeh verschreibt Einer so im Gedanken 40 Centner. Die Waare kommt an. Unterdeß war der Caffeh um 60 Prozent gestiegen. Das ist doch eine wahre Glückspilzerey!

Statt 2 Affen verschreibt Einer so im Gedanken 200 Affen. Der Aviso-Brief kommt; man erschrickt. Schnell aber in Jubel verwandelt sich der Schreck, denn ein confuser Engländer in loco entetirte sich, augenblicklich viele Affen zu besitzen, und zwar 200 Affen. Das ist noch mehr als Glückspilzerey!

Vor dem kälbernen Glück eines auf solche Weise reich gewordenen Menschen, kann man gar keinen Respect haben; solch ein Vermögen, solch eine Macht ist nur lächerlich, wo nicht gar verächtlich.

Hingegen, wo der Reichthum das Ergebniß genialer Combination, kühner energischer Durchführung ist, Alles auf rechtlichem Wege: da zieht man gerne den Hut.

Solch einen Casus wissen wir von Anno 9 her; der Mann hat viele Häuser; er lebt noch, hochalt aber rüstig und frisch.

Der Feind ist im Anzuge. Unser Mann macht bey den Weinbauern in der Nähe der Stadt seine Runde. Um ein Spottgeld, das kann man denken, kauft er den vom Feind bedrohten Wein. Dann geht er selbst zum Feind hinüber, trägt sich an, die und die Sorten zu liefern, wird einig, erhält Sauvegarden, und stellt sich an die Keller der erstaunten Bauern. So macht er sein Geschäft mit, wie man sagt „rasendem" Gewinn.

Nicht genug. Der Feind hat viel Champagner bey sich, und der Champagner ist in Wien verdammt verbothen und verdammt theuer. Der Mann sagt zum Feinde: Was sollst Du immer Geld ausgeben; weißt Du was, zahle mich mit Champagner. Der Feind sagt Ja, und der Mann macht ein noch „rasenderes" Geschäft.

Ah, dergleichen lebe!

Hat aber Einer, wie ein bereits dahin gegangener Galanterie=Händler, im Gedanken einst eine ungeheure Menge Weidlinger gekauft; und zur Zeit geht der Rheinwein plötzlich aus, und man sucht als Surrogat solchen Weidlinger; man kauft dem Galanten seinen ganzen Vorrath um einen erstaunlich galanten Preis ab: o Du lieber Himmel! Wie fade solch ein Glück!

Der Ausdruck: **Roßglück** ist sehr gut. Man nennt es zuweilen auch „schweinernes" Glück.

Und dennoch lasse man sie leben, alle diese Pilze des kälbernen, des schweinernen und des rossigen Glücks.

Warum denn nicht!?

!!!?

Loskauf aus türkischer Sclaverey.

Man kannte einst nichts Schrecklicheres, als in die Hände der Muselmänner zu fallen, und von ihnen in den schönsten Himmelsstrich der Welt versetzt zu werden, wo es jedoch weder Kalbsbraten noch Wein, hinwieder sehr viel Püffe und Arbeit gab. Die Wiener erfüllte solch ein Los mit großem Mitleid; sie beschlossen, nach der türkischen Affaire von 1683, es sich sogar Geld kosten zu lassen, um die auf solche Weise auf Reisen begriffenen Landsleute wieder in die Heimath zurück zu bringen. Es entstanden verschiedene förmliche Stiftungen zur „Erlösung" der Gefangenen, „Stiftungen," ein Ausdruck, aus welchem hervorgeht, daß es Einem gar nicht einfiel, die Abnahme der osmanischen Macht für möglich zu halten; man nahm schon von vornherein an, immer und ewig werden Leute von Preßburg oder von Fischament, oder Perchtholdsdorf, oder Unterdöbling als Gefangene nach der Türkey abgeführt werden. Daß bey diesen Stiftungen ein ehrenwerther frommer und zärtlicher Sinn zum Grunde lag, versteht sich von selbst.

Nennen wir einige dieser Stiftungen! Die der Gräfin Therese Harrach, gebornen Gräfin Lamberg, betrug einige

Tausende von Gulden. Der Erzbischof Georg Szechenyi vermachte unterm 21. Sept. 1695 mehrere Güter zur „Befreyung der Gefangenen aus der Sclaverey." All ihre bedeutende Habe bestimmte die Witwe des Wiener Wundarztes Decore den 15. August 1698 demselben Zweck. Der Pfarrer David Humel zu Bisamberg, legte im Juni 1699 ein Capital von 4865 Gulden an, um von den Interessen solche Christen auszulösen. Der Pfarr-Curat daselbst, Friedr. Haar widmete 2000 fl. im Jahre 1714; Jac. v. Sumerau, Vogt von Alt-Sumerau, spendete den 12. May 1716 1000 fl.; ferner 1000 fl. die Witwe Schutz; 500 fl. der Papst Zollfelder; 1000 fl. Christine v. Pichfeld in Baden; 3000 fl. die Witwe Nettinghofen, geborne von Frisch, noch Anno 1757; 4000 fl. Ant. Freyherr v. Engelshofen, ein Feldzeugmeister (der muß den österreichischen Waffen verdammt wenig Credit geschenkt haben) 1760; 5000 fl. der Bischof von Agram Thauszy noch im Jahre 1766; 1000 fl. Eman. v. Zillerberg; 1000 fl. Mar. Anna v. Schmidlinn; großartig 5000 fl. jährlich Maria Theresia, Herzoginn von Savoyen. Alle diese und einige andere Summen waren indeß gewißlich viel zu viel oder viel zu wenig; der Zweck der „entfallenden Zinsen" spricht völlig für Letzteres.

Von zwey Eisenfressern, einem blutrothen und einem schwefelgelben; oder die Wiener-Flottille.

(Schwank.)

Don Diego de Almanaharadas de Colophonoros y Bassamanehos de Calarabisos y Abecedoros de Elsleresmeraldoras y y: dieser Don Diego war in Wien angekommen. Es war im Jahre 1540; es war ein Ereigniß, und aus folgenden Gründen war es ein Ereigniß.

Don Diego de Almanaharadas y y war der famoseste Fechter aller spanischen Königreiche, weßhalb er seinem größern Titel gleich nach den zwey y noch das Wort Famososos y beyzusetzen pflegte. Kein Zweykampf, in welchem er nicht obgesiegt; in Vielkämpfen, in Mehrkämpfen pflegte er seine 50 bis 200 Mann hinzustrecken; er war das Schrecken aller Scharmützel und Schlachten. Sein Raufdegen hatte zwar nur die gewöhnliche Länge; aber dieser Degen war mittelst eines unbegreiflichen Mechanismus so eingerichtet, daß er sich während des Stoßes beliebig verlängern ließ, 5, 6, 20, 30, 100 Ellen lang. Mit einem einzigen Stoß also konnte Don Diego die ganze Tiefe einer Schlachtmasse durchbohren, 100 Mann oder 100 Roß an seinen Degen spießen, wie man es mit den Leipzigerlerchen macht. Er konnte also auch in weiter Entfernung seinen Feind ungesehen angreifen. Oft z. B. ging ein solcher Feind ruhig spazieren auf einer ungeheuren Ebene, auf der weit ringsum kein Mensch zu sehen; auf einmahl aber fand er sich wie durch einen Pfeilschuß von unsichtbarer Hand gespießt. Auf diese Weise

war der Degen des Don Diego de Almanaharadas ꝛc. beschaffen. Der Held selbst aber war seine 8 Schuhe hoch und sehr dürr, und Alles war blutroth an ihm; sein schmales bartüberwuchertes Gesicht, in welchem zwey scharfe Schwerter saßen, auch blutrothe, wie das an seiner Lende war blutroth; seine Rüstung war blutroth; seine Feldbinde, sein Helmbusch waren wie seine Rüstung; sein Schwert von Außen wie von Innen war blutroth, die Spitze desselben aber tropfte ununterbrrchen blutroth, weil fast keine Stunde verging, ohne daß Don Diego y y einen Kampf gehabt hätte. Er griff, und blutroth Alles an, was ihm vorkam, Menschen und Thiere, auf dem Lande wie in der Stadt, auf der Straße wie in den Häusern. Von Madrid bis Paris hatte er auf dieser seiner Reise 213 Zweykämpfe gehabt; von Paris bis Straßburg 213 Zweykämpfe; von Straßburg bis Linz 213 Zweykämpfe; von Linz bis Nußdorf, weil zu Wasser, nur 212 Zweykämpfe. Er war ein guter Schwimmer „wie wir gleich hören werden", pflegt sich Aemilian Janitsch y y auszudrücken, der „Scriptor rerum austriacarum" laut Porträt, so auch eine hispanische Visage. Des Don Diego Herr und Gebiether, Carl V. war eigentlich froh, seiner los zu werden; des Caroli Bruder jedoch, Ferdinandus in seiner Türkennoth, konnte ihn besser brauchen diesen Don Diego, und wohl auch besser im Zaume halten, denn als Ferdinand zu Alrala de Henares studirend die Fechtkunst von Don Diego erlernt, hatte sich dieser, sonst eine blutgierige Hyäne, auf einen einzigen Wink stets so sanft geberdet, wie ein Lamm. Eine besondere Ursache aber, daß Don Diego nach Wien zog, ist, weil er ganz absonderliche

Kenntnisse und Geschicklichkeit im Seewesen besaß, sowohl im Schiffbau, als im Tractament, und ganz vorzüglich im Schiffkriege. Ein solcher Mann that der Wiener Marine sehr noth, und so war es also ein Ereigniß, daß Don Diego de Almanaharadas in Wien ankam.

In seinem Gefolge hatte Don Diego außer einem alten, ebenfalls blutrothen Reitknecht, der nichts zu thun hatte, als die 3 blutrothen Füchse zu warten, Niemanden als einen 15jährigen Pagen. Der war aber eigentlich kein Page, sondern eine Paginn, ein junger Mensch nähmlich, weiblichen Geschlechts, den Diego einst auf einem blutgedüngten Rauffelde gefunden, aus Erbarmen an sich genommen, und in männlichen Kleidern zu seiner Aufwartung verwendet hatte. Dieser Page hieß Fandango, und tanzte auch den Fandango den ganzen Tag, was seines Herrn einzige Unterhaltung war. Alle 3 vertrugen sich recht gut.

Seine Herberge hatte der Land- und Seeheld Don Diego, wie es schon früher abgemacht gewesen, bei Herrn Hermes Schallautzer, königlicher Majestät Rath und Bausuperintendent und Director des Personals des Marine „Arsionals" genommen. Der Don war bei Nußdorf ans Land gestiegen. Da letzte er sich, machte seine erste Bekanntschaft mit dem edlen Nußberger, verschlang einige Karpfen; Fandango tanzte dabey den Fandango; der Knecht soff Bier „in der Quantität," fraß einige Dutzend Leibchen Quark, und setzte rasch die blutrothen Füchse in Stand. Landleute hatten sich versammelt und anderes Volk, hinaufgaffend nach dem hölzernen Balcon des Wirthshauses, wo der blutrothe Held zechte und der Fandango den Fandango tanzte.

Das verdroß den Diego; und er gab ein Zeichen, daß man sich entfernen solle. Das Volk aber kehrte sich nicht daran. Er redete spanisch, es nützte nichts; auch italienisch, es war auch vergebens; da zog er den furchtbaren Degen, dessen Spitze annoch von Blut triefte. Viele Opfer wohl wären gefallen, hätte Don Diego nicht zum Glück am jenseitigen Ufer der jetzigen Brigittenau einen weidenden Hirsch erblickt, den er augenblicklich durchbohrte und sanft über den Strom herüberzog. Dieser Actus, der dem Helden ganz unwillkürlich entschlüpft war, machte jedoch, daß die Leute davon liefen, da sie den Mann natürlich für einen Hexenmeister hielten. Die Zeche wurde mit dem schönen Stücke Wild bezahlt; man stieg zu Pferde, nahm einen Kerl als Wegweiser mit, und zog über das Hügelgelände nach der Stadt in den Lazzenhof, unaufgehalten und unbegafft, denn die Mähr vom gespießten Hirsche hatte sich bereits in der ganzen Stadt verbreitet.

Herr Schallautzer mit Dienerschaft war dem famosen Kriegshelden, dem die Auszeichnung bevorstand, zum Obersten der Wienerischen Armada ernannt zu werden, bis auf den Mist, oder das Steinfeld, oder die Freyung entgegen geritten. Hier erwartete er ihn, am Schottenklosterhaus, gewahrend den Schulmeister Schmälzel, der nur verstohlen durch sein Scheibenfenster guckte, maßen von Hexerey die Rede gewesen und von damit verwandten lutherthümlichen Dingen, an denen Antheil zu nehmen, einem Mann wie er, doppelt verpönt war. Des de Almanaharadas Knecht stieß in die Trompete; die solenne Bekomplimentirung ging vor sich; Fandango sprang ab und tanzte auf dem Mist

wie rasend umher. Wieder ein Trompetenstoß; die Ceremonie war aus, und der Zug setzte sich in Bewegung. Alsogleich wurde auf des Schmälzel Anordnung der ganze Mist geräuchert und bekreuzt und besprengt, und das rechtgläubige Publicum zeigte sich wieder auf den Straßen.

Don Diego hatte seine Stube bezogen; ein Vorgemach der Fandango. Es war schon Abend; die Gäste begaben sich bald zur Ruhe. Des andern Morgens trat Herr Schallautzer mit höflicher Gravität in das Losament des Helden, eine Rolle Pergament in der Hand. Er verneigte sich sattsam, und Diego stand auf und that dasselbe. Herr Schallautzer aber sprach: „Don Diego de Almanaharadas de Colophonoros y Bassamanehos de Calarabisos y Abeceboros de Elsleresmeraldoras y y de Famosos ꝛc.: seyd mir höchlich willkommen und gegrüßt dahier! Euch sey Ruhm und hoher Ruhm vermöge der unermeßlichen Enormität Eurer Tapferkeit und Kunst; und möget nun zuerst gestatten, Euch mit dem Schauplatz derjenigen Dinge, durch welche Ihr Eure künftigen Lorbeern ernten werdet, bekannt zu machen, nähmlich mit der landberühmten Wienerischen Armada und deren Arsional. Sehet Don Diego de Almanaharadas de Colophonores y Famosos ꝛc. (so es erlaubt ist, mich des kleineren Titels zu bedienen) in dieser Rolle Erstens den Aufriß unseres Hafens und des ganzen Wasserspiegels der verschiedenen Stadtgräben, vornähmlich des vielen Gezeuges bey den Augustinern, und Zweitens das getreue Inventarium der Schiffmacht und deren Bemannung. Dieses Alles möget Ihr Euch, tapferer und vielkundiger Don Diego y Famososos in Euer blutrothes Gedächtniß

gebührlich scharf einprägen, damit, wenn Ihr in meiner geringen Gesellschaft alle diese Anstalten selbst in Augenschein nehmet, Ihr schon vorläufig mit ihnen bekannt seyd, und Euch nichts überrasche, selbst nicht der jetzige Arsional-Obrist Nahmens Jeronimus de Zara, von dessen Person und Wesen ich Euch hernach ein Weiteres vermelden werde. Hier sehet also und wollet lesen Don Diego de Colophonoros y Abecedoros mit Gunst." Bei diesen Worten breitete Herr Schallautzer die Rolle auf dem Tische aus, und die beyden Männer setzten sich.

Don Diego's Blicke fielen natürlich zuerst auf den Situationsplan des Hafens selbst, welcher einen bedeutenden Raum rings um das jetzige Neuthor und des daran stoßenden Stadtgrabens einnahm, innerhalb der Fortifications-Mauer lag, und einen unmittelbaren Zufluß von dem Donauarm hatte. Diesen Einmündungs-Canal, über den ein fliegendes Brückchen ging, tadelte unser Hydrotechniker gar sehr; er fand, daß er nicht zum Sperren sey, und verlangte deren zwey. Im Ganzen war er mit der Anlage des Hafens und der Einrichtung des Arsenales zufrieden; besonders zollte er den beyden Werften, welche Schwibbogen vom Standpuncte der Bastey dem Neuthore gegenüber, noch heute zu sehen sind, seinen Beyfall. Als er jedoch den auf dem Plane angebrachten Maßstab der Dimensionen mit der Situation selbst verglich, verzog sich sein blutrothbartiges Gesicht ein wenig zum Lächeln, da ihm begreiflicher Weise nur der großartige Umfang der spanischen und französischen Häfen vorgeschwebt. Sogleich jedoch erwog er billig den durch die topische Lage gebothenen Unterschied, und seine

Miene nahm den gewöhnlichen Ausdruck des spanischen und kriegsmännischen Ernstes wieder an. Mit Wohlgefallen bemerkte Don Diego, daß der Text des Inventariums in italienischer Sprache abgefaßt sey, da er der deutschen nicht kundig; diese Aufmerksamkeit schmeichelte seinem Stolz. Er dankte dafür, versprach recht bald deutsch zu lernen, und las Folgendes *):

*) Dieses Inventar ist historisch, und zum ersten Mahle von dem verdienstvollen Herrn Schlager, in dessen Wiener-Skizzen des Mittelalters, 5. Band, Seite 280 veröffentlicht. Dasselbe ist der Fall bey den „Maigistranzen," wie man nähmlich die Schiffarbeiter, die Schiffmeisterschaft nannte, welche in den Werften Seiner königl. Majestät Streitschiffmacher, die Brigantinen, Fusta, Barbota, Riffionella und Naffarn (Naffauer) Schiffe anfertigten. Ein Näheres wird aus einer Aufschreibung vom Jahre 1594 ersichtlich, welche in Schlager Seite 276 vorkommt, und die wir uns erlauben, zur Verdeutlichung dieses interessanten Gegenstandes hier einzuschalten.

„1594.

Statt des kais. Arsionals alhie zur Wien, wie der khünftig bestelt und gehalten solle werden.

1 Verwalter sammt 1 Jungen monath 25 fl., 4 Uebergeher, 6 Wachter.

Die Magistranzen:

Georg Papagato Comito	monathlich	13	fl.
Neumeister: Simon Andre	„	15	„
Anthoni de Angeli, Drärler	„	13	„
Michael Robeth, Holzmeister	„	8	„
Georg Ersel, Zimmermann	„	5	„
Georg Schnetz, Tischler	„	6	„
Baptista Pulistea, Pürenmeister . . .	„	6	„

„1540. Inventar des Arsionals.
Erstlichen die welischen Gallern Nassarn vnd Streitschiff.
Ain gross Barboten oder Gallern.
Ain grosse Fussten.
Drey klein Barboten Schiff.
Funff Brigantin zu ainer Gröss.
Zway Barcholonga.
Vier Riffionell.
24 Nassarnschiff.
2000 Nassarntauben.
Mer 20 Rueder so man zu den Profiandschiffen praucht."

Nachdem nun Don Diego diese Uebersicht durchblickt, nickte er mit dem Kopfe auf eine Weise, die eben so gut geringschätzig als beyfällig gedeutet werden konnte, und sagte: „Nu, das Ding werden wir wohl leicht meistern; es ist ein nettes niedliches Streitschiff-Arsenal, für den Zweck dieser, ohne Zweifel sehr wichtigen Stadt wohl hinreichend, um allenfalls einen plötzlichen Anprall der Türkenhunde abzuwehren, die in dem benachbarten Ungarlande wieder

---

Die Sagschneider, so auch zum Ruedern gebraucht werden:

Mathias Marco	monathlich	6	fl.
Lenhard Praumpach	„	6	„
Lorenz Sannbo	„	6	„
Blassy Funia	„	4	„
Stephan Slanoneta	„	6	„
Pietro Porta, Parbier	„	7	„"

Die Nahmen und Anstellungen des Schallautzer, de Zara und Contreras sind ebenfalls geschichtlich.

arges Zeug treiben. Nun sagt mir aber ehrlich, mein wer- ther Herr Rath, wie steht es mit der Schiffmannschaft? Sind Kerle darunter die hispanisch oder italienisch verste- hen?" Hierauf entgegnete Schallautzer: „Was das betrifft, so kann ich Euch versichern, daß die meisten Spanier und Welsche sind." Don Diego erkundigte sich sofort um die Disciplin, und erfuhr, daß sie die strengste und verläßlichste von der Welt sey, „denn," setzte er hinzu, „Jeronimus de Zara ist ein Wütherich und gleich mit dem Strange da. Wegen seiner ins Mörderische gehenden Tyranney war er schon mehrere Mahle in Untersuchung; und man hat ihn nur deßwegen noch beybehalten, weil uns der berühmte Don Diego de Famosofos noch abging. Wie Ihr heute auf- tretet, erhält er sein Abschiedspatent; ich habe es hier in der Tasche; man läßt ihm lebenslänglich seinen Gehalt, jedoch unter der Bedingung, daß er nie gegen uns diene. Der neueste Actus seiner Willkühr und Grausamkeit ist, daß er einen uralten Mann, der seit Jahren da draußen im Kah- lengebirg ruhig als Einsiedler gelebt, hat einfangen lassen, um ihn heute mit dem Strang zu züchtigen. De Zara bil- det sich ein, der Alte stehe in türkischem Solde, und unter- halte Verbindung mit dem Erbfeinde. Kurz Ihr werdet den Bluthund (verzeiht, großer Mann, den Ausdruck!) schon in einer Stunde persönlich näher kennen lernen, wenn es Euch nähmlich gefällig ist, Euch um 9 Uhr mit mir und unserm Gefolge in das Arsional zu verfügen. Seiner Majestät Eure Aufwartung machen, sollt Ihr nach allerhöchstem Befehle erst dann, wenn Ihr Zeughaus, Hafen, Schiffswesen und Mannschaft in Augenschein genommen habt, um zugleich

Euer in hohen Ehren stehendes Urtheil darüber abgeben zu können; und hier, Don Diego de Almanaharadas de Colophonoros y Bassamanehos de Calarabises y Abecedoros de Elsleresmeraldoras y y de Famososos: hier ist Eure bereits ausgefertigte Bestallung." Dieß sagend, überreichte der Rath und Bausuperintendent Schallautzer dem neuen Oberbefehlshaber der Wienerischen Armada ein Pergament, mit mehrer großen Siegeln behangen, machte eine ansehnliche Verbeugung und zog sich zurück.

Don Diego durchlief sein Anstellungsdecret mit großer Befriedigung, steckte es in sein Wamms, und ging sinnend auf und nieder. „De Zara," murmelte er vor sich hin, „Du Schlange, Du Bestie, halb und halb wenigstens soll ich Dich schon kennen. Sehr müßte ich mich irren, wären wir nicht in Barcellona hart zusammen getroffen. Und wenn dem also, nun so ist der Augenblick nicht ferne, Dich zu züchtigen, Verräther, daß Du mich an die Mohren hast verschachern wollen. Mein gutes rothes Schwert, Du sollst bald Arbeit bekommen." Don Diego rief nun seinen Pagen, daß er ihm die Rüstung anlege und dem Knecht befehle, die Rosse bereit zu halten.

Während dessen hielt Jeronimus de Zara auf einer Galeere sein peinliches Verhör mit dem Einsiedler, Abdul genannt. Dieser Elende hatte (wie wir schon irgendwo berührt), als im Jahre 1529 der große Solyman vor Wien stand, als dessen Dolmetsch stets um seine Person, ihm den Antrag gemacht, den Kaiser in Wien zu ermorden. Der edeldenkende Sultan aber verwarf ihn, und zwar mit dem merkwürdigen Beysatze: „Wo sollte ich denn wieder einen

so wackern Feind hernehmen." Der Dolmetsch fiel auch so-
gleich in Ungnade. Hierauf suchte und fand er Gelegenheit,
in die Stadt zu gelangen, und both sich hinwieder Ferdi-
nanden an, den Sultan hinweg zu räumen. Der hochsinnige
Fürst aber war entrüstet über solch eine verabscheuungs-
würdige Zumuthung; großmüthig ließ er Solyman war-
nen und den Dolmetsch festnehmen. Der aber entwischte
und flüchtete in das Kahlengebirge. Dort hielt er sich ver-
borgen, und büßte in aufrichtiger Reue, in selbstauferlegter
harter Entbehrung als Einsiedler in einer Schlucht, seine
Frevel, jahrelang, weit entfernt, wieder ein Verräther zu
seyn, wie der argwöhnische de Zara ihn verdächtigte. Abdul
war schon ein Greis, eine ausgezehrte Jammergestalt, völ-
lig mit Haaren überwachsen; seine ganze Kleidung bestand
aus einem Schurz von Baumblättern; seine Augen waren
erloschen; seine Stimme fast unvernehmlich; die Stimme
seines peinlichen Richters aber machte einen erschütternden
Eindruck auf ihn, welche Wirkung sich nur durch ein hefti-
ges Zittern kund gab, denn des Mannes Schwäche war
groß. Knechte mußten ihn halten, auf daß er nicht um-
falle. Das Verhör war kurz; die Sentenz lautete auf den
Strick. In demselben Augenblicke traf vom obersten Kriegs-
rathe der Befehl ein, de Zara solle den Hafen und das
Arsenal zu einer sogleich statt zu findenden Musterung be-
reit halten; und der Oberbefehlshaber machte unverzüglich
seine Anstalten.

Jeronimus de Zara war nicht mit Unrecht als ein
Wütherich verrufen; sein ganzes Leben war nur eine Kette
von Willkühr und Grausamkeit; an den Qualen der Un-

glücklichen weidete er sich. Unter seinem Commando waren vielleicht schon hundert Schuldlose aufgeopfert worden. Wer kein Seemann war, wer keinen Rosenkranz trug, den erklärte er für vogelfrey; man sieht schon hieraus, daß der Mensch halb verrückt war. Aber das kam mitunter vom Suff. Seine admiralische Gnaden pflegten den Branntwein becherweise zu sich zu nehmen; und wenn man sie aufsuchte, ließen sie sich am sichersten an der Ecke des Katzensteigs, in dem dortigen Geistbrennerhause finden, dessen liebliches treues Conterfey uns in der Vignette des vierten Bandes von Hormayr's Geschichte Wiens aufbewahrt ist. In diesem Schnapsladen, der wie das Haus selbst erst durch den Bau des Seitenstetterhofes verdrängt worden, bestand für seine Gnaden eine eigene gemächlich eingerichtete Stube, in welcher sich fast den ganzen Tag viele ihrer orthodoxen Genossen einfanden; eine eigene verschlossene kleine Gondel lag zu diesen Hin- und Herfahrten im Arsenal bereit. De Zara's eigenmächtige Gewaltthätigkeiten zogen ihn wohl allerdings häufig zur Verantwortung; allein dennoch wüthete er ungestört fort, bis auch dieses Treiben sein Ziel finden sollte. — De Zara war ein geborner Dalmatiner, und schon als Jüngling in spanische Kriegsdienste getreten. Er überließ sich einem liederlichen Leben, ward Spieler, etwas Straßenräuber, hielt sich einige Freydirnen, worunter zwey Maurinnen. Einer zu Liebe ward er schon halb und halb Muselmann, als man es auswitterte, ihn beym Kopfe nahm, und einige Jahre in einem finstern Loch büßen ließ. Die Maurinn hatte sich taufen lassen, und in Barcellona eine Schankwirthschaft errichtet, die sich bald in blühendem

Zustand befand. De Zara zog dahin und führte das Geschäft, legte sich aber auf die noch einträglichere Schmuggeley. Auf diesen Handel hatte ein gewisser Diego de Almanaharadas de Colophonoros y Abecedoros (sein Titel ist noch viel länger) ein gar scharfes Auge; dieses hinderliche scharfe Auge aber zu entfernen, veranstaltete de Zara durch sein Weib, daß eine nächtliche Barke voll Mauren sich des blutrothen Aufpassers bemächtige, welcher Plan aber fehlschlug. Einige Einbrüche und Ermordungen nöthigten de Zara zur Flucht. Durch die Gönnerschaft einer Dame in Frankreich, erhielt er unabweisbare Empfehlungen nach Oesterreich; die Commandantenstelle des Arsionals war eben erledigt, und ein glücklicher Handstreich de Zara's auf die Türken verschaffte ihm diesen Posten. Was sein Aeußeres betrifft, so war er ebenso hoch gewachsen, wie Don Diego, aber wo möglich noch hagerer; sein Gesicht hatte wie bey Jenem die Farbe seiner Tracht, nähmlich schwefelgelb; Alles war schwefelgelb an ihm. In den Waffen war er wohl geübt, besonders im Werfen des Dolches. De Zara war kühn, tapfer, trotzig, und ein leidenschaftlicher Anhänger des Seedienstes, in welchem er den blindesten Gehorsam forderte, die geringste Versäumniß auf das Härteste bestrafte.

Es waren daher kaum fünf Minuten nach dem Einlangen des Musterungsbefehls verflossen, als Mannschaft und Schiffzeug auch schon in Bereitschaft standen. Drey Trompetenstöße vom Arsenalhofe her, verkündeten die Ankunft derer, welche die Musterung vornehmen wollten. Wie erstaunte aber de Zara, als er einen Blick auf den Hofraum warf, und die hohe blutrothe Gestalt seines Feindes

vom Rosse steigen sah! Eine düstere Ahnung stieg in ihm auf; aber er unterdrückte sie rasch. Der Rath Schallautzer sah mit Entsetzen den alten Eremiten an einem Mastbaum aufgeknüpft. Dieses Unglücklichen letzte Worte waren gewesen: „Mein Blut komme schnell über Dich, verworfener Sohn!“ — Der Rath trat vor an den Rand des Hafendammes und sprach mit lauter feyerlicher Stimme: „Signore Girolamo de Zara, im Nahmen des obersten Kriegsraths gebiethe ich Euch, daß Ihr Eure Galeere verlaßt und Euch hieher begebt in das Arsenal!“ De Zara, stutzend ob solch auffallenden Begehrens, schüttelte sich vor Zorn, daß seine ganze schwefelgelbe Rüstung rasselte, und entgegnete in trotzigem Tone: „Nimmermehr, das ist gegen die Ordnung; ein Seecapitän verläßt sein Schiff nicht. Was ist Euer Begehr?“ Schallautzer erwiederte kurz: „Daß Girolamo de Zara das Commando augenblicklich niederlege, denn hier hat Niemand mehr zu befehlen als Don Diego de Almanaharadas de Colophonoros y Bassamanehos de Calarabisos y Abecedores de Elsleresmeraldoros y y de Famosos, nähmlich der Mann, den Ihr hier sehet.“ Als de Zara diese Worte vernommen, schüttelte er seine Glieder neuerdings wie ein grimmiger Löwe, aber mit doppelter Wuth, zog sein Schwert und rief mit donnender Stimme: „Was? diesem blutrothen, bandwurmigen Nahmensträger, diesem stänkerischen Fechtbruder und jämmerlichen Zollaufpasser soll ich mich unterwerfen? Der soll eher zu allen blutrothen und schwefelgelben Teufeln fahren!“ Mit zwey hastigen Sätzen war der Wüthende auf dem Damme, losstürmend auf Don Diego. Der sah sich plötzlich angegriffen; er hatte sei-

nen Feind erkannt, und zog die blutige Klinge. Vergebens bemühten sich die Umstehenden, den Kampf zu verhindern; er war vorüber, ehe sie nur hätten Hand anlegen können; de Zara lag durchbohrt dahin gestreckt. In abgebrochenen Sylben stöhnte er nachfolgende Worte: „Der Fandango dort ist meine Tochter; ihr gehört, was ich hinterlasse.“ De Zara verschied. Der Fandango aber hörte von diesem Augenblicke an auf, den Fandango zu tanzen. Sie trat aus dem Dienste des Blutrothen, heirathete bald darauf Einen der milchweiß und blutroth zugleich war, und wurde dadurch eine ehrliche Fleischhackerinn am untern Werd bey den drey rothen Hackeln, die längst nicht mehr existiren, und von denen sogar die Geschichte schweigt.

Der blutrothe Don, von Diego bis Famosofos bekleidete seine Befehlshaberstelle nur bis zum Jahre 1547, wo er es in die Hände des Don Alfonso de Contreras niederlegen mußte. Jahrs darauf raffte ihn die Pest weg.

Und ist dieses der Ausgang des blutrothen und des schwefelgelben Admirals der Wiener-Flotille.

Ein letzter Inwohner.

Erinnert man sich noch an den Seizerhof?

O warum denn nicht; es sind ja kaum einige Jahre, daß er abgebrochen wurde.

„Abgebrochen,“ „der Hof;“ „der Hof abgebrochen;“ sehr gut, sehr gut. Diese Schlinge wollte ich haben.

Wirklich ist der Hof abgebrochen, vernichtet: dieser geräumige, helle, luftige Seizerhof; eine wohlthuende Oase

in dieser Steinwüste Wien. Dieser Durchgang ist jetzt glücklich ausgefüllt mit vielen hundert Tausenden von Ziegeln, mit einer unendlichen Menge von Holzwerk, von Eisenwerk, von Glastafeln ꝛc., ausgefüllt bis hinauf in die Wolken starrend. Aber nein, ein Durchgang besteht gleichwohl noch oder wieder, und zwar ein recht eleganter, in welchem 5 bis 6 Leute sehr bequem neben einander gehen können, und in dem man auch den lieben blauen oder grauen Himmel fast unmittelbar sehen kann.

Und heißt dieser Seizerhof nunmehro Bazar.

Wie aber dieser Bazar noch Seizer h o f geheißen und gewesen, da, in seinen allerletzten Tagen, war ich veranlaßt in ihm zu wohnen, einige Wochen hindurch.

Außer mir wohnte in den letzten Tagen dieses weitläuftigen Gebäudes nur noch ein einziger Mensch, und zwar in seinen eigenen letzten Tagen; rückwärts, gegen den Hof zu, im obersten Stockwerke.

Ich hatte davon gehört, etwa eine Woche vor dem Abbrechungstermin des Hauses; es liege da oben ein Mensch im Sterben.

Den und den Tag, um die und die Stunde, ja Minute wird begonnen, das Gebäude niederzureißen. Die Arbeiter sind schon da; sie haben schon ihren Schnaps und ihr Stück Schwarzbrod verzehrt; siehe, bereits schwingen sie die Mordart.

Niemand denkt daran, dem für ewig hinweg zu tilgenden Hause, nachdem es Jahrhunderte lang so vielen Geschlechtern gedient, ein Wort des Abschieds zu sagen. Ohne irgend einen Act schreitet man an das Werk der Zerstörung,

denn grauenvoll ist der Undank, ist die Gemüthlosigkeit, ist die Rohheit der Menschen, ist die Selbstsucht der Menschen.

Ist ein neues Haus bald fertig: o ja, da flattert und wimpelt am Giebel der lustige Kranz mit Bändern und Rauschgold, und es gibt ein süffiges Fest. Dem Augenblick gilt es, und der Zukunft. Aber mit der Vergangenheit will Niemand mehr Etwas zu thun haben, mit dem Andenken an das Genossene; das Herz hat kein Gedächtniß.

Also und in dem sterbenden Gebäude da oben der sterbende Mensch.

Ich erkundigte mich täglich; er fuhr fort im Sterben zu seyn.

Der letzte Mensch im Seizerhofe.

Der letzte Mensch auf Erden ist schon deßhalb nichts Erhabenes, weil es undenkbar ist, daß gerade nur noch eine einzige solche Creatur auf dem Erdball existire; ein einziges Exemplar Mensch.

Aber der letzte Mensch in einem Hause! Ich weiß nicht warum; aber das kommt mir sublim vor, so wie der erste Mensch, der, um da zu wohnen, in ein neues Haus tritt.

Glaube man es: die Häuser leben; aber nicht, weil sie vollgestopft sind mit lebenden Leuten.

Ja, die Häuser leben, und sollen leben, besonders, wenn sie alte Häuser sind.

Und die Menschen mögen hinaussterben, und hineinsterben, wie sie wollen. Das Haus ist oft merkwürdiger, als sie alle, aber nicht deßhalb, weil es Geldwerth hat.

Die alten Häuser und ich, wir verstehen uns.

Und Du romantischer Federlhof, in Ehren ergraut: Dir ward seitdem ein noch ärgeres Schicksal!!!

Wieder Etwas über die Wiener-Stubenmädchen.

Seit der im zweiten Theile der Dosenstücke (Seite 161) gelieferten Notiz über die Wiener-Stubenmädchen des vorigen Jahrhunderts, haben wir uns nach fernerem Material umgesehn, diese markanten geschichtlichen Creaturen etwas näher kennen zu lernen. Wir suchten zuerst die gleichzeitigen Flugschriften selbst auf, welche zu finden eben nicht sehr leicht ist. Unter andern sahen wir die nachstehenden durch:

Zuerst das famose Büchlein von Rautenstrauch, welches ohne den Namen des Verfassers erschienen, und 1781 die vierte Auflage erlebte. Diese Piece war die Veranlassung des ganzen Streites, des ganzen trojanischen Krieges an der Donau, der Fehdehandschuh. Es folgte nun Schlag auf Schlag eine Reihe von Büchelchen, fast alle gegen Rautenstrauch, z. B.:

Rede eines Stubenmädchens an ihre Mitschwestern; 781.

Schreiben des schönsten Stubenmädchens an Herrn v. H . . .; 781 (doch nicht an den gewissen Herrn v. H . . ., dessen „Geschichte" einem eigenen Literatur-Genre angehört).

Ueber die bewußten Mademoiselles in Wien; 781.

Wider den Stubenmädchenfeind; 781.

Die Wiener-Stubenmädchen wider die satyrische Biographie; 781.

Ein Stubenmädchen als Strafpredigerinn des Autors über die Stubenmädchen; 781. In der Geroldischen Buchhandlung auf dem Kohlmarkt.

Der Titel der Rautenstrauchschen Schrift ist ganz einfach: Ueber die Stubenmädchen in Wien.

Wir müssen gestehen, daß es uns große Ueberwindung gekostet, diese Büchelchen durchzusehen. Heut zu Tage hat man gar keinen Begriff mehr von der Wässrigkeit, Seichtigkeit, Lahmheit, Schalheit, Nichtigkeit und überhaupt von jener Gehaltlosigkeit, welche die Broschuristen-Producte der Josephinischen Periode bezeichnet. Ja wir behaupten, es sey unmöglich, auch nur ein paar Seiten zu lesen, ohne zu gähnen. Das Aergerlichste bei dieser Entdeckungsreise aber ist: lauter Wasser und auch nicht das kleinste Inselchen; fast nicht ein Zug von Schärfe, von plastischem Leben, von Beleuchtung der Eigenthümlichkeit jener Gattung des schönen Geschlechts; nichts von irgend einer Individualität, von einem Typus, kaum eine kahle Silhouette. Das Ganze dreht sich um Rautenstrauchs Vorwurf, daß die Stubenmädchen zu luxurios einher giengen, daß sie goldene Ohrringe, silberne Schuhschnallen und seidene Leibchen trügen, und daß sie all das doch wohl nur aus unlautrer Quelle zu bestreiten vermöchten. Es herrscht sogar eine Art von Fanatismus darin, so, daß man versucht werden kann, zu glauben, diese finstre Ereiferung rühre noch aus der rein Theresianschen Zeit der gewissen Sitten-Censur her. Ganz in der Ordnung,

ganz begreiflich ist es demnach, daß Rautenstrauchs inhumane und ungalante Angriffe viele Gegner fanden, und der kleine Krieg eigentlich nichts war, und zu nichts führte. Dessen ungeachtet war die Sache important und famos hinsichtlich des Lärms, den man davon machte, so, daß sie, immer den Wiener-Horizont vor Augen, gewisser Maßen ein historisches Interesse gewann und behauptete.

Wir gestehen offen, daß der entsprechendste Begriff, den man sich von den damahligen Stubenkätzchen machen kann, auf 2 Seiten enthalten sey, die sich in einer größern Schrift eines Zeitgenossen befinden, in welcher sie ein Capitel bilden. Diese 2 Seiten geben das Summarium oder die Essenz, wenigstens die characteristischen Züge, weßhalb wir denn glauben, nichts Besseres thun zu können, als unsern werthen Lesern das schöne treue Bild hier aufzustellen, welches literarisch das ist, was die Titelzeichnung eines Stubenmädchens bey dem 2. Theile der Dosenstücke. Den classischen Verfasser jener Schilderung betreffend, so werden ihn bewanderte Leser zweifelsohne leichtlich erkennen; der Nahme thut hier gar nichts zur Sache.

Folgendes nun ist das in Rede stehende Medaillon: „Wie sich in den großen Häusern die Dame von der Kammerjungfer bedienen läßt, so läßt sich diese wieder von dem Stubenmädchen bedienen. Bei den Weibern von minderer Bedeutung sind die Stubenmädchen das, was die Kammerjungfern in den Pallästen vorstellen.

Die Legion der Stubenmädchen ist zahlreich; ich glaube, daß sie wenigst aus viertausend Köpfen besteht. Es sind junge, hübsche, runde, muntere Dinger, voll Coketterie,

Muthwillen, Neckerey und Buhlerey. Sie hüpfen durch das Leben hindurch, ohne selbst recht zu wissen, wie ihnen dabei geschieht, oder wozu sie eigentlich da sind, Caffeh und Chocolade zu machen, ein Hemd zu wärmen, einen Tisch zu wichsen; das Bett zu machen, ein Halstuch zu glätten: dieß sind die Künste der Wienerischen Stubenmädchen. Sie halten sich in ihrem Anzug sehr reinlich, wissen ihn mit Geschmack zu wählen, und bleiben meist bei der schon unter ihnen eingeführten Tracht, welche die böhmische Haube und das knappe Corsettchen vorzüglich niedlich machen. Da die ganze vornehme weibliche Welt sich in die abscheulichen Buffanten stürzte, und mit einer steifen lächerlichen Breite prahlte, hatten die Stubenmädchen allein Mutterwitz genug, ihre hübschen Figürchen nicht durch jenes abenteuerliche Gereife gleich Packeseln auf beyden Seiten zu verunstalten. Sie verstanden ihren Vortheil besser..... Ihre Jahresbesoldungen sind zwischen 25 und 40 Gulden; diese reichen gerade hin, ihre Schuhe und ihren Haarpuder zu bezahlen. Nichts destoweniger gehen sie Sonntags ganz in Seide gekleidet, mit goldenen Ohrgehängen und großen silbernen Schnallen in die Kirche, in den Prater und in die Komödie. — Rathet, wo sie ihre Capitalien liegen haben! —

Unter der im Puncte des sechsten Geboths so strengen Regierung der Kaiserinn, waren die Stubenmädchen ein Artikel von größerer Wichtigkeit. Es sind, wie man weiß, lauter honette Mädchen, und wohnen in lauter honetten Häusern: wenn also junge Herren zur Frau von, zur Witwe von ꝛc., in die Gesellschaft gingen, so konnte

doch die Polizey nicht so neugierig seyn, und nachschleichen, um zu sehen, ob der junge Herr nicht etwa aus Irrthum an die Thüre des Stubenmädchens gekommen sey; da man hingegen bei minder honetten Mädchen in keinem Zimmer und zu keiner Stunde sicher war. — Seitdem aber die Regierung nicht so strenge mehr nachspürt, ist der Werth der Stubenmädchen um Vieles gefallen, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, sind sie jetzt wieder in dem Zirkel, wohin sie gehören. Sie machen die Maitressen der Jäger, Läufer, Lakaien, Leibhusaren; und besonders der Kaufmannsdiener in den Seiden- und Galanterieläden. Da sie die Putzmaterialien für ihre Frauen von dort zu holen haben, so fällt manche Elle Zeug, Band, Spitzen rc. nebenhin. Dafür darf der Ladenjunker Sonntags kommen, das gutwillige Ding im Fiaker auf das Land führen, und ihr — wie Yorik die Schuhschnalle festmachen.

Herr Rautenstrauch hat im Jahre 1781 einen garstigen Prozeß gegen die Stubenmädchen angefangen; aber die Dingerchen fanden ihre Advokaten. Das ganze galante Wien nahm an der Fehde Theil. Man schrieb zwanzig Broschuren für die guten Mädchen; und wen diese papiernen Beweise von ihrer guten Sache nicht überzeugen konnten, den hätten sie nöthigen Falls gewiß in eigener Person von ihren Vorzügen überwiesen. ..... Merkwürdig ist, daß gerade zur nähmlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin für ein altes Gesangbuch geschah."

Wir erlauben uns, die Meinung zu hegen, daß die so eben vorgeführte Schilderung unsern Lesern zugesagt

habe, und benützen diese Gelegenheit, noch Einiges über die Broschuren-Sündfluth der Josephinischen Periode zu sagen, nähmlich über die Quellen einer vollständigen Uebersicht jener Piecen, die von literargeschichtlicher Seite schon mehrmahls gewünscht worden. Wir führen deren hier zwey an, und sind der Ansicht, daß sie wohl ziemlich ausreichend seyn dürften, so ferne es sich um jene dieser Piecen handelt, die mehr oder weniger förmlich in den Buchhandel gekommen. Wir nennen billig zuerst den Catalog unsres tactvollen, industriosen und fleißigen Geusau. Er hatte den glücklichen und dankeswerthen Einfall, zusammenzustellen und heraus zu geben ein „Verzeichniß der während der Preßfreyheit in Wien erschienenen Broschuren, 1. Sammlung, Wien 1782." Seinen Nahmen hat Geusau nicht beygefügt; eine Fortsetzung ist leider nicht gekommen. Eine zweyte Sammlung soll er im Manuscript hinterlassen haben; allein man weiß, wie es geht, wenn Nachlässe von Schriftstellern in die Hände der Witwen und Kinder gerathen; schauderhafte Beyspiele gibt es davon. Also dieser Geusausche Schatz ist verloren; einiger Maßen aber kann uns eine Arbeit des unermüdlichen Bibliographen Ersch entschädigen und trösten. Ersch hat nähmlich herausgegeben ein „Allgemeines Repertorium der Literatur" und zwar von 1785 bis 1800, in Lieferungen nach Quinquennien, zusammen 12 Bände in Quarto, Jena und Weimar; ein unbeschreiblich mühevolles Werk (natürlich nicht mit seinem bekannten neuern „Handbuch" zu verwechseln). In diesem nun findet man die Josephinische Literatur überhaupt an folgenden Orten zusammen gestellt:

Jahre 1785 — 90, Band 2, Hälfte 2, XIII, Nr. 4183 — 4214; 1791 — 95, Band 2, Hälfte 2, XIII, Nr. 4297—4309; 1796 — 1800, Band 2, Hälfte 2, XIII, Nr. 2554 — 2557.

Graf Kinsky.

Sehr hat es uns erquickt, als der wackre Pannasch kürzlich in seinen Lebensskizzen uns wieder die Catonische Gestalt Kinskys, des ewig verdienten Directors der Wiener-Neustädter-Akademie vorführte, der 1805 den 9. Juni in nichts weniger als hohem Alter unversehends zu Wien gestorben. Zu 2 Dingen wurden wir durch Pannaschs Erzählung angeregt; Erstens, den Wunsch auszudrücken, daß man Kinskys längst vergriffene Schriften in einer Auswahl und mit einem Apparat neu herausgeben möchte, vor der Hand wenigstens seinen „Weltrekruten", diesen gediegenen Inbegriff weiser Lebensregeln ꝛc.; und Zweytens wurden wir veranlaßt, eine kleine aber sehr characteristische Begebenheit zu erzählen, die wir aus dem Munde eines ehemahligen Zöglings jener Akademie selbst haben, des Herrn F. v. F., eines gelehrten Beamten.

Es bestand durch den Grafen Kinsky die Einrichtung, daß die Cadetten, nachdem der Gottesdienst vorüber war, das kleine Gebethbuch vorn in die Uniform gesteckt, daß es zur Hälfte hervorstand, zu verschiedenen Handwerkern der Stadt geführt wurden, um sich da die Werkzeuge, und die verschiedenen Handgriffe und Vortheile der Arbeit zeigen zu lassen, was dann diesen Professionisten vergütet

wurde. Eines Tages bekommt unser Zögling mit einem seiner Collegen vor der Werkstätte eines Schmiedes Streit; Herr v. F. zum Gähzorn geneigt, entreißt seinem Gegner das Andachtsbuch und schleudert es an des Schmiedes Fenster, daß eine der runden Scheiben in Trümmer geht. Der Lieutenant nimmt den Fall ad notam, macht aber für den Augenblick kein Aufheben.

Des andern Tages bey der Tafelparade tritt Graf Kinsky auf den Zögling zu, mustert ihn mit durchbohrendem Blicke, und fragt ihn mit donnerndem Wort: „Bursche *), was hast Du gethan?" Der kleine Delinquent bringt Anfangs keine Sylbe hervor; endlich aber gesteht er. Worauf Kinsky: „Bursche, Erstens hast Du eine arge Ungebühr begangen, dann hast Du Schaden zugefügt. Was hast Du verdient?" „Strafe" entgegnet der Zögling kleinlaut. „Richtig", sagt Kinsky, „für die Ungebühr Deines verdammten Hitzkopfs erhältst Du 12 tüchtige Ruthenstreiche; sorgen Sie dafür, Herr Lieutenant! Dann wird Dir von Kost und Wein so lange abgezogen, bis die Schuld für das Fenster des Schmiedes bezahlt ist." Nach diesen Worten gab Kinsky dem Zögling einen Wink; der trat aus der Reihe und die Execution ging sogleich vor sich.

Etwa 14 Tage verstrichen, da war auch die Schuld getilgt, und der Zögling wird zur Gemahlinn des Grafen beschieden. Die empfängt ihn ernst aber mild, ladet

---

*) Diese Benennung der Zöglinge war so des energischen, dabey aber edelmüthigen Commandanten Gewohnheit.

ihn ein, sich zu setzen, und fragt ihn nach seinem Befinden. Verwirrt ermangelt ihm die Antwort. Die Gräfinn aber sagt: „Sie werden Appetit haben, Herr v. F.; hier langen Sie zu.“ Ein halbes Huhn, Brod und ein Fläschchen Wein standen auf dem Tische. Der Jüngling kann nicht umhin zuzulangen, und läßt es sich schmecken. Dann küßt er der Gräfinn wiederholt die Hand, und sagt gerührt: „Excellenz sind die Großmuth selbst.“

In diesem Augenblicke tritt der Graf ein. „Nun, wie ist Dir, Bursche,“ sagt er, „fängst Du an, Dich zu erholen? Ich hoffe, eine solche Cur wird nicht mehr nöthig seyn, denn sonst bist Du brav, Bursche; Dein verdammter Gähzorn. Da, reiche mir die Hand, und gib mir Dein Ehrenwort, daß Du Dich nicht mehr werdest hinreißen lassen.“ Dieß sagend, reichte der Feldzeugmeister dem Knaben die Hand.

Von den erhebenden Gefühlen, von der Rührung und innigen Dankbarkeit des Zöglings schweigen wir; nur sagen wir noch: er hat sein Ehrenwort gehalten.

Dieser einzige Zug ist hinreichend, das begeisterte Andenken zu erklären, welches Kinsky fort und fort genießt. Fürwahr dieser Zug hat Größe, und die beabsichtigte Wirkung konnte unmöglich verfehlt werden.

Von der Mehlgrube

haben wir schon Etwas gesagt; sagen wir noch mehr, aber nicht gar zu viel. —

Auf der Mehlgrube herrschte das, was man ein „fideles

Leben" nennt, ein cordiales ungenirtes Leben und Treiben, ein Treiben im Negligé, im Schlafrocke so zu sagen. Hier waltete der lustiglebendige Geist der echten Volksthümlichkeit, des unbekümmertsten Humors in so gut als allen seinen Spielarten. Hier war so zu sagen Alles erlaubt, ja gewisser Maßen Alles geheischt; es war wie ein exclusiv privilegirter Aufenthalt, an dem nichts übel genommen wurde. Mit nicht gar großem Unterschiede war die Mehlgrube das unter Dache, was das Brigittenfest im Freyen „gewesen."

Bald werden wohl auch die letzten Spuren dieses Festes verschwunden seyn, aber nicht, weil ein feinerer edlerer Geschmack bey den untern Classen sich eingefunden, wie fast allenthalben behauptet wird, sondern, weil in Folge einer wirklich nicht anders als ernsten Zeit auch eine ernste Stimmung an die Stelle des leichten Sinnes und der Lustiglebendigkeit getreten.

Die Mehlgrube wurde fast von allen Classen des Publikums besucht, eigentliche Damen ausgenommen; die Männer und Söhne solcher eigentlicher Damen aber fanden sich wohl ein, so auf ein Stündchen, ein wenig zuzusehn, eine kleine Augenweide zu genießen, sich zu erlustigen an Diesem und Jenem; activ nahmen diese Herren nämlich an diesem Orte selbst, nicht Theil. Man fand da den geringen Bürger mit Familie, den Handwerker, die Schaar der Kaufmannsdiener, Köchinnen (deren mehr aber als Soubretten), Marchande de Mode-Mädchen, und ein Heer von leichtfertigen venalen Schönen, die hier gleichsam ihre Ausstellung, ihre Börse hielten. In wahrer

Naivität, ganz ohne alle Scrupel sah man hier an ein und demselben Tisch den ehrsamen Bürger oder Gewerbsmann mit Weib und Töchtern in aller Bonhommie mit einem solchen Dämlein schmausen und plaudern; sein Sohn tanzte wohl auch ganz unbedenklich mit dieser Grazie, und schäckerte mit ihr.

Die Speisen und Getränke waren auf Hausmannsart, nicht ordinär, nicht fein; die Preise billig. Die Musik konnte man eine gute nennen, besonders in jenen Jahren, wo Pechatscheck und Wilde auf dem Orchester thronten. Damahls tanzte man noch häufig Menuette, bis dieser von dem sanguinischeren Langaus verdrängt wurde. Mit der Aufwartung konnte man zufrieden seyn; Möraus, der Wirth sah überall nach, selbst bey der Tanzordnung; mitten unter die eleganteften Leute trat er da, sein violettfarbiges Sammtkäppel auf dem Kopfe, eine abgetragene graue Hausjacke an, ein verbrauchtes aber stets rein gehaltenes blauleinwandenes Vortuch darüber, kurz in einer Tracht, deren sich heut zu Tage der gemeinste Hausknecht schämen würde. Mit einer Handbewegung, mit einem Hauch beherrschte dieser brave Mann Alles. Ein eigener Sicherheits-Commissär in Uniform war in früherer Zeit wohl nicht zugegen.

Die Lustigkeit nach allen möglichen Schattirungen erreichte oft einen hohen und sehr hohen Grad; aber es hatte nichts zu bedeuten, und blieb meistens ohne Folgen. Dieses Asyl der Schlaraffercy besteht jetzt beym Sperl, aber lange nicht so einfach, so natürlich, so ungenirt, am wenigsten so wohlfeil. Gegen die Mehlgrube ist das

Sperlwesen Caricatur, eine mißlungene Auffrischung und Modernisirung. Vom Elysium kann hier nicht die Rede seyn.

Von der Mehlgrube weg, pflegten sich Viele noch nebenan zu Wirschmidt ins Caffehhaus zu begeben, da noch ein Glas Punsch oder eine Schale Schwarz zu Leibe zu nehmen, Verabredungen zu pflegen und dergleichen. —

Die Mehlgrube in ihrer Art, war berühmt, und mit Recht. Ein so characteristisches Volkswesen herrschte da, daß kein Ausländer nach Wien gekommen wäre, ohne so bald als möglich die Mehlgrube zu besuchen.

Eine förmliche Chronik der Mehlgrube wäre sehr ansprechend. Diese Localitäten wurden gar verschiedenartig benützt und verwendet. Festliche Hochzeiten hielt man am Liebsten auf der Mehlgrube; die Müller, die Mehlspeculanten, die Bäcker hatten da in unermeßlicher Anzahl an Samstagen ihre geschäftlichen Zusammenkünfte (wirklich ihre Börse); Versteigerungen von allerhand Effecten, Bücher-Licitationen, die kleineren Degens, die großen Geistingers fanden da statt; die Werbung der Legion Erzherzog Carl (Montur fein hechtgrau, Aufschläge gris de lin, Riemenzeug schwarz, Helme ꝛc.) ging im Saal der Mehlgrube vor sich; bey jeder geschehenen einzelnen Anwerbung ward auf dem Balkon ein schmetternder Tusch aufgemacht: kurz, wie gesagt, eine Chronik der Mehlgrube würde höchst pikant zu lesen seyn; und dann erst insonderheit die Mysterien der Mehlgrube!? — Nicht vergessen dürfte man die vornehmen Kinderballete, und die Maskenbälle unter Carl VI., bey denen der Garderobemeister des Prinzen Eugen aus der benachbarten Him-

melpfortgasse aushalf. Mit der Verwandlung in das jetzige Casino ist die romantische Zeit der Mehlgrube vorüber. Aber — sollte diese nicht unter irgend einer Modification wieder eintreten können? Jedenfalls sollte man bedenken, daß es doch arg sey, wenn distinguirtere Wiener, um zu tanzen, erst in eine Vorstadt fahren müssen. Wien hat keinen Tanzsaal in der innern Stadt! Unglaublich!

Suchenwirt.

Da kündigt Einer an, da lesen Sie, „Suchenwirts Werke." Wer mag der Suchenwirt seyn?

„Nu, der wienerische Meistersänger aus dem 14. Jahrhundert, den unser unvergeßlicher Primisser heraus gegeben hat."

Der Primisser, der liebe Mann, der uns einmahl die Ambraser-Sammlung gezeigt hat? Ja, wenn der den Suchenwirt heraus gegeben hat, so muß schon Etwas daran seyn. Und ein Wiener, sagen Sie, war er?

„Freylich! Er lebte und dichtete fast immer in Wien, von Albrecht II. an, bis über Albrecht III. hinaus. Er war Bürger von Wien, und Hausbesitzer auf dem Hofe."

Was? Hausherr? Ah, allen Respect! Wo hat er denn sein Haus gehabt auf dem Hofe?

„Da, wo jetzt die Kriegskanzley steht. Sein Haus mit ein paar andern wurde nachmahls abgebrochen; ein Carmeliterkloster wurde hingebaut; das erhielten unter Ferdinand I. die Jesuiten, und von diesen rührt das jetzige Hofkriegsgebäude her."

Weiß, weiß! Was ist es denn aber sonst mit dem Suchenwirt? Ist er vielleicht ein Classiker? Da müßte ich ihn ja für meine Bibliothek anschaffen. Was glauben Sie?

„Ich glaube, wenn Sie über unsre Fürsten der damahligen Zeit etwas recht Treues und Schönes lesen wollen, von dem Ritterwesen, den Turnieren, von Jagd, Hoffesten, Kriegssachen, von jenen Sitten und Gewohnheiten, vorzüglich von den Heereszügen gegen die heidnischen Preußen."

Die Preußen? Waren denn die noch Heiden?

„Sie spaßen wohl, Freund. Sollten Sie schon vergessen haben, daß auch wir gegen dieses ihr Heidenthum gekämpft, wie der große Ottokar, der Königsberg gegründet hat. Sie werden noch ganz andere Dinge erfahren, wenn Sie den Suchenwirt lesen, zum Beyspiel über die Moden der damahligen Wiener-Stutzer; und für Kleider, Freund, interessiren Sie Sich ja sehr."

Nu, das versteht sich. Schon möglich, daß ich mir den Suchenwirt kaufe. Aber sagen Sie mir, wie ist es denn dem Menschen eingefallen, Gedichte zu machen, und als Hausherr schon gar?

„Innerer Drang, Freund, Begeisterung."

Hat es ihm denn Etwas eingetragen? Hat er denn einen Verleger gefunden?

„Die Verleger waren damahls noch nicht erfunden, waren erst ein Säculum später entstanden. Eingetragen hat ihm seine Muse blutwenig. Er sang der Ehre wegen. Er zog an die Höfe der kunstliebenden Fürsten, und trug ihnen seine Gesänge vor, nach Art der Meistersänger."

Weiß schon, fahrende Poeten, wie man sagt, so eine Art harfenistischer Landstreicher. Kann man denn das rohe abscheuliche Altdeutsch auch verstehn?

„Beruhigen Sie Sich. Unser gediegener trefflicher Primisser, der sich um altdeutsche Literatur und Kunst so sehr verdient gemacht, hat ein erklärendes Wörterbuch dazu verfaßt, und sonst viele Erläuterungen dazu geliefert. Leider seine letzte im Druck erschienene Arbeit.“

Wie ich da in der Ankündigung sehe, ist der Peter Suchenwirt 1827 heraus gekommen. Aber vier Gulden! Ich bitte Sie, was für eine Summe, wenn man denkt für ein bloßes Buch! Da kostet mich eine Soirée beym Sperl nicht so viel. Und das Einbinden auch noch! Ich werde es mir überlegen.

Wirklich überlegte der gewiß sehr verehrungswürdige Freund ziemlich lange. Ich borgte ihm das Buch, aber nur auf einen Tag, und gegen Quittung, denn er hatte Familie. Der Zufall wollte, daß er Seite 120 (46—63) gerade eine Passage aufschlug, die ihn zum Ankauf bestimmte. Es ist diese:

„Du zeuchst Dich ein, daz Du pist vrat
In den seitten, daz ich spür;
Paumwoll legest Du da für,
Daz thut Dir we und ist ein spot:
Du machst Dich anders, wann Dich got
Noch im selb gepildet hat;
Dein antlütz smirst Du vrü und spat,
Dein Hirn glitzent, Deinen wang

Hot dew salben so durichgang
Daz Du geist valscher Farbe schein;
Vrömdes hor Du pindest ein;
Got der gab ze lehen
Nach im selb Dein zehen
Die machst Du anders vil gestalt, *)
Lang und spitzich mannichvalt,
Chrump recht als des teufels nas
Gedenk daz Dein schepfer was
Mit solcher sit auf erden! —"

Diese Stelle reizte den schwankenden Besitzer einer „Bibliothek", auch die Einleitung zu lesen, und da fand er denn zu seinem wahren Vergnügen folgende Verdeutlichung: „Die Junker schnüren sich, und legen sich Baumwolle in die Seiten; sie schminken das Antlitz an Stirn und Wange mit falscher Farbe, und binden falsches Haar an. Die Zehen wollen sie anders machen, als Gott sie erschaffen; sie sollen lang, spitz und krumm seyn; recht wie des Teufels Nase sind ihre Schuhe."

Nun, rief unser Sperlischer Lebemann lachend aus, das ist ja ein großer schöner Trost für unsre heutigen Incroyables, Modegecken, Dandys und wie man die Lions sonst nennt glaube ich, Zierbengel und dergleichen! Die sind ja noch die Einfachheit selbst dagegen. Und das ist

*) Wohl ungleich weniger dumm und gewiß nicht die Zehen selbst, so verbiegend, wie unsre jetzigen Stiefel es thun.

ein Fehler, setzte der Mann kraft seines modistischen Berufs kopfschüttelnd hinzu; da muß man abhelfen; von der rohen Vorzeit muß man sich nicht übertreffen lassen; die Zeit muß vorwärts schreiten, nicht rückwärts; das Versäumte muß man einbringen, und überflügeln weit, weit! O Du charmanter Suchenwirt! O Du allerliebster Primisser, der Du mir einst alle die köstlichen Costume so beredsam erklärt hast!

Die kleine Verstimmung, in welche die unmittelbar voraus gehende Stelle der Einleitung den Mann versetzt hatte, war ganz geschwunden. Er hatte nähmlich gelesen: „Die schändlichen Kleider sind es, deren sich jetzt die Welt bedient (nähmlich zu Suchenwirts Zeit), darein man sich mit Riemen vorn und hinten schnürt, daß die Junker wie die Holzscheite steif und straff darin stecken. Scherzt einer mit dem andern, wie es zu geschehen pflegt, gleich schreyt er: Hör auf, mir ist ein Neßel (Schnürriemchen) hinten zerbrochen."

Kurz, der eifrige Literaturfreund ging, nachdem er das Buch bey allen Antiquaren, aber vergebens hatte suchen lassen, zu Wallishausser, sprach, gleichfalls vergebens, von Rabatt, unterdrückte einen Seufzer, legte die 4 Gulden hin, und war jetzt Besitzer des Suchenwirt, der auch ein Hausherr war, wie unser lieber Mann selbst, ein Umstand, der vielleicht den Ausschlag gab bey der Lust des Ankaufs.

Sonderbar genug ist dieser merkwürdige und pikante

Autor dem größern Lesepublicum, nahmentlich dem wienerischen, für welches er doch ein besonderes Interesse haben sollte, sehr wenig, ja man möchte sagen, fast gar nicht bekannt. Das muß man in der That bedauern; aber es läßt sich nichts thun, als etwa eine kleine Anregung machen, wie die gegenwärtige. Wer sich etwa „verführen“ läßt, den Suchenwirt zu kaufen, der wird es nicht bereuen, nähmlich, wenn er ihn auch liest. Und da möchten wir empfehlen, zuerst allerdings die Einleitung, nach ihr aber, gleich die, Seite 173 beginnenden Anmerkungen zu lesen, dann erst den Dichter selbst.

Suchenwirts Todesjahr wird verschieden angegeben. Der sonst sehr genaue Wachler in seinem Lehrbuch der Literaturgeschichte (1830, Seite 230) sagt: starb nach 1394; nach Primisser überlebte er Albrecht III., der 1395 gestorben; unsre National-Encyklopädie sagt: um 1386. Nimmt man aber an, daß der Wiener-Spruchdichter Heinrich der Teichner (der auch noch seinen Primisser erwartet, und für den indeß der beklagenswerthe sonst durch Wissen, Talent und Fleiß so achtbare Schottky irgend in den Wiener-Jahrbüchern Verdienstliches gethan) im Jahre 1400 das Zeitliche verlassen, so muß Suchenwirt noch nach diesem Jahre gelebt haben, da er eine so bewegte Lobrede auf diesen seinen geliebten dahin geschiedenen Freund geschrieben, die Primisser auch (Seite XII) heraus hebt.

Die dem Primisserschen Suchenwirt zum Grunde liegende Handschrift war damahls das Eigenthum des Herrn Georg Grafen von Thurn, nachdem sie zuletzt ein Be-

standtheil der Bibliothek des Fürsten Prosper Sinzendorf gewesen. Vor einem Jahre kündigte der würdige Wiener-Antiquar Schratt ein Suchenwirtsches Manuscript an; der Preis war 100 Species-Ducaten. Die Wiener-Hofbibliothek, die sich wichtige vaterländische Artikel nicht wohl entgehen läßt, kaufte es, und ließ es neu ausstatten. Es ergab sich bald darauf, daß es der gräflich Thurnsche Suchenwirt sey; und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Codex im Besitzthum der Hofbibliothek bleibe. Er ist auf Papier, in klein Quart, und etwa 3 Finger stark.

Suchenwirt also! Möge er doch angeschafft, gelesen, genossen, gewürdigt, gefeyert werden! Möge man ihn auch benützen, biographisch, novellistisch, dramatisch oder episch; er ist ein edler reicher vaterländischer Stoff!

Mordach und Compagnie, Wiens Gründer.

(Mythische Schnurre.)

Da wo jetzt das Schanzel ist, landeten eines Tages zwey ganz absonderliche Schiffe. Es war vor etwa 4000 Jahren, ein Paar hundert Jahre vor der Erbauung Roms. Diese zwey Fahrzeuge waren ganz rund, hatten eine große Menge Ruder und monströse Segel. Sie waren voller Ju-

den, nähmlich voll phönicisch-griechischer Hebräer, voll großer und kleiner, junger und alter, schöner und wilder, weiblicher und männlicher Juden zusammen an 160. In dem einen ordinären Schiffe waren deren mit Nahmen: Marusch, Schmezzel, Izzerlin, Herleich, Schim, Enerlickel, Lesysr, Schalamwaroch, Hainsuezz, Scheffelaus, Smerl, u. dgl.; in dem schönern Schiffe befand sich eine Riesenfamilie; deren Oberhaupt Mordach mit seinen Söhnen und Enkeln, die da unter Andern hießen: Purdiduchim, Charosobin, Schodorilbeses, Pytyrinach, Tamurathin, Weschetohos. Diese Leute waren, wie gesagt, lauter Riesen, selbst die Kinder, die kleinsten, nach der Proportion des Mordach, der 20 Fuß groß war. Ihm waren sämmtliche Juden untergeben mit blindem Gehorsam. Eine kleine Menagerie für die Achelung (Küche) hatten sie auch bey sich; Kerosotyn war der Menagerist.

Diese Leute waren Speculanten. Aus dem Phönicischen waren sie in das Griechische gezogen, hatten sie sich übersetzt. Daselbst hatten sie eine Zeitlang das Terrain studiert; dann entwarf der Mordach den Speculationsplan. In Griechenland liebte man außerordentlich das britannsche Zinn und den ostseeischen Agt- oder Bernstein; in diesen waren die Griechen und Griechinnen völlig vernarrt. Diese beyden Artikel aber waren entsetzlich theuer einzutauschen; für ein Pfund Zinn mußte man 30 trojanische Pferde geben, für 10 Loth Bernstein 12 Kühe. Nun wußte aber der uralte Riese Mordach mit seinen 212 Jahren und seinem umfassenden, Alles durchdringenden Börsengeist und geographisch-statistischen Kenntnissen, so er sehr geheim hielt, daß die Britannier leidenschaftlich auf Gold und Eisen ausgingen, und

Alles was man nur wollte, dafür lieferten. Die Fundorte nun dieses Eisens und Goldes im jetzig deutschen Nordgau waren ihm wohl bekannt, dem Mordach; und den Britanniern nicht. Den Bernstein selber, gedachte er selber sich zu holen; die Strömungen der Wasser, damahls viel anders, denn jetzt, kannte Mordach sehr gut; und auf all Dieses und viel Anderes stützte er einen großen Handelsplan, und so warf er denn seine enormen schwarzen Augen, schon wie er noch in Phönicien logirte auf das Schanzel an dem so prächtig strömenden uralten Ister (nachmahls Donau genannt) und da er in Grācia logirte, immer weiter und weiter hinauf, rüstete zwei Schiffe aus, und bemannte und beweibte sie tüchtig mit den obbenannten werthen Familien, und seinem eigenen Riesenpack und der Menagerie. So arbeitete er sich denn durch das Macedonische, durch das Thracische und durch das Unterpannonische herauf und herauf mit Geschick und Glück, bis daß er den ihm vorschwebenden Punkt, **à la** Colombo mit der neuen Welt, plötzlich erschaut, erkannt und betreten hatte, das Schanzel.

Hier am nun urhistorischen Schanzel, vor etwa 4000 Jahren, ein Paar hundert Jahre vor der Erbauung Roms also landeten die zwey Schiffe voller Juden. Mordach stieg aus; auf seinen Befehl alle ihm nach bis auf zwei, und bis auf die Menagerie. Er, in der Hand einen Pappelbaum, an dessen Spitze eine Fahne, er voraus, den Hügel hinan, durch Gestrüpp und Waldung, durch verschiedenes seltsames Gethier, so er niemahls gesehen, durch mehrere Auerochsen z. B. die ehrerbiethig aus dem Wege gingen; er immer voraus, mehrere unnütze feuerspeyende Drachen und Basilis-

ken, links und rechts niederschlagend, daß es eine Freude war, und heißhungrigen thurmhohen Mammuthen die Köpfe eindrückend, und ebenfalls thurmhohe Geyer mit Nasenstübern vertreibend; er immer voraus mit der Riesenschaar seiner Lenden, fällend nur so zum Spaß mit den sichelartigen Schwertern ganze Reihen im Wege stehender himmelhoher Urbäume mit all dem schrecklich schreyenden Gevögel auf den Aesten; er immer voraus, fällend Alles rechts und links, daß es schauerlich hinunter kollerte, wieder thurmhohe Wellen spritzend in dem Ister, so äußerst zornig erbrauste, zischte, donnerte und brandete; aber er, Mordach immer voraus, endlich auf einer lichten Stelle anhaltend, wo jetzt die Judengasse ist. Er jetzt nicht mehr voraus, sondern aus dem haarigen Busen zieht er sein silbernes Pfeiflein, von der 6fachen Größe unserer Clarinetten, und thut einen Pfiff, daß die Lüfte erzittern, und die Waldung ringsum, wie vom Sturme durchfahren, seufzt und keucht, und die natürliche Menagerie derselben ein wirres gräßliches Geheul erhebt; und den Pappelbaum mit der Fahne nimmt der Mordach und stößt ihn in den Boden, und schreyt helllaut: Hier ist der Punct für Euch, Ihr Zwerge. Und das war da, wo jetzt der Berghof steht, und wo ein Paar Tausend Jahre nach dieser Invasion eine Meyerey war und ein Weinzahlamt.

Also wie Mordach diesen Pfiff gethan, lagerten sich die Zwerge, ließen ihre Menagerie heraufbringen, ihre verschiedenen Handkeller und fingen an, zu frühstücken. Mordach selbst mit seiner Riesenfamilie that desgleichen, und verzehrte er für seine Person seine gewöhnlichen Dritthalb

Widder und seine 2 Eimer Meth, den er aus Schläuchen soff. Ließ man sich Alles wohl schmecken; man sang geistliche und dann weltliche Lieder, führte auch einen andächtigen Tanz aus, rastete und schlief ein Stündlein, bis das silberne Pfeifchen wiederum ertönte. Mordach aber erhob sich und sprach, daß man es wohl bis Debreczin hätte vernehmen können, folgende pikante Worte: „Hier Du Gesind, Du Zwergvolk, hier wirst Du niedergelassen bleiben, verstehst Du; da baust Du Dich an, verstehst Du; hier machst Du Dir Dein Logis, verstehst Du; denn das ist die kleine Factorey, verstehst Du, und das Uebrige weißt Du.“ Alsogleich schickte sich das Zwergvolk an, eine große Hütte zu machen von Laub, und eine zweyte von Bretern für den ersten Anfang mit 10 bis 12 kleinen Schreibepulten und allerhand großen Handlungsbüchern nach damahliger Art, welche Sachen sie schon mitgebracht hatten, um sich augenblicklich etabliren zu können. Dem Oberfactor dieser Unterfactorey ertheilte Mordach seine Instructionen auf Pergament, gab ihm allerley Geschrift, dann unterschiedliche Land- und Wasserkärteln. Nachdem all dieß längst Vorbereitete geschehen, ließ Mordach einige seiner vielsagenden inhaltsschweren Blicke hingleiten, erst links über den Bodenraum des nachmahligen Katzensteiges und Passauerhofes, dann rechts über die damahls noch nicht bestandene Insel der jetzigen Leopoldstadt (der Ister hatte fast gar keine Arme, lauter Leib, ein See, aber in voller energischer Strömung, doch so, wie der beliebte Pfeil es annoch andeutet, frisch nach dem Meere zu); einiges Prophetische murmelte er. Hernach sagte er, wiederum, daß die ganze Waldung erschrack: „Zwey von

Euch der Zwerge kommen mit der Familie Mordach in die Oberfactorey, so Mordach jetztund wird gründen, an einem Wege, dessen Wichtigkeit später erst man wird begreifen." Und es erhob sich der Mann mit seiner Familie und mit den zwey kleinen Kerlen, und haute sich wieder durch, er immer voraus und unaufhaltsam fürbaß bis dorthin, wo jetzt Gumpendorf steht. Gräben und Schluchten waren auf dem Wege, auf der von Leuten noch unbetretenen Flur, und Waldbäche und allerhand teuflisches Feder- und Hornvieh, auch Schlangengezücht verfluchtes. Mordach aber, er immer voraus, unaufhaltsam sein Schritt, wie der Schritt der Zeit, welcher der erhabenste aller Gedanken und Vorstellungen ist, daß man völlig verwirrt werden könnte; aber er, immer voraus, woraus denn zugleich hervorgeht, daß die Andern immer hintennach. Auf solch regelrechte Weise langte die Handelscompagnie. die Firma „Mordach et Compagnie" da an, wo sie wollte, wo Dero Plan war, auf derselben Stelle, wo mehrere 1000 Jahre später, 1698 der Czar Peter logirte.

Hier warf sich Alles in Staub und Koth, so dort herrschend von jeher, und winselte und heulte und frohlockte und sang wieder unterschiedliche geistliche und weltliche Lieder. Dann gab Mordach ein Zeichen. Wieder geschwind eine Lauberhütte, eine kleine, dann Leitern gemacht, Holzwerk, Balken und solch Zeug, daß ein Obdach gefertigt werde, ein ebenerdiges von der Höhe von 3 Stockwerken zum „Contor" Mordach und Compagnie; schöne Schreibpulte, schöne Handelsbücher, schöne Geldschüsseln und Zubehör des Contors. Die Oberfactorey war fertig; die brittisch-ostseeisch-phöni-

cisch-griechische Handelscompagnie war etablirt; Vivat „Mordach et Compagnie."

Daß und wie die Mordachischen Factoreyen blühten, gediehen, sich ausbreiteten, erzählen die alten Scribenten, so auch, daß Juden die Ureinwohner Wiens gewesen, von der Gumpendorfer-Seite her. Wir selbst haben hier nur einige Forscherey-Details beybringen wollen für die curiose Lesewelt; und jetzt zum Schlusse stoßen wir auf Steine, auf redende Steine, betreffend und belegend und verbürgend den Kern des oben Erzählten. Es sind nämlich die Grabsteine Mordachs und einiger seiner spätern Riesen, welche Grabsteine man in demselben Gumpendorf gefunden, und die wohl noch existiren; viele andere stecken in dem Gemäuer des Lazenhofes, da man sich ihrer vandalisch als Baumaterial bedient hatte, wie männiglich weiß. Was nun jenen Grabstein betrifft, so gibt, wie man zur Genüge weiß, und wie schon oft aufgetischt worden, doch aber manchen, z. B. frauenzimmerlichen Lesern noch nicht näher bekannt, Lazius in seinem Werke: **De gentium aliquod migrationibus (1572)** und nach ihm Dieser und Jener, z. B. **Gruterus** in seinem **Thesaurus** mit und ohne Glossen, sowohl die hebräischen Inschriften derselben, als die Uebersetzung. Wir sagen sonst kein Wort mehr, als daß wir diese 4 Inschriften hersetzen zu deutsch; und weil sich unter unsern Lesern auch einige Herrn Juden befinden und sonst das Hebräische frequentirende Personen, so stellen wir auch den Originaltext dazu, stets im Angedenken die Firma „Mordach und Compagnie."

¹) מרדכי מיזוג גבור הגדול בשנת
מיבריאת עלום ב״א ק׳ ת׳ ס׳ *)

„Mordach aus dem Riesengeschlechte, ein starker und großer Mann, im Jahre nach Erschaffung der Welt 2560, worunter das Jahr zu verstehen, da dieser Mordach verstorben, oder da er begraben worden."

²) אפרים הכהן קיתנורת כי במיועדי הוא בורר
יום הראשו שבת תקירז חשוש לבישת
נפטירת בני ר׳ יהודה חנחן קיתנורת ווינטיא
הנקבר יו נ׳ י״ט שבט קבריאת עולם ג״א
שנת ת׳ת׳צ׳ט׳ לפר תנצבה

„Ephraim, ein Priester von Tanurath, als er zur Freude seines Herzens zu seinem jährlichen Festtag ihm den Tag des Monats (das ist, den ersten Sabbath oder Tag des Junius) erwählt hatte, ist gestorben; mein Sohn Rabbi Judas, Jehuda ein Priester von Tanurath Wintera, welcher begraben ist worden den 19. Tag Januars,

---

*) Zur Verdeutlichung folgt hier die richtige Leseart.

1) מרדכי מזוג גבור הגדול. בשנת מבריאת עלם ב׳ אלפים תק׳ס.

2) אפרים הכהן מתנורה בו נולד. אשר היה בורר יום חד של שבת תמוז משוש לבו שבת. נפטר׃בנו ר׳ יהודה הכהן מתנורה ווינטרא. הנקבר יוםב׳ י״ט שבט לבריאת עולם. ג׳ אלפים שנת תתצ׳ט לפ׳ק תנצבה.

von Erschaffung der Welt, drey Tausend, achthundert und neun und neunzigsten Jahr, und ist dieser Grabstein nach der geringern Zahl aufgerichtet."

3) שלום ב׳ר ברוך וגקבר כ׳נ׳ טבת
קיבריאת עולם ד׳ א׳ י״ז

„Salem, ein Sohn des Rabbi Baruchs, ist begraben worden den 22. Tag Decembers im Jahr nach Erschaffung der Welt 4016.

4) פטיר פעניז בת ר׳ יוסף שחלב׳ לעולמי׳ ג״ב
ר׳ ח׳ ניסז קינריאת עלום ד״א שנת ק׳ר׳ג׳
לפרט ביום ב׳ אייר ת נ צ ב ת

„Petyrach, Penyn eine Tochter Rabbi Josephs, welche gestorben ist im zwey und zwanzigsten Jahre ihres Alters den ersten Tag des Monats März nach Erschaffung der Welt 4320 nach der größern Zahl; andern Tag Aprils aber ist dieser Stein aufgerichtet worden."

---

3) שלום כר ברוך ונקבר כ״ב טבת לבריאת עולם ד׳ אלפים י״ו.

4) פטיר פענין בת ר׳ יוסף שהלכה לעולמה ימיה כ״ב. ר״ח ניסן לבריאת עולם ד׳ אלפים שנת תר״ב לפרט. ביום כ׳ אייר תנצבה.

Szekely und das Goldsalz.

Der Gegenstand, durch welchen der beklagenswerthe Garde-Oberstlieutenant Szekely sich hatte verleiten lassen, die Casse anzutasten, war das gewisse Goldsalz, welches man noch heut zu Tage fabricirt, aber ohne jene Haupt-Ingredienz, die nur dem Erfinder allein bekannt war.

Dieser war ein Baron Liebenstein, ehemahliger preußischer Hauptmann und Adjutant des Generals Salomon. Er kam in den erstern 80er Jahren nach Wien, mit seinem Bedienten Götz und dessen Weib. Götz war des Barons Laborant; er verstand das Goldsalz zu bereiten; nur von der geheimen Zuthat wußte er nichts. Als Liebensteins Reisegepäck auf der Hauptmauth untersucht wurde, frappirte die Beschaffenheit des chemischen Apparats den Beschauer Bacciochi (von dem wir schon im Artikel: St. Germain bey den Adepten in Wien, 2. Band der Memoiretten gesprochen haben). Er war selbst Laborant, forschte nach und erzählte einem Herrn von M... davon. Beyde kamen überein, sich an den Baron zu machen; der war aber unterdeß nach Ungarn gereist, hatte jedoch Götz und sein Weib zurückgelassen. Götz, ein Elender, merkend, worauf der Besuch der beyden Adepten eigentlich abziele, ließ sie wahrnehmen, daß er selbst stets der Verfertiger jenes Salzes sey. Man verständigte sich weiter, und Götz trug sich endlich an, die Bereitungsart des Arcanums zu verkaufen. Die Summe aber, welche er verlangte, war so groß, daß die beyden Herrn sich um einen Theilnehmer umsehen mußten. Sie sprachen darüber mit Szekely, und dieser, ein eifriger Alchymist, schaffte das Geld aus der Gardecasse.

Die defraudirte Summe soll an 100,000 Gulden betragen haben. Möglich, daß Szekely die Casse schon früher angegriffen, und geglaubt habe, durch den Absatz des Goldsalzes sie wieder ergänzen zu können; aber wie dem auch sey, dieses Salz war die Hauptursache seines Unglücks.

Wie man dieses Goldsalz jetzt kennt, ist es eigentlich nur ein Mittel gegen scharfes oder faules Blut. Mit dem Zusatz Liebensteins aber soll es von einer lebensverlängernden Wirkung gewesen seyn. Der Baron selbst war noch als ein Mann in die 90 rüstig, kraftvoll und blühend wie ein Jüngling. Nach Wien kehrte er nicht mehr zurück. Er hatte in Ungarn erfahren, daß ihm dort ein böses Spiel bereitet worden. Der nichtswürdige Götz selbst reiste ihm bis Wieselburg entgegen, und warnte ihn, nach Wien zu kommen, da man ihn dort für einen preußischen Werber halte. Der Baron entzog sich auf Umwegen nach Regensburg.

Wieder Etwas vom curiosen Lord.

Der erste Theil der Dosenstücke beginnt mit einem Artikel, welcher den Lord Baltimore betrifft, der mit einem Harem von acht superben Exemplaren, darunter ein köstliches schwarzes, nach Wien gekommen war. Ueber diesen curiosen Lord haben wir seitdem wieder Einiges erfahren, und tragen es hier nach. Die Zeit seines Auftretens in Wien ist das Jahr 1769. Seine zwey Neger hatten die Aufsicht über den Harem; er nannte sie deßhalb seine Corregidores. Der in seinem Geleite befindliche Arzt, Wil-

liam Forter, hatte den besondern Auftrag, diätetische und überhaupt physiologische Beobachtungen über die 8 Schönheiten anzustellen, und dem Lord darüber zeitweise Bericht zu erstatten. Es scheint, daß dieser übersättigte Sultan seine Theilnahme an diesem reizenden Damen-Cabinette auf diese Beobachtungen beschränkte. Außerordentlich blasirt war er überhaupt, worüber der große Winckelmann, den der Lord das Glück gehabt, in Neapel zum Cicerone zu hoben, schon sehr geklagt. Der Chef jener zwey dicken Herrn, welche den Lord in Hinsicht seines Aufenthaltszweckes ins Verhör genommen, und ihn ob seiner Damen-Sammlung so in Verlegenheit gebracht, war der Graf Schrottenbach, welcher übrigens, seiner ämtlichen Stellung nach, nicht anders hatte verfahren dürfen. Der Lord war insbesondere deßhalb so schnell wieder abgereiset, weil ihm nicht gestattet worden, diese Ehrensache mittelst eines förmlichen nationalen Faustkampfes zu schlichten. Diesen unsern lieben curiosen Lord muß man nicht mit jenem Baltimore verwechseln, welcher 1763 und 64 den Orient bereiset, und darüber geschrieben hat (deutsche Uebersetzung, Leipzig, 1768); der war sein Bruder. Von diesem gibt es ebenfalls einige Curiositäten. Die Rolle eines Kammerdieners bey ihm spielte ein Sieur Tunnerstill, welcher ein Zauberer war. Er besaß einen Balsam, der so eben Verstorbene augenblicklich wieder lebendig machte. Hiervon überzeugte er einst Winckelmann. Er schlug einem Pferde mit einem Hammer einen großen Nagel in den Kopf, daß es todt hinstürzte; nach einer Weile tröpfelte er von seinem Lebensbalsam auf die Wunde, und siehe, der Gaul sprang so-

gleich wieder empor, als ob gar nichts geschehen wäre. Von diesem Balsam mag des Lords Bruder der Sultan vermuthlich keine Kenntniß gehabt haben. Jener Schriftsteller Baltimore war auch Alterthumsforscher. Er entdeckte unter Anderm, woher der bekannte hängende Thurm in Pisa diese Gestalt habe; und die Ursache ist wirklich eine eigene Curiosität, welche einen unserer Landsleute, einen Tyroler betrifft. Der war verwachsen, und hatte als Baumeister den eben so verwachsenen Einfall, dem Thurme seine eigene verwachsene Gestalt zu geben. Der Lord entdeckte nähmlich eine Inschrift, welche lautet: „**Joannes Oenipontanus** (Innsbrucker) **obliquus obliquae vindex; Pisis 1174.**" Curios allerdings, sehr curios. Vielleicht hieß der Mann auch Innsbrucker, ohne gerade ein Innsbrucker zu seyn, welches Innsbruck übrigens damahls nur erst ein Marktflecken gewesen.

Unser curioser Lord war durch die Theresianische Sittencensur vertrieben worden, und das war nicht anders als billig, denn eine solche Censur hat sehr viel, wenn auch nicht Alles für sich. Sie wurde mit Strenge gehandhabt, ohne Unterschied der Person. Das empfanden auch zwey Bürgermeisterssöhne aus Danzig recht bitter. Es existirte nähmlich eine Gesellschaft von ganz extrem liederlichen Tüchern, welche ihre Orgien in Nußdorf zu halten pflegten; dieser saubere Verein hieß die „Feigenbrüderschaft." Anno **1752** bemächtigte man sich ihrer, in ihrem Schlupfwinkel zu Nußdorf selbst. Jene zwey Brüder, Nahmens Ruttenberg mußten es sich gefallen lassen, die Schandbühne zu besteigen, wiewohl der Herr Vater

es weder an Geld noch an guten Worten hatte fehlen lassen. Seine Rache bestand darin, dem Baron Trenck (Friedrich, Neffen des Panduren) den Schutz, welchen er in Danzig genoß, zu entziehen; wahrhaftig eine eckelhafte Gemeinheit.

Wenn uns wieder Etwas über den curiosen Lord zu Ohren kommt, so werden wir nicht unterlassen, es unsern werthen Lesern zu hinterbringen. Uns selbst, wir gestehen es, interessirt dieser Sonderling sehr. Wenn wir nur erfahren könnten, was aus jener seiner 8 Damen geworden, welche die schwarze war.

Marlborough in Wien.

Wir haben schon irgendwo bemerkt, und es versteht sich wohl auch von selbst, daß es sehr ansprechend seyn müsse, nähere Nachrichten über den Aufenthalt berühmter Ausländer in Wien zu besitzen.

Da würde besonders der große und edle Marlborough herausglänzen, dieser würdige Waffengenosse des gewiß noch größern und edlern Eugen, mit dem er wie bekannt, durch den Hochstädter-Sieg Deutschland vom Joche des übermüthigen Franzosen-Königs befreyt. Eben auf Anlaß dieses Sieges, der am 13. August 1704 statt gefunden, wurde er von Kaiser Leopold nach Wien eingeladen, den er jedoch nicht mehr am Leben fand, als er im November des darauf folgenden Jahres ankam. Kaiser Joseph I. ein wahrhaft würdiger Regent, der leider nur so kurze Zeit das Zepter geführt, der da „wohl Macht

verlieh, aber auch Verantwortlichkeit heischte," empfing den Helden mit allen Gesinnungen der Freundschaft. Marlborough war von der Audienz, die er mit seinem Schwiegersohn, dem Grafen Sounderland und dem englischen Gesandten Stepney hatte, entzückt und erhoben. Schon Leopold hatte ihn zum Reichsfürsten ernannt; sein Nachfolger fügte jetzt die Wirklichkeit des Besitzthumes hinzu, indem er die schwäbische Herrschaft Mindelheim (2 Jahrhunderte früher das Eigen des für die deutsche Sache streit- und sieghaften Herrn Freundsberg) zu einem Fürstenthum erklärte und den Helden damit beschenkte. Das Patent ward den 29. December ausgefertigt, und dem Herzoge nachgesendet. Als dieser die Schatzkammer besichtigte, schien es, daß sein Blick mit besonderem Wohlgefallen auf einem herrlichen Diamant ruhe. Es war auch so der Fall; aber Marlborough bereute es, sich von der außerordentlichen Schönheit jenes Steins haben hinreißen zu lassen, denn er ward genöthigt, ihn zum Geschenk anzunehmen: „zum persönlichen Andenken," wie der großmüthige Joseph sich ausdrückte.

„Marlborough in Wien," das wäre wohl ein edlerer Stoff für ein Drama, als das gewisse Glas Wasser, besonders wenn man sich den großen Eugen als eine der Hauptpersonen dazu denkt.

Im Charakter der beyden Männer herrscht große Aehnlichkeit, und nicht unmerkwürdig auch in ihrer Handschrift, rücksichtlich dessen, daß sie sehr groß und klar ist.

Nach der Hand fanden wir in Coxes Leben Marlboroughs noch Einiges über dessen Wiener-Aufenthalt,

in der deutschen Uebersetzung Band 2, Seite 321—23. Der Kaiser hatte ihm noch vor der Audienz sein Porträt in Diamanten und einen kostbaren Ring zum Geschenk gemacht. Mit dem Grafen Wratislaw und Sinzendorf und dem Fürsten Salm schloß der Herzog warme Freundschaft; mit den beyden Letzteren unterhielt er nun einen regelmäßigen Briefwechsel. Edel und schön sagte Joseph in der Schatzkammer zu ihm: „Als Erbe der Kostbarkeiten meines Vaters habe ich auch sein Dankgefühl gegen die Sieger übernommen. Ihre Verdienste um die gemeinschaftliche Sache und um mein Haus insbesondere werden meinem Gedächtnisse nie entschwinden, noch von meiner spätesten Nachkommenschaft vergessen werden." Der Herzog war am 14. Nov. noch in Wien; an diesem Tage schrieb er an Godolphin und zwar, daß hier nun Alles bereits in Ordnung sey.

Des Schmälzel gaunerische Schüler.*)

(Schwank.)

Das Jahr 1541 war wieder ein bitteres Jahr für die Wiener. Die Pest hatte neuerdings einen Besuch gemacht, und obgleich nicht sehr verheerend, doch äußerst

*) Von diesem uns so liebwerthen Schotten-Schulmeister haben wir fast in jedem Bande der Memoiretten phantasirt und novellisirt, auch fast dort und da. Vielleicht componiren wir einmahl ein Ganzes, wenn es uns wirklich nicht gelingen sollte (was leider sehr wahrscheinlich) ausreichende biographische Materialien aufzutreiben zu einem factischen Lebensbilde.

schauerlich und empfindlich auf die Nachwirkung der türkischen Belagerung. Es ging sehr schwer und langsam, sich zu erholen; die Sitten waren in Verfall gerathen; es gab nicht Treu nicht Glauben mehr; der Handel stockte, der ganze bürgerliche Verkehr; Geldnoth war eingetreten, und eine abscheuliche Willkühr in der ganzen Aufführung der Wiener, so daß viele auf eigene Faust wild sich herumtrieben in der Stadt und dessen Umgegend. Sogar die liebe Jugend rottete sich zusammen in kleine Banden, durchstrich, wie es Abend ward, die Straßen, fiel plündernd die Leute an, machte Einbrüche, trieb Wegelagerey, übte im Kleinen das Faustrecht aus; überließ sich dem Suff und der Völlerey, und so gab es ganze Horden von Knaben, welche das trieben, was heut zu Tage die Kappelbuberey ist, aber im Großen, schier mit offener Gewalt, mit blanker Waffe sogar.

Unter diesen verwegenen kleinen Gaunern befanden sich leider auch sehr viele der Schüler des berühmten Schulmeisters Schmälzel. Er merkte es wohl, konnte aber nicht viel ausrichten. Das Kotterl ward ihm zu klein. Er begnügte sich mit guten Lehren, strafte hier und da ab, im Ganzen aber war er lau, selbst schon Etwas leichtfertig geworden, und da die Pest sich zeigte, schloß er die Schule, und kümmerte sich um seine Zöglinge nicht weiter.

Von Seite der Obrigkeit wurde das junge Gesindel endlich doch mit Nachdruck verfolgt, zusammen gefangen, vernommen und abgestraft. Wie es diesen Frevlern überhaupt ergangen, kümmert uns gar wenig; nur was die-

jenigen betrifft, welche Zöglinge des Schmälzel waren; das ist uns nicht gleichgültig. Wir ließen es uns angelegen seyn, dero Nahmen und persönliche Verhältnisse in Erfahrung zu bringen, wie wir es früher und auch rücksichtlich der Freunde und Bekannten des Schmälzel gethan, von denen wir den werthen Lesern ganze Cataloge haben vorlegen können, was uns freylich nicht geringe Mühe gekostet. Kein Mensch kann sich vorstellen, was es heißt, viele Monathe lang, oft an den schönsten Sommertagen in düstern, feuchten, modrigen Archiven herumwühlen, die staubigen Faszikel untersuchen, all das wirre Geschreibe durchsehen, Extracte machen, gar manche Woche vielleicht nur 2 bis 3 Nahmen auffinden, und das Uebrige so durch Combination und aus dem Stegreife hinzufügen. In demselben Fall befanden wir uns auch bei der Ermittlung jener damahligen Kappelbuben und jungen Ribaldos; keine Anstrengung war unserm redlichen Eifer zu groß; und dem Himmel sey Dank: wir haben wieder einen solchen Catalog zusammen gebracht und lassen ihn hier also folgen.

Der Agras war ein Türke, Sohn eines Aga, der bey der Belagerung 1529 seine als Mann verkleidete Favoritinn mitgehabt. Auf dem Glacis kam sie nieder und um. Da der große Solyman abgezogen, fand man das Turban-Bübel, taufte es, nannte es Agras. Der war jetzt 12 Jahre alt, aber ein Schnipfer. Bei den Hynrayern (Eyerhändlern) und Schneckenhändlern auf dem St. Peters-Freythof, fouragirte er, trug aber Alles redlich heim seinem Herrn, dem Griesler auf dem Minnernhof (Mino-

ritenplatz), wo er in der Lehre. Rechnen hatte er bey Schmälzel gut gelernt.

Gschwißdaradi, Söhnel eines Reflers (Schuster) im Hofgäßl (Färbergasse). Mit der Ahle wußte er geschickt, Thürschlösser zu öffnen. Bey dem großen Einbruch unter den Juden (auf dem Judenplatz) war er der Rädelsführer. War dünnleibig wie ein Bandwurm, und schloff durch die Kellerlöcher und durch Ofenlöcher in die Stuben.

Der Pfnottinger hatte einen Chuntner (Kumetmacher) zum Vater, der auf dem Mist (Freyung) einen offenen Stand hielt. Der Bub saß den ganzen Tag im Methhaus, trieb falsches Würfelspiel und hielt sich ein Reitrössel auch ein Dirndel, so das nichtsnutzige Töchterl des Flecksieders Terpentinovich an dem Herzogenhof (auf dem Hofe) war. Das Mädel setzte er hinter sich auf den Schecken, verschlug das falsche Geld beym Tabor, war aber ein vortrefflicher Schüler. Sein liebster Camerad war

der Dantes, ein Rauchfangkehrer, der die Schule nur zuweilen besuchte, Brut eines Handschusters (Handschuhmachers) hinter St. Pangraz (Naglergasse). Die keckften Diebstähle wurden von diesem Dantes verübt. Eine Köchinn bey einem Stadtschreiber, Nahmens Roglad, als sie ihn im Camin erwischte, erstickte er; bey dessen Ehewirthinn, die dazu gekommen, hatte er sich mittelst einer langen rothen Zunge von Tuch, 3 Hörnern und anderer Vermummung, für einen Teufel ausgegeben. In des Barons Schlapfen Rauchfang war er, mit Beute allzusehr beladen, stecken geblieben, und noch fester genommen worden.

Der Spiauter hatte die Zeinstrickerey (Gitterstrickerey) lernen sollen bey dem Meister Grimmassinger, der seinen Kellerladen beym Metzengaden (Mehlgrube) hatte. Er zündete auf dem untern Werd (Leopoldstadt) die kleinen hölzernen Häuser an, um zu rauben; die Gitter aber strickte er so, daß er sie von der Straße aus sehr leicht auseinandermachen konnte, um einzusteigen. Einer Obserinn (Obsthändlerinn) Dirndel, Gertrud Crimineſovich, war seine Zuhälterinn. Er durchstrich mit ihr das Land, und wurde auf dem Muster (Hafnersteig) eingefangen. Allerley Geschmeide, 60 Pfund Pfennige werth, hatten die zwey Frevler bey dem Plattner (Harnischmacher) daselbst, den man nur den sauslichen Graukerl zu nennen pflegte, an sich genommen, als sich beym Aussteigen der Spiauter den linken und die Crimineſovich den rechten Fuß brach.

Der Kapaunovsky, ein Polackel war eines Smerbmers (Schmerhändlers) jüngstes Kind, erst 7 Jahre alt, aber schon 5 Schuh groß und stark wie ein Saubär. Im Greifensteinerhaus (Zwettlhof) hatten sie ihren Einsatz. Der Lenzel war der keckste Schmuggler; in der Schmer brachte er Spitzenzeug herein; die Mauthner aber schlug er zu Boden; sie fürchteten ihn, und er ging stets frey hindurch. Seines Tages Labung bestand aus einem 3 Maß hältigen Fässel echten polsky wutky aus der Heimath. Schmälzel mußte ihn loben, da er sehr geschickt und fleißig war; nur in den Sitten bekam er in der ersten Classe schon die dritte. Als man den Kapaunovsky nun wegen eines Straßenraubes an 6 Juden bey St. Marx abfing,

blieben 4 Rumorknechte auf dem Platz; 3 wurden stark verwundet, daß man für dero werthes Leben zitterte.

Der Graffelwerker, erst 6 Jahre alt, war der einzige eheleibliche Sohn eines Melbers (Mehlhändlers) im Raubergässel (Liliengässel). Der hatte (das Bübel nähmlich) eine ernsthafte Amour mit der jungen Crepiringerinn, und wollte sie schon ernsthaft heirathen. Sie war eines Gerätheltträgers Kind, und erst 5 Jahre alt, wegen starker Liederlichkeit aber schon mehrere Mahle auf dem hohen Markte gewippt, und per Staubenschlag aus der Stadt Weichbild gewiesen, was sie Alles aushielt als ein robustes Mensch. Sie hatte eine Cyther; der Graffelwerker sang dazu; so zogen sie auf dem Lande herum, waren gewandte Roßdiebe, und hatten einen eigenen kleinen Roßmarkt zu Fischament.

Mit dem Graffelwerker und der Crepiringerinn schließen wir die Liste unseres Schmälzelschen Gesindels, froh darüber, daß wir zu Nutz und Frommen der pragmatischen und critischen Historie unserer guten Stadt in den alten Faszikeln der Actenstuben mit absonderlichem Fleiß und gewiß fürtrefflicher Geduld so viele und anmuthige Nahmen und Thatsachen erklecklicher Maßen haben entdecken können.

„Ribiniana.“

Ja, wo mögen diese Ribiniana seyn? Vielleicht, daß sie gar nicht mehr existiren, denn der Büchernachlaß des Herrn v. Ribini kam in gar allerhand Hände, worunter

sehr viele profane. Ist doch vielleicht kaum ein förmlicher Necrolog dieses merkwürdigen Mannes erschienen, der doch weder Schauspieler oder Sänger oder Tänzer, noch Musiker oder Escamoteur oder englischer Reiter gewesen, noch aber sehr viele Journalaufsätze oder Bücher geschrieben hat u. s. w., kurz, der es überhaupt nicht mit der Publicität gehalten haben mag.

Herr v. Ribini war ein edler Ungar, an das gräflich Hunyadysche Haus attachirt, ich glaube als Secretär. Er hatte in Göttingen studiert, unter Kästner und Lichtenberg. Diese und die meisten andern berühmten Göttinger waren seine Freunde, was man sehr begreiflich finden wird, wenn man Ribinis Talente, Intelligenz, schönen stets heitern Geist und graziösen Character gekannt hat. Häufig erzählte er die charmantesten Anecdoten von jenen und vielen andern Celebritäten, Anecdoten und Curiosa, die gewiß nur in der „Ribiniana," aufbewahrt worden.

Dieß war sein Tagebuch, enthaltend einen Schatz von Notizen aller Art, welches er bis zu seinen letzten Augenblicken fortgesetzt hatte. Es mag aber wohl mehrere Bände stark seyn (sollte man wirklich sagen müssen: stark gewesen seyn?), denn da er viel gesehen, gelesen, erfahren und unaufhörlich mit Denken beschäftigt gewesen, so läßt sich das, trotz seiner sehr kleinen feinen Handschrift wohl voraussetzen? Wo aber, fragen wir wieder, mögen diese Ribiniana seyn? Gewiß ungleich pikanter und lesenswerther als so viele Ana, die man hat, selbst die gefeyerten Menagiana nicht ausgenommen.

Ohne Zweifel kommt in diesem Tagebuch auch vor,

wer der eigentliche Verfasser des Verses auf Franklin war (Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis). Ribini erzählte, er wisse aus guter Quelle, diese Worte seyen von dem französischen Minister Turgot. Turgot war allerdings ein Kenner des classischen Alterthums, besonders der Philosophen und Dichter; er verstand und liebte es, Stellen zu citiren, und derley Texte auf Personen und Zeitverhältnisse im Verlaufe des Gesprächs selbst zu componiren. Es ist kein Grund da, an Ribinis Erzählung zu zweifeln, wenn es gleich Personen gibt, welche, wie der Freyherr v. Hormayr jenen famosen Vers einem mährischen Klostergeistlichen zuschreiben.

Herr v. Ribini dürfte schon geraume Zeit nicht mehr unter den Lebenden seyn. 1819 befand er sich noch in der Reihe der Mitarbeiter des Wiener-Conversationsblattes. Jede Nachricht zum Andenken dieses gediegen geistreichen und anmuthigen Ungars würde willkommen seyn.

Flugschriften-Unfug.

Die Geringschätzung, welche der österreichischen nahmentlich der Wiener-Literatur im vorigen Jahrhundert von Seite des Auslandes widerfuhr, rührte mitunter von der Broschuren-Sündfluth unter Kaiser Joseph her. Das Handbillet von 1781, welches so gut als eine völlige Entfeßlung der Presse war, lockte ein Heer von Scriblern an den Schreibtisch, so daß, nachdem kaum ein Jahr verflossen war, eine Unzahl von mehr als 1500 Broschuren

zu Tage gefördert wurde. Das ging so fort bis 1784; das Jahr darauf hatte sich diese Ueberschwemmung verlaufen. Auswärts nun erhielt man Kunde von dieser außerordentlichen Menge wienerischer Schriftsteller; man prüfte ihre Producte, und siehe, sie waren eitel Spreu. Die Oesterreicher selbst, insonderheit die Wiener fanden auch gar bald, daß diese Flugschriften mit sehr geringen Ausnahmen, nur jämmerliches Machwerk seyen, und so hitzig man anfänglich gewesen, sie zu lesen, so gleichgültig legte man sie später bey Seite. Kurz das Broschuren-Unwesen hörte auf; die ganze Literatur wanderte in die Spezerey- und Tabakläden, und an die Frisir-Tische, um zu Papilloten zu dienen; mit Einem Wort, man machte diese miserablen Ausgeburten unreifer Köpfe zu Maculatur. Dieß ist denn auch der Grund, warum es so schwer hält, dergleichen josephinische Piecen aufzufinden. Der üble Eindruck aber, den sie im Auslande, nahmentlich in Norddeutschland gemacht, war der wesentliche Ursprung jenes ungünstigen Vorurtheiles gegen unsere Literatur, dessen Spuren kaum jetzt noch ganz verschwunden sind. Es war eine wahre abondance stérile. Hofrath Meusel bey seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit konnte sich nicht genug wundern, daß er aus Wien, wo es, wie er sich ausdrückte, Autoren zu Hunderten gäbe, keine Beyträge erhielt.

Während jener superfötirenden Periode bestand übrigens allerdings wohl eine Censur; es war aber eigentlich nur eine äußere Förmlichkeit. Als sich die Masse der eingereichten Manuscripte gar zu sehr häufte, erfolgte der

Antrag, daß jeder Autor unter Einem 6 Ducaten deponiren solle, welche verfallen wären, wenn der Druck für unzuläßig befunden worden. Diese im May 1784 vorgeschlagene Maßregel kam aber nicht zur Ausführung; die Censoren wurden jedoch ermächtigt, die durchaus unentsprechenden Manuscripte mit dem Decisum: Typum non meretur zu erledigen, und dadurch also den Druck zu verbiethen.

Eine 1784 zu Preßburg herausgekommene Schrift unter dem Titel: „Die Wiener-Autoren" (verfaßt von H. W. Berisch) gibt die Zahl derselben auf 435 an!!

Doctor Barches und seine Patienten.

(Schwank.)

Viele, ziemlich viele Jahre sind es.

Doctor Barches hatte einen enormen Ruf. Es hieß, daß er mit seinen stechenden Augen, mit seinem durchdringenden Blick das Gesicht eines Patienten nur ein Paar Secunden zu betrachten brauche, um dessen Unwohlseyn auch in dem allergeheimsten Bestand zu kennen. Diese wunderbare Gabe des Doctors Barches ging ins Weite und Unglaubliche. „Den und den Tag, die und die Stunde, an dem und dem Orte müssen Sie diese oder jene Empfindung gehabt haben," äußerte der Doctor zuweilen. Das Vertrauen in das erstaunliche diagnostische Genie des Doctors Barches aber erreichte den höchsten Grad; kein Kranker wendete sich an einen andern als an den Doctor

Barches. Es war deßhalb auch begreiflich, daß er alle seine Collegen zu den bittersten Feinden hatte; und wenn man munkeln wollte, daß keinem Arzt je so viele Kranke gestorben, so kann man wohl denken, daß nur die Verleumdung seiner Gegner die Ursache davon war.

Unsere Leser von des Doctors Barches beyspielloser Gabe zu überzeugen, wird die Schilderung einer seiner Ordinationsstunden hinreichen.

Der Beginn dieser Stunde schlug. Der erste Patient trat ein. Es war das ein Lastträger Nahmens Krugelbaren. Der Doctor fixirte einen Augenblick dessen Gesicht. Dann sprach er, und zwar wie immer mit Salbung: Lieber Freund, ich sehe Euch an, Ihr habt ein Stechen in der linken Wade; es ist, als wenn Euch Jemand mit einem Federmesser hineinstäche, so alle 2 bis 3 Minuten; es ist ganz rückwärts in der Wade. Ihr leidet an diesem fatalen Uebel seit 13 Tagen.

Der Krugelbaren erstaunte. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: Herrgott, wie ist das möglich, das Eure Gnaden das so genau wissen? Ich bin heicklich auf meine Gesundheit, weil ich davon leben muß, und da habe ich mir diese schmerzhaften Anfälle genau aufgeschrieben, Tag für Tag; es sind wirklich genau 13 Tage; heute ist der 13te.

Wozu das Geplapper, erwiederte Doctor Barches. Es ist noch Etwas. Ihr habt dieses verfluchte Stechen jeden Nachmittag, punct 5 Uhr.

Der Lastträger schlug wieder die Hände über dem Kopf zusammen.

Der Doctor fuhr fort: Was Ihr da in der linken Wade habt, das muß Euer seliger Vater in der rechten Wade gehabt haben, und daran ist er auch gestorben.

Nun kannte des Krugelbaren Erstaunen keine Gränzen mehr. Er geberdete sich wie unsinnig; er schlug sich vor den Kopf, und auf die gewisse Wade; er schoß im Zimmer umher, warf sich auf das Sopha, und rief aus: Mein Gott, mein Gott! Wie können Euer Gnaden das Alles wissen; es ist ja ein Familiengeheimniß, und mein seliger Vater hat es nur mir allein anvertraut, und ich, ich . . .

Halte er das Maul, fiel der Doctor dem Mann jetzt in die Rede. Diese Sachen habe ich alle gleich auf den ersten Blick durchschaut; das kann Niemand als ich. Sey er ruhig, mein lieber Krugelbaren. Ich schreibe ihm eine Salbe auf, und das Ding wird gut werden.

Bei diesen Worten schrieb er mit Bleystift ein Recept auf der flachen Hand, reichte es dem Krugelbaren und schob ihn zur Thüre hinaus.

Nach ein paar Minuten trat ein zartes Mädchen ein. Es war das Fräulein Goi.

Selbiges gestand, daß es am Bluthusten leide.

Lieber Himmel, sagte Doctor Barches, mein werthes Fräulein Goi, das weiß ich ja ohnedieß. Den ersten Anfall hatten Sie vor 3 Jahren, den 6. Juli, um 5 Uhr Abends, als Sie im Volksgarten eben Gefrornes zu sich nehmen wollten, und dieses aber ungenossen ließen, was sehr vernünftig war. Ihren verdammten schwarzen Caffeh hätten Sie aber auch unterlassen sollen. Sie trinken ihn

täglich 2 Mal, um 3 Uhr und um 5 Uhr; ich sehe es Ihnen an.

Ob dieser Rede wurde Fräulein Goi ganz verwirrt. Ich begreife nicht, sagte sie, nachdem sie ihre Fassung wieder in etwas gewonnen hatte, wie Herr Doctor zu dieser Kenntniß gelangt; ich weiß wohl, Sie stehen in dem Rufe, Alles gleich zu erkennen, aber . . .

Ich bitte, unterbrach sie der Doctor, das ist nichts. Aber Sie tanzen zu viel, während Sie bey einem solchen Defect jede heftige Bewegung vermeiden sollten.

Das Fräulein Goi stutzte.

Ja, ja, fuhr der Doctor fort. In Ihrem Hause spielen den ganzen lieben Tag die vermaledeyten Leyerkästen, und lauter sinnbethörende üppige Walzer. Da schlüpft die Köchinn in das Schlafzimmer des Fräuleins Goi, und da tanzen die beyden Schönen so lange sie nur athmen können. Das sehe ich Ihnen an, Fräulein v. Goi.

Die Goi wurde ganz schamroth. Unter Seufzern gestand sie Alles. Nein, rief sie endlich aus, daß Sie sogar diese und solche Geheimnisse durchschauen, das ist rein unbegreiflich. Aber ich beschwöre Sie, Herr Doctor, sie Niemanden wieder zu entdecken, und mir jetzt Ihren gütigen Rath zu ertheilen.

Doctor Barches schrieb wieder ein Recept in der Luft, gab es, nebst einigen guten Lehren, dem Dämlein, und selbes empfahl sich, denn es war die Zeit, wo wieder ein „Werkel“ in den Hof zu kommen pflegte.

Der dritte Patient, welcher jetzt erschien, war Wen-

zel Karbatschowitsch, ein alter Schulgehülfe. Der hielt die linke Hand auf den Magen und seufzte.

Der Doctor redete ihn gleich an. Vor 10 Minuten sagte er, wie Sie im Heraufsteigen zu mir, sich auf dem fünften Staffel des ersten Stockes befanden, wurden Sie von einem unerträglichen Magendrücken befallen. Das kann nicht anders seyn. Sie leiden schon 2½ Monat... Ich sehe es Ihnen an.

Der Karbatschowitsch seufzte vor Erstaunen.

Und, sagte Doctor Barches, es wird noch ärger werden. Sie fressen zu viel Selchfleisch mit Knödeln; Sie fressen zu viel Stockfisch und Bretzen und Sterz und abgeschmalzene Nudel mit Käse; sie fressen überhaupt zu viel, täglich 6 Mahl; ich weiß das Alles; ich sehe es Ihnen an; und ich sehe es Ihnen auch an, daß Sie auf der andern Seite zu wenig saufen. Täglich 16 Maß Wasser verordne ich; durch 6 Tage keinen Bissen Fraß, verordne ich; und jetzt Marsch, verordne ich. Allons mein Freund Karbatschowitsch. Und herein da mit dem kopfhängerischen molligen Mädel, verordne ich. Setzen Sie sich nieder, mein molliges Kind.

Der Karbatschowitsch entsprang, und das sehr saubere Stubenmädel Julie Schaketerl setzte sich nieder.

Doctor Barches schaute die mollige Schaketerl etwas länger an, als die frühern Patienten, als wolle er erst in ihr lesen. Wie heißen Sie, liebes molliges Kind, sagte er mild; das allein ist mir unbekannt, sonst nichts.

Die Schaketerl sprang auf und stotterte: Ich heiße Julie Schaketerl und habe Kopfweh.

Kopfweh, ich weiß es, entgegnete der Doctor, wieder zu seiner gewohnten Gravität zurückkehrend; ich weiß es; alle 6ten, molliges Schaketerl, haben Sie erschreckliche Kopfschmerzen. Sie leiden, Schaketerl, an diesen Kopfschmerzen seit 6 Monaten, denn Erstens sind Sie mit Ihrem magern, ich will sagen, mit Ihrem abgemagerten Amanten zu viel im Augarten spazieren gegangen, und hernach auch in Schönbrunn in der Gegend des Labyrinths, o Schaketerlerinn, mollige . . .

Bey diesen affrontirlichen Reden war nichts natürlicher, als daß die Patientinn in Ohnmacht fiel, auf das nähmliche Sopha. Bald aber erhohlte sie sich, raffte sich empor, und schalt den Doctor derb aus, bath ihn jedoch um Verzeihung, weinte eine Zeit lang, und äußerte dann ihre Verwunderung, wie solch tiefe Mysterien, wie jene Promenaden dem Doctor Barches zu Ohren gekommen seyn konnten.

Der Doctor aber nahm seinen ganzen Facultätsernst zusammen, und sprach dennoch aber etwas verlegen: Ich weiß Alles, ich sehe es Ihnen an, Kind, Kind, Kind, Schaketerl; ich habe aber noch nicht gesagt, was es Zweytens mit Ihnen ist, Molligste; nähmlich: Sie rauchen heimlich Cigarren. Daher das Kopfweh. Ein Weiteres aber, Schatekerl, morgen nach der Ordinations-Zeit, verstehen Sie.

Schaketerl aber entsprang wie der Karbatschowitsch, und sogleich erschien der schon allzulange harrende Müllermeister Spülicht, keuchend in seiner Plumpheit.

Spülicht litt sehr am Schwindel, und der Doctor,

bevor Jener noch ein Wort gesprochen, sagte es ihm. Er fragte den Müller, ob er eine Frau habe, die stark sey, derbe Arme und Fäuste habe; und als das bejaht wurde, sprach er zum Patienten: Ich verordne Ihnen, und das ist die einzige Medicin, welche helfen kann, daß die Frau Müllermeisterinn, ihrem kranken schwindligen Mann, täglich 5 Mahl und jedes Mahl 5 derbe Ohrfeigen beybringe, und somit Adjes.

Der Doctor hielt aber den Spülicht noch ein wenig zurück, ihm zum Abschied Folgendes ins Ohr raunend: Sie haben, Freund, den 7. jeden Monaths den Schwindel, punct 4 Uhr. Ist es so oder nicht? Diable!

Es ist so, Diable, pruhstete der Müller antwortlich, hinzu keuchend: aber wie kann ein Anderer das wissen, Diable! Adieu Doctor Barches Diable.

Der größte Theil der Ordinations-Stunde war nun bereits verflossen. Es konnte nicht angenommen werden, daß noch viele Patienten kommen würden. Doctor Barches näherte sich, wie er es seit einer halben Stunde mehrmahls gethan, seinem Bücherschrank, öffnete ihn, und steckte den Kopf hinein. Nachdem Letzteres ein paar Minuten gewährt, zog er ihn wieder heraus, machte die Thüre des Schrankes wieder zu, verschloß sie sorgfältig, und spazierte im Zimmer umher, selbstgefällig lächelnd, sich die Hände reibend, und vor dem Spiegel seine Toilette revidirend.

Ein leiser Seufzer entwand sich seiner breiten Brust; er galt der Schaketerl. Barches gedachte der Schaketerl, der molligen. Nach und nach aber gedachte er auch des

Krugelbaren, des Fräuleins Goi, des Schulknechts Karbatschowitsch und des Müllers Spülicht.

Doch fast lauter Pöbel, sagte er so für sich hin; heute fast lauter Racaille, aber das thut nichts; solch Volk bringt es am Meisten unter die Leute, was ich für ein Genie bin; solch Volk ist leichtgläubig, dem Wunderbaren zugethan; es will Wunder, und muß Wunder haben, sonst ist der Teufel los. Die Gebildeten hingegen, die Studirten, die Belesenen sind critische Köpfe; Alles unterliegt in ihren Augen dem Zweifel; sie ahnen, sie combiniren, sie kommen Einem nahe.

Jetzt klingelte es an der Hausthüre. Geschwind schloß der Doctor wieder seine Bücherkasten auf, und guckte wieder ein wenig hinein, obschon es in diesem Kasten ganz finster war, und sich kein einziges Buch in demselben befand; nur auswärts waren fingirte Bücherrücken angebracht. Rasch machte er wieder zu, und setzte sich in Positur, der Thüre gegenüber.

Da pochte es bescheiden, und die Baronesse Van der Jausen schlich herein. Ich bin das unglücklichste Geschöpf, sagte sie kleinlaut; ich bin die Baronesse Van der Jausen aus Holland. Ich leide, mein werther Doctor, ich leide..

O das ist mir ohnedieß bekannt, fiel der Doctor ihr in die Rede; ich weiß recht gut, daß Sie Gnädige jeden Freytag gleich nach der Beischelsuppe, will sagen Fischsuppe Schmerz haben, gewaltigen Schmerz in der dritten Rippe der linken Seite. Ich sehe es Ihnen an.

Die Baronne Van der Jausen trat einen Schritt zurück. Sie war außerordentlich betroffen, daß Doctor

Barches das wisse; doch faßte sich sich als eine in den Regeln des Anstands erzogene Person, und wollte fortfahren, zu sprechen. Der Doctor aber ließ sie nicht zu Worte kommen, und fuhr selbst fort, sagend: Ja, gnädige Van der Jausen (ich bitte, nehmen Sie Platz!), das Weitere Ihres Leidens ist Folgendes, ich sehe es Ihnen an, ich weiß es bestimmt: Sie leben sehr rechtgläubig, Gnädige! Bey dem Backfisch also häufen sich die Schmerzen; bey dem Compot noch mehr, und lagern sich geschwind ab auf die rechte Seite, gleich ober der Hüfte (hier, hier). Auf dieser Hüfte (hier, hier) sitzen selbige, bis der Milchrahmstrudel als letzte Speise verzehrt ist; dann flüchten sie sich wieder auf die vorbesagte Rippe. Ich sehe es Ihnen an. Es versteht sich, wie billig, daß die Schmerzen unausstehlich sind.

Ach ja wohl, unausstehlich, jammerte Van der Jausen. Aber 2 Stunden darauf...

Still, still, ich bitte, fiel der Doctor ins Wort, nach 2 Stunden, wenn Sie Van der Jausen jausen, Ihren vielgewohnten ersten Nachmittags-Caffeh, bey der dritten Tasse, bey dem zweyten Kipfel, da lassen die Schmerzen plötzlich nach, und treten erst, gnädige Van der Jausen bey der zweyten Jausen ein, bey der dritten Tasse, bey dem dritten Kipfel, Baroninn Van der Jausen. Nicht wahr, es ist so und nicht anders? Ich sehe es Ihnen ja an!

Ach ja, ach ja, winselte die Van der Jausen, geborne Jandervausen, ach ja, unbegreiflicher Mann, wunderbarer Seher: es ist so. Man hat mir wohl erzählt, daß Sie Alles voraus wissen, was den Leuten fehlt; aber

auch das mit der zweyten und dritten Jausen, und das mit dem zweyten und dritten Kipfel! Ach welche Weisheit, welche Gabe; aber ach, welche Leiden jeden Fasttag, den der Himmel vom Himmel gibt, sage ich Ihnen, Doctor!

Die Baronesse Van der Jausen that ganz verzweifelnd.

Nun, nun, sagte der Doctor beschwichtigend, gnädige Jausen, lassen Sie mich machen; es wird Alles gut werden. Ich verordne Ihnen einstweilen, daß Sie die Fasttage wirklich als Fasttage betrachten und behandeln, nähmlich nicht einen Bissen Speise zu Sich nehmen, weder am Freytag noch am Samstag, noch an gewissen Mittwochen, verstehen Sie Van der Jausen, Gnädige!

Die Baronesse erschrack. Was, sagte sie, auch Sie, der berühmte Doctor Barches kann einen so ordinären Rath mir ertheilen, wie es mir schon zwey Aesculape gethan haben? Ist das möglich? Ich hielt Sie für einen genialen Mann Ihrer Kunst! Sollte ich mich geirrt haben? O wie bitter das dahier!

Sie sollen Sich nicht geirrt haben, rief der Doctor, sich ermannend aus. Ich wollte nur Ihr Zutrauen auf die Probe stellen: denn vernehmen Sie, gütige Van der Jausen, Baronesse Gnaden: Nichts da mit dem gemeinen Fasten, nein, nein!

Nichts da, nein, nein, accompagnirte die Van der Jausen! Braver Mann Sie, würdiger Schüler des Hippocrates, nichts da, nein, nein!

Ernst und gehalten fuhr der Doctor fort: Meine Erfahrung, mein Scharfsinn, meine Kunst sagen mir, daß Sie Baronesse eine große, aufrichtige, ehrliche Freundin

und intime zärtliche treue Liebhaberinn von Fastenspeisen sind. Von nun an also fasten Sie in Gottes Nahmen zu, das heißt, an allen Fasttagen nehmen Sie von all jenen lieben Speisen, denen auch Doctor Barches sehr huldigt und fröhnt (welche Sympathie!) doppelte Portion zu Sich, und von der Jauserey eben so.

Die Baronesse hüpfte vor Freuden vom Sessel auf.

Sie gehen dann her, sagte der Doctor weiter, und trinken gleich nach der Mahlzeit eine gute Halbe Mailberger 34er; dann gleich nach der ersten Jausen 3 Seitel Mailberger 34er, und gleich nach der zweyten Jausen 4 gute Seitel guten Weidlinger 22er; verstehen Sie wohl. Dann nach der zweyten Fasttag-Jausen haben Sie die Güte, und setzen Sich zu Pferde, da Sie gewiß mit Reitpferden versehen seyn werden, und reiten in Carriere nach Klosterneuburg. Dort steigen Sie ab, steigen ins goldene Schiff hinauf, sagen der Wirthinn mein Compliment, setzen Sich in den Erker und lassen Sich 2 Halbe Klosterneuburger 97er auftragen, daß es eine Freude ist. Selbige binnen 10 Minuten mit 2 Maß Rohitscher gemischt, getrunken auf Ihr eigenes Wohl und auf die Gesundheit aller dortigen tapfern Pontoniere, werfen Sie Sich, gnädige Jausen, wieder aufs Pferd, und jagen im schärfsten Rennen scharf an der silbernen Donau zum Rothenthurm-Thore zurück nach Hause, ruhen ein wenig, wieder 10 Minuten und trinken ein Glas Wasser, aber nur ein einziges. Sie werden dann sehen, o Gnädige, wie Sie Sich auf dieß Alles befinden; o Sie werden es sehen, empfinden, fühlen! O eine ganz andere Jausen werden Sie seyn in Bälde.

Ich werde hinkommen, mit Ihnen zu fasten, mit Ihnen nach dem schönen Klosterneuburg zu reiten! Es lebe die Natur! Jetzt aber küsse ich die Hand; man klingelt schon wieder. Ich bitte, o ich bitte, das ist zu viel; ich bin nicht eigennützig ...

Bey diesen Worten steckte er die 12 Ducaten ein. Die Baronesse aber war sprachlos vor Entzücken ob solch genialen Recepts, warf dem Doctor noch ein Kußhändchen zu, und entschwand, denn eben heute war Fasttag. Barches aber flog zu seinem Bücherschrank, guckte wieder hinein, machte wieder zu, stellte sich wieder in Positur; und es ging wieder die Thüre auf.

Und herein trat der reiche und berühmte Juwelier Herr Anselmus von Sollachleben. Aechzend und mit kurzen Schritten näherte er sich dem Doctor. Ich bin und heiße, sagte er mit matter Stimme, Anselmus von Sollachleben; meine Leiden, meine Pein, hier, hier ...

Bey diesen Worten deutete er auf die Gegend des Herzens.

O es ist mir sehr gut bekannt, sagte der Doctor voll Eifer. Ich sehe es Ihnen an; Herr v. Sollachleben leiden am Herzklopfen; und dieses Herzklopfen, mit welchem v. Sollachleben behaftet zu seyn belieben, rührt von einem Schwimmbade her, in welches v. Sollachleben in etwas erhitztem Zustande gesprungen. Es war dieses vor 2 Monathen, an einem Samstag, gleich nach der Börse, nach einer für v. Sollachleben unglücklichen Börse, um ¾ auf 1 Uhr, nach einem Verlust von 86450 Gulden 36 kr., durch die verdammten ⅞, wodurch v. Sollach-

leben in Wallung gerathen waren, in Hitze und Dampf, ganz in feurige Gährung; und sich abzukühlen (fast, fast für ewige Zeiten) in das Schwimmbad fuhren, sich in das Schwimmbad stürzten, v. Sollachleben. Alles ist so, und es muß so seyn. Nicht wahr? V. Sollachleben beliebe zu sprechen.

V. Sollachleben aber konnte nur stammeln. Ach, Wunderdoctor, Allwissender, Alldurchschauender, Allhin- undherheilspendender v. Barches, nicht anders. Mein Herz, mein armes, es klopft, es hämmert.

V. Sollachleben sank auf das Ruhebett, stöhnend, aber mit Anstand.

V. Barches schüttelte den Kopf (seinen eigenen) sehr bedenklich; er schritt einige Mahle auf und ab; er nahm mehrere Prisen.

Der Zustand ist kitzlich, sagte er.

V. Sollachleben nickte und seufzte. Sehr kitzlich ist er, setzte er hinzu, so kitzlich, daß ich Sie hätte bitten lassen, zu mir zu kommen, Sich zu mir zu bemühen, wenn ich nicht gewußt, daß Doctor Barches keine Visiten macht, und die Patienten alle zu ihm kommen müssen. Ach!

Seufzen Sie nicht, v. Sollachleben, wenn gleich Ihr kitzlicher Zustand etwas sehr gefährlich ist.

Neues Stöhnen des v. Sollachleben.

Indeß, fuhr der Doctor fort, ein reicher Mann verzweifelt nicht, und ein Barches verzweifelt auch nicht. Lassen Sie uns daher unverzweifelnd bleiben, v. Sollachleben.

Der Doctor ging wieder auf und ab, schüttelte wie-

der den Kopf, nahm wieder mehrere Prisen; er sann nach, sehr tief; er befühlte des v. Syllachleben Puls mehrere Mahle, stumm, naserümpfend und ein wenig seufzend. Er sprach dann; aber etwas befangen: Hülfe ist noch, o ja. Sie haben mehrere Bediente, v. Sollachleben, nicht wahr?

Auf diese seltsame Frage winselte der Patient ein stilles: O ja; 23.

23, das ist genug, ich sehe es Ihnen an, erwiederte der Doctor. Sie fahren jetzt nach Hause, aber im Schritt, setzte er hinzu, so was man im Schritt nennt. Noch besser, Sie lassen Sich tragen; ich werde Anstalt machen. Wie Sie zu Hause ankommen, trinken Sie, und zwar auf Ein Mahl 3 Gläser Wasser aus dem Schwarzenbergischen Palais. Dann nehmen Sie zwey Ihrer stärksten Bedienten, und sagen zu ihnen: ihr Kerle, ihr ergreift mich, ihr packt mich fest, und legt mich hier auf den Teppich und zwar auf den Rücken. Dann, wenn ich, euer Herr, so ruhig daliege, dann tappt ihr mit euren Füßen, aber ganz vorsichtig auf meinem ganzen Leibe herum, besonders auf dem Bauche, versteht ihr?

Bey Anhörung dieser curiosen Worte wollte sich v. Sollachleben aufrichten, und den Doctor zur Rede setzen, ob er sich denn unterfange, Kurzweil mit ihm zu treiben. Allein Barches hielt ihn nieder, und sagte mit gelehrter Miene: Hören Sie mich ganz aus, verehrtester v. Sollachleben; sogleich werden Sie beruhigt seyn. Ich erkläre Ihnen nähmlich Dieses: Wenn Sie so in rein wagerechter Stellung ein Stündchen da gelegen, und von den zwey

ehrlichen Kerlen tüchtig (ich will sagen mäßig) abgetreten worden, so ist das Herzklopfen so gut als vorüber.

Ach, ach, ächzte v. Sollachleben.

Barches sprach weiter: Das Herzklopfen ist nur ein widernatürliches Stocken des Geblütes, verstehen Sie; das Blut entbehrt seiner normalen Circulation. Wie Sie aber so auf dem Rücken ruhig liegen, kehrt es in seinen natürlichen Umlauf zurück, was in aufrechter Stellung und besonders ohne das werkthätige Kneten der zwey ehrlichen Kerle nicht möglich ist. Dero vornehmes Geblüt, höchstverehrter v. Sollachleben, geborner v. Zeucklerinn (wie ich glaube) erhält wieder den regelmäßigen Lauf eines frischen Bächleins, das seinen gehörigen Abfall hat, sein Gefälle wie man sagt. 3 bis 4 Tage wiederholen Sie das mit den zwey Kerlen; dann werden Sie leicht athmen, und vom fünften Tage an kein Herzklopfen mehr haben; das versichert v. Sollachleben dessen ergebenster Diener v. Barches.

Von Sollachleben, von der Unfehlbarkeit dieser physiologischen Ansicht ganz durchdrungen, athmete jetzt schon herzhaft auf, erhob sich vom Sopha, nahm die an seinem kranken Herzen ruhende gesunde Brieftasche hervor, und behändigte sie dem genialen Doctor als eine vorläufige kleine Erkenntlichkeit.

Es versteht sich, daß dieser sie nur sträubend annahm, da er nähmlich voraus setzen konnte, daß sie wenigstens 500 gute Gulden enthalte.

Hierauf stieß er in sein silbernes Taschenpfeifchen, um Lenchen, die gewandte Haushälterinn herbey zu rufen,

ein interessantes plastisches Ding, so große Aehnlichkeit mit der Schaketerl hatte. Leni, sagte der Doctor weich und freundlich, laß doch schnell einen Tragsessel hohlen, und angenommen wird jetzt Niemand mehr, denn die Ordinationszeit ist vorbey.

Kaum war Lenchen fort, so bog der Doctor den Herrn von Sollachleben der Länge nach auf das Ruhebett hin, bath ihn, sich zu fügen, dehnte und streckte ihn, und stieg dann auf den Patienten hinauf, ihn mit Knien und Fäusten knetend, wie einen Klumpen Teig. Halten Sie Sich nur ruhig, sagte er zu dem Patienten; es ist zu Ihrem Besten; es wird Ihnen jetzt schon etwas leichter werden; so, noch ein paar kleine Tritte. Sollachleben ächzte und winselte; er schrie, aber matt und leise: Ich halte das nicht aus, Doctor v. Barches! Ich beschwöre Sie! Ach ich bin des Todes! Ach. Um des Himmels Willen, lassen Sie mich los, ich will dankbar seyn dafür. Ziehn Sie Sich den kostbaren Solitär von meiner linken Hand: es ist ein Diamant vom reinsten Wasser und Feuer zugleich; er ist unter Brüdern 200 Ducaten werth; aber hören Sie auf, mich zu treten und zu kneipen.

Der Doctor versetzte ihm noch einige Tritte aus Leibeskräften, und sagte dann, mit Anstand den Ring vom Finger lösend, in mitleidigem und zugleich respectvollem Tone: Nun, Herr v. Sollachleben, wenn es zu Ihrer Erleichterung beytragen kann, mit Vergnügen lasse ich von Ihnen ab; überhaupt, wenn ich Ihre verehrten Wünsche, die mir stets Befehle seyn werden, erfüllen kann, so soll es mit der größten Bereitwilligkeit geschehen. Erheben Sie

Sich jetzt mit meiner ärztlichen Hülfe, die ich Ihnen jederzeit weihen werde; erheben Sie Sich; so, so! Aber Sie sind verdammt schwer; endlich, endlich; gut, gut!

Kaum noch Athem hohlen konnte der Patient; keines Wortes mächtig war v. Sollachleben. Er verdrehte die Augen, als wolle er in Ohnmacht fallen; er tastete nach dem Herzen; er flüsterte: Ach, es klopft nicht mehr!

Das ist ja ein gutes Zeichen, schrie der Doctor ihm in die Ohren, während er ihm ein Riechfläschchen vor die Nase hielt; das ist ja schon ein Beweis der Probehältigkeit meines Mittels. Wenn erst die zwey ehrlichen Kerle über Sie kommen; in ein paar Tagen ist Alles vorbey.

Von Sollachleben seufzte; die Augen gingen ihm ein wenig über. Da trat Lenchen mit den Sesselträgern ein. Der Doctor raunte ihnen in die Ohren: „Nur nicht viele Umstände mit ihm gemacht; nur fort, fort, hinunter.“ Sollachlebens Bedienter vom Wagen weg, kam dazu, packte den bewußtlosen Gebiether von rückwärts beym Rockkragen, und so brachte man ihn fort. Der Doctor aber überzählte seine Ernte; sie war glänzend; er war zufrieden mit diesen schönen Früchten seiner Allwissenheit.

Zur Verbreitung und Befestigung des Rufs dieser seiner Allwissenheit aber hatte die heutige Ordinations-Stunde wesentlich beygetragen. Der Krugelbaxen, die Goi, der Karbatschowitsch und die Schakettlinn, so auch der Spülicht hatten jene wunderbare diagnostische Eigenschaft des Doctors Barches ausposaunt auf Plätzen und Märkten, in Gassen und Gassenläden, in Wein- und Caffehhäusern, in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Zu-

sammenkünften. Die Baronesse Van der Jausen ließ große Fasten=Diner=Gesellschaft zusammen bitten, zu einer 98 Pfunde schweren Fasten=Jausen; und sie ließ eine noch größere Dank=Adresse an den Doctor Barches zusammen schreiben in deutscher und französischer Sprache, selbe durch die verschiedenen Zeitungen bekannt zu machen. Herr von Sollachleben in seiner ehrlichen Tretmühle wird vermuthlich auch an so Etwas gedacht haben.

Im Allgemeinen herrschte im Publicum das maßloseste Erstaunen über des Doctors Durchschauungsgabe. Seine Collegen aber, und sonst der aufgeklärtere, besonnene und scharfsinnige Theil der Leute witterte einen feinen Kunstgriff. Einige machten sich an das pfiffige Lenchen; diese niedliche Vertraute des Doctors schlossen sie, müsse um das Geheimniß wissen. Lenchen aber wich all solchen Zumuthungen, selbst lockenden Bestechungen aus, stets hinzu setzend: Und was denkt man von mir, bin ich doch auch des Doctors Barches Braut, so gut als seine Braut, wie ich Ihnen sage; in Bälde wird unsere förmliche Hochzeit seyn, das heißt, förmlich unsere Hochzeit, sage ich Ihnen.

Indeß zog es sich mit dieser förmlichen Hochzeit gar förmlich in die Länge, und daran war Niemand Schuld, als die Schaketerl. Die Schaketerl nähmlich war unaufhörlich leidend, folglich kam sie unaufhörlich zu Doctor Barches; und auch außer den Ordinations=Stunden, und das fiel dem Lenchen auf. Es wurmte Lenchen; und da sie eines Tages, wie Schaketerl wieder beym Herrn drinnen war, lauschend von Hochzeiterey mit dem Schaketerl

selbst nähmlich, murmeln und flüstern hörte; und als sie eines andern Tages hörte, wie der Doctor der Schakettlinn den förmlichen Heiraths-Contract vorlas, welcher Heiraths-Contract aber nicht Lenchen, sondern die Schaketerl betraf, in welchem vorkam, daß Lenchen mit einem Lumpengeld von 245 Gulden abgefunden werden solle; und als sie wieder eines andern Tages Zeuge war, wie zwey Zeugen jenen Contract mit unterschrieben: nun da blieb des Doctors Barches Allwissenheits-Geheimniß kein Geheimniß mehr.

Lenchen war klug und that nichts dergleichen; nicht nur ihren Herrn verstand sie zu beherrschen, sondern auch sich selbst, die sie selbst jedoch seit einiger Zeit wieder beherrscht war von einem jungen Doctor, welcher bey dem durch die Kneipcur jüngst darauf gegangenen v. Sollachleben Haus-Medicus gewesen. Er hieß Kaldaunovich, war ein guter Anatom, Prosector, aber nicht am eigenen Tisch, hatte gar kein Geld, war sauber, verliebte sich aufrichtig in die saubere Leni, so sich viel erspart gehabt, und trug ihr seine vorschneiderische leere Hand an; sie ihm dann ihre volle mit dem vollen Herzen.

Nun daß wir sagen, so entdeckte sie ihm das ganze Geheimniß des treulosen Doctors Barches. Mit diesem Geheimniß verhielt es sich aber nicht anders als so: Lenchen war von ihm darauf abgerichtet, den einzelnen Patienten, wie sie so im Vorzimmer auf Einlaß warteten, die Honneurs zu machen, sie zu beschäftigen, und über ihre Krankheitsverhältnisse, wie man auf Hochdeutsch sagt „auszufratscheln", bis in die kleinsten Einzelnheiten. Dieß

Alles konnte um so weniger unpassend scheinen, oder wohl gar auffallen, als Fräulein Helena feine Manieren besaß, eine gewisse Bildung hatte, selbst französisch sprach, mit welch Allem ihr eleganter, ja luxurioser Anzug recht gut harmonirte. Dabey besaß sie ein außerordentlich zutrauenerweckendes und gewinnendes Wesen; vorzüglich aber erreichte sie ihren Zweck durch den Umstand, daß sie selbst etwas arzneyliche Kenntnisse und den Ruf besaß, selbst eine Gattung Doctor zu seyn, wie sie denn im Nahmen des Barches ordinirte und sogar Recepte schrieb. Hatte sie dem Patienten nun alles Mögliche heraus gelockt, so machte sie auf die verborgene Feder eines Schrankes einen Druck, und wiederhohlte mit etwas lauter Stimme die ganze Aussage des Kranken, in möglichster Kürze zusammen gezogen, wie ein Summarium, gleichsam als Frage an denselben, aus purer Theilnahme, und dieß war der entscheidende Augenblick des ganzen Barches-Mysteriums.

Der Doctor hatte sich nähmlich den gewissen scheinbaren Bücherschrank so einrichten lassen, daß er nur den Kopf hinein zu halten brauchte, um Alles auf das Vernehmlichste zu hören, was im Vorzimmer gesprochen wurde. Hatte er nicht Zeit oder nicht Lust, das ganze Gewäsch des Leidenden selbst mit anzuhören, so achtete er nur auf das Signal Helenens, um die ganze oft weitläuftige Geschichte in gedrängtem Auszug zu vernehmen. Wie Lenchen auf die Feder drückte, erklang in des Doctors Zimmer ein Glöckchen, und auf dieß Zeichen steckte er den Kopf in die Bibliothek, die einzige übrigens, die er besaß, denn er hatte gar keine Bücher, und konnte über-

haupt die Literatur nicht leiden. Deßhalb also, wie man gesehen, wurde er ein so berühmter Mann.

Doctor Barches hatte wie die meisten Aerzte und Advocaten den Grundsatz, daß auf die Praxis allein Alles ankomme. Was da auch Bücher! Die kosten verdammt viel Geld, und bringen noch mehr Schaden durch den Zeitverlust des Lesens, denn während man auch nur in einem Buche blättert, kann man so und so viele Visiten machen, oder so und so viele Tagsatzungen halten, folglich so und so viele Gulden verdienen.

In diese gewiß sehr statthafte Philosophie wollen wir nicht wieder eingehen; was aber den Doctor Barches mit seiner acustischen betrifft, so verließ er nach v. Sollachlebens Hintritt und Lenchens Verheirathung, mit seinem molligen Schaketerl seinen Aufenthaltsort, und siedelte sich mit seiner Bibliothek in einer andern Stadt an. Die meisten Häuser derselben sind bereits das Eigenthum des Doctors Barches. Allen Respect!

Nahmen von Häusern,

Gassen, Plätzen rc. im Jahre 1768:*) Radelgasse (vom Schabdenrüssel auf das Bergel); Alte Burgermusterung (hinter dem Küßdenpfennig); Gelbes Adlergassel, von da auf den alten Fleischmarkt; Peters Freythof; Römerstraße (Riemerstraße); Alter Roßmarkt (Stock im Eisen);

---

*) Aus dem 1. Drittel des 16. Jahrhunderts im 1. Theil der Dosenstücke, S. 246.

Auf der Dacken (Ballgassel); Auf dem Steig (Rauhensteingasse); Wübmerviertel (Widmer); Wildwerkerstraße (vom Schilder (Schulter-) Gassel bis zur Schneiderherberge; Vibinger (Wipplinger-) Straße vom hohen Markt bis zum Schildergassel; Unter den Felbern (von der Schneiderherberge bis zur hohen Brücke); Current-Gassel oder Judengassel; Unter den Sattlern (vom Schildergassel bis zum Schönbrunner-Hause); Am Kiel, oder beym Heidenschuß; Freysinger-Hof (Trattner-Hof); Großes Paternoster-Gassel (die breitere Passage vom Kohlmarkt auf den Graben); Schweinmarkt (Lobkowitz-Platz); Rosengassel (vom großen Krautgassel zum Stock im Eisen hinaus); Auf der Goldschmiede (zwischen Maria Stiegen und dem Elend); Neues Werder-Thor (Salzgrieser); Schnufelgasse.

Viele Gassen, Straßen und Plätze hatten schon unter Albrecht I. und Friedrich dem Schönen ihre jetzigen Benennungen. Die älteste ist jene der Wollzeile, 1155 schon im Schotten-Stiftbriefe vorkommend. 1204 zeigt sich der Nahme Kienmarkt urkundlich; 1257 die Kärthnerstraße, der hohe Markt; 1260 Hochstraße (Herrengasse); 1280 Haarmarkt; 1272 Wildwerkerstraße, Pippinger (Anna-) Gasse; 1326 Kohlmarkt; die Weihenburg (Weihburggasse) schon 1277; 1282 der neue Markt, so auch der lange Keller (Seizerhof); Krugerstraße 1298; Johannesgasse und lichter Steg 1301; Münzerstraße 1302; Am Kiel 1305; Roßmarkt 1308; Deutschherrnstraße, Singerstraße 1528; Schranne am hohen Markt 1325; Schaufelluken, Schauflergasse 1337; Kammerhof 1343; Fischhof 1349 ꝛc.

Weiskern, der ruhmeswerthe Mime und Topograph.

Recht gut hat er gestern wieder gespielt, mein lieber Weiskern; recht brav! Ich hoffe, das Publicum werde eben so zufrieden seyn, als ich und mein ganzer Hof. Nicht leicht wird man einen Comödianten finden, der so vielseitig wäre, wie Er.

Oder:

Er kann sich gratuliren, Er lustiger Patron. Er muß wissen, daß sich an seinen burlesken Einfällen und absonderlichen Geberden viele Leute krank und darauf wieder gesund gelacht haben. Daß er aber zugleich junge Helden und noble Väter so kunstvoll und doch so natürlich agiren könne, das hätte man nicht glauben sollen. Der von ihm erfundene Character des Odoardo macht seinem Talent Ehre. Auch habe ich mir sagen lassen, daß die Anzahl seiner Extemporirungs-Programme schon über Hundert steigt. Nu, nu, mein lieber Weiskern. Aber, was macht denn seine kranke Frau? Ich lasse sie grüßen!

Bei einer andern Gelegenheit:

Mache Er sich nichts daraus, daß er Feinde hat; es ist purer Neid; man kennt das. Aber nicht, weil Er ein so rarer Acteur ist, sind ihm auch die andern Comödianten aufsässig, sondern weil er ein so rechtschaffenes, häusliches und solides Leben führt, weil Er keine unwürdigen Passionen und keine Schulden hat, weil Ihm Jedermann mit Achtung begegnet: das ist dem liederlichen Comödianten-Gesindel ein Dorn im Auge. Denn seine Kenntnisse und seine wissenschaftlichen Arbeiten, die wol-

len diesem Ignorantenvolk schon gar nicht gefallen. Geh Er mit Gott, lieber Weiskern!

Ein ander Mahl:

Die Proben Seiner topographischen Beschreibung haben Wir mit wirklicher Theilnahme gelesen. Hätten wahrhaftig kaum geglaubt, daß ein Acteur zugleich ein so studierter Mensch, ein so fleißiger Arbeiter seyn, und so gut schreiben könne. Die Artikel haben uns sehr gefallen; Er wird sich mit dem Buch einen großen Nahmen machen. Eins aber ist zu wünschen, nähmlich das: Die Kirchen und Klöster muß er in geschichtlichem Anbetracht etwas ausführlicher behandeln, versteht Er, denn das schickt sich. Wir werden Ihm ein Privilegium geben. Aber von der Furcht lasse Er nicht mehr hören, daß Er die Vollendung seines Werkes nicht erleben werde. Solche Zaghaftigkeit schickt sich nicht für einen Christen, wenn er auch ein Protestant ist; versteht Er mich.

Auf ähnliche Weise pflegte die große Kaiserinn Maria Theresia mit dem Schauspieler Friedr. Wilh. Weiskern zu sprechen, denn sie achtete ihn aufrichtig, und er verdiente es, und war stolz darauf, ohne es sich bey der Welt merken zu lassen.

Man kann und soll Weiskern unter die classischen Bühnenkünstler, unter die mimischen Genies rechnen, wie denn auch sein Bildniß auf Kaiser Josephs Befehl in der Schauspielergesellschaft aufgestellt wurde. Er verband aber mit diesen Vorzügen, was so selten der Fall ist, die würdigsten Eigenschaften als Mensch, und was bey den Histrionen noch seltener Statt findet, nicht nur einen wahrhaft

gebildeten Geist, sondern gelehrte Kenntnisse und schriftstellerisches Talent. In Geographie und Geschichte war er sehr bewandert, besonders gründlich aber in Bezug auf das Erzherzogthum Oesterreich.

Seine Topographie von Nieder-Oesterreich, 3 Bände, deren dritter Band Wien enthält, ist ein glänzender Beweis davon; sie ist ein unvergängliches Monument hohen Berufes. Noch heute, nach vollen 70 Jahren ist sie ein unübertroffenes, ja ein noch unerreichtes Muster von Fleiß, Gründlichkeit, Genauigkeit, Reichhaltigkeit und Gediegenheit. Selbst bey einer nur oberflächlichen Durchsicht oder Benützung muß man, sowohl im Ganzen als im Einzelnen über das Geleistete staunen; selbst jetzt noch ist Weiskerns Arbeit so gut als unentbehrlich in Bezug auf die geschichtlichen Angaben. So saß der Mann, der gestern die trivialsten Schnurren „geagiret," heute am einsamen Schreibtisch beschäftigt als Gelehrter.

Die Erscheinung dieser gehaltvollen Frucht seiner Studien und Mühen sollte der wackre Mann wirklich nicht erleben. Weiskern starb, nicht älter als 58 Jahre, 1768 den 29. December. Der erste Band seiner Topographie kam 1769, Wien bey Kurzböck heraus; der zweyte und dritte folgten das Jahr darauf. Die zwey Privilegien, das eine von Maria Theresia, das andere von Joseph lauten auf Weiskerns Witwe Pauline. Derjenige, welcher das Buch bevorredet hat, thut dieß mit gerechter Würdigung des Autors. Diese Vorrede enthält zugleich eine so belebte Zeichnung von Weiskerns Individualität, daß wir nicht umhin können, es für eine Pflicht der Pietät

zu halten, die betreffende Stelle hier wieder zu geben. Wir theilen die Ansicht des Verfassers, welcher sagt: „Ich denke, mir die Welt der Redlichen zu verbinden, wenn ich ihr den Mann bekannt mache.“ Er fährt dann fort: „Für ihn, für den Rechtschaffenen sey keine feile Lobrede! er bedarf der feierlichen Lügen nicht, womit das Unverdienst prahlt, um in dem Tode sich noch eine Ehre zu erhandeln, welche die Schande des Lebens auslöschen soll; und welche gemeiniglich die Todten vom Stolze der Ueberlebenden erhalten.

ces titres brillans,
Que recoivent les morts de 'Orgueil des
vivans. (Voltaire.)

Hier ist in Kurzem sein Bild; welches Gellert, der Liebling der Natur, der sanfte Lehrer der Wahrheit, die Ehre der guten Menschen vorgezeichnet hat; wo er sich selbst fühlen mußte, um es so schön zu treffen:

Ist er der Weise nicht, der nach der Wahrheit
strebet,
Durch sie erleuchtet denkt, durch sie gebessert
lebet. rc.

Weiskern hatte sich allen Gattungen der schönen Wissenschaften gewidmet; die Seuche unserer Zeiten, das Gift, welches viele auf diesen Blumen sammeln, Stolz und boshafter Witz, blieben ihm stets verabscheuungswerth; er zog zum Vortheile des geselligen Lebens ein gutes redliches Herz allem vor; und dieses beleuchtete seine Handlungen. Er war lange Zeit die Zierde der k. k. deutschen Schaubühne; die Natur hatte ihn zu diesem Fache

mit einem vorzüglichen Genie begabt, welches er durch die Kunst bis zum vollkommensten bearbeitet hat. So wie ihm keine Handlung des menschlichen Lebens unbekannt war, suchte er in seinem theatralischen Spiele die Charactere der Menschen auf, und glücklich fand er sie überall. Das Laster bebte in seinem Tone, wie die Tugend in seinem Munde liebenswürdiger ward. Kurz, er war der Schaubühne ein vertrauter Freund der Natur, ein Freund der Tugend und Rechtschaffenheit im Umgange mit den Menschen; er konnte also auch Niemanden, als das Laster zum Feinde haben. Seinen Ruhm suchte er nur in sich selbst, und freute sich sittsam, wenn er ihn zugleich in den Herzen der Redlichen fand. Dieses ist sein Leben; wäre es nicht noch größerer Menschen würdig, die solche Eigenschaften wirksamer über die Menschheit ausbreiten könnten? Er starb nach einer langen und schmerzhaften Krankheit so gelassen, wie er gelebt hatte, von Allen Rechtschaffenen vermisset und bedauret; — dieses ist sein Ruhm; kann er schöner seyn?"

Weiskerns, von J. Mansfeld sauber gestochenes Porträt, welches der Topographie beygegeben ist, läßt entnehmen, daß er ein schöner, stattlicher Mann von imposanter Haltung gewesen, und gewohnt war, sich distinguirt zu kleiden. Sein lebensgeschichtlicher Abriß steht in unserer National-Encyklopädie. Diesem müssen wir noch hinzusetzen, daß das Hofburgtheater-Gebäude nach Weiskerns Entwurf aufgeführt wurde.

Wiens älteste aufbewahrte Kleiderordnung.

Die älteste noch vorhandene Kleiderordnung Wiens dürfte wohl jedenfalls jene seyn, welche der verdiente fleißige Geusau in seiner „Geschichte der Belagerung Wiens durch Mathias Corvin" mitgetheilt. Geusau sagte, sie sey aus dem 15. Jahrhundert; eine nähere Zeitbestimmung aber läßt sich nicht angeben. Letztere würde sich wohl so ziemlich erkennen lassen; ja es ist möglich, daß man ein noch früheres Jahrhundert daraus würde entnehmen können, wenn Geusau sie in ihrer ursprünglichen Schreibweise wieder gegeben hätte. So aber hatte er den unglücklichen, durchaus unerklärbaren Einfall, sie zu modernisiren, wodurch denn auch die ganze characteristische Färbung verwischt ist.

Geusau liefert diese Kleiderordnung im Anhange der obgedachten Schrift, die zu Wien 1805 gedruckt, und nun schon selten ist. Er sagt, daß er sie aus dem Gedenkbuche des Wiener-Stadtmagistrates habe; Herr Schlager jedoch, im 5. Bande seiner so werthvollen Skizzen, Seite 297 bemerkt: „Ob Geusau diese Kleiderordnung, wie er angibt, in einem Wiener-Stadtbuche eingetragen fänd, ist zu bezweifeln; ich habe wenigstens vergebens darnach geforscht." Geusau ist sonst ein ziemlich genauer Mann; allein mit Herrn Schlager kann er in Hinsicht auf Gründlichkeit und sorgfältige Prüfung nicht verglichen werden. Andererseits jedoch dürfte man es nicht für unmöglich halten, daß sich das Original noch finde, und das würde ein reizender Gewinn seyn.

Die in Rede stehende Kleiderordnung ist durch Geusau unstreitig zum ersten Mahle abgedruckt. Wir nehmen, und gewiß nicht mit Unrecht an, daß sie, was ihren Hauptinhalt betrifft, unsern Lesern willkommen seyn werde, besonders da die erwähnte Schrift, wie gesagt, kaum mehr aufzufinden ist, und wir bereits zwey der ältesten Kleiderordnungen geliefert haben, nähmlich jene Ferdinands I. vom 1. Juni 1542 (im 3. Theil unserer Memoiretten, Artikel: Leibarzt Krato) und die Maximilians II. vom 31. Juli 1566 (im 1. Theil der „Dosenstücke," oder im 4. der kleinen Wiener-Memoiren, Seite 41.)

Was die Bedeutung der Kleidernahmen betrifft, so verweisen wir auf den Artikel: „Des reichen Herrn Pfandkammer" in diesen Localfresken. Hier also folgt unser Auszug:

„Ein jeder Bürger, welcher des Raths ist, oder Rath wird, oder des Raths gewesen ist, möge auf das höchste seine Kleidung mit Mader oder Zobl verbrämen. Er soll aber keine goldene Schnur, noch eine Schnur mit Perlen um das Haupt, noch Knöpfe mit Perlen tragen. Auch soll er kein seidenes Gewand tragen, ausgenommen Seidenzeug zu Joppen und zu Ermeln.

Alle Erbbürger und Kaufleute sollen auf das höchste ihre Kleider mit Mader, und auf dem Haupt ein Hütel mit Mader unterfüttert oder eine Haube mit Mader tragen. Es soll auch keiner über vier Mark Silber an seinem Leibe haben.

Alle Handwerker mögen auf das höchste tragen einen Hut oder eine Haube von Fuchs, Luchs oder Vorczeins;

doch können sie auch haben Mader auf dem Haupte, und einen Maderbalg um den Hals. Sie sollen auch nichts von Seidenzeug tragen, ausgenommen zu Joppen ꝛc.

Alle Diener und Knechte sollen weder etwas von Pelzwerk noch von Seiden tragen; auch soll ein solcher nicht über ein Mark Silber an sich haben, noch einen goldenen Ring; desgleichen soll ein solcher auch kein Gewand tragen, wozu die Ehle mehr als einen Gulden kostet. Eben so soll es den Dienern verbothen seyn, eine goldene Schnur, Perlen oder perlene Buchstaben zu tragen.

Endlich sollen auch alle Bürger und ihre Diener, alle Handwerker und ihre Diener nicht mehr gespitzte Schuhe tragen.

Es soll keine Burgerinn einen goldreichen Zeug zu Ermeln oder Bruststücken noch zu Goller tragen; auch soll keine Burgerinn sammetene, damastene Röcke oder Mäntel tragen.

Weder soll eine Frau Perlen tragen, weder auf Röcken noch auf Mänteln, noch auf Gollern, ausgenommen an den Ermeln mag eine ein Paar Linien haben von Perlen, Gold oder Silber. Auch soll keine Burgerinn noch Handwerkerinn lauteres Gold, Perlen oder Edelgestein an dem Gürtel tragen. Es soll auch keine Zobl, Hermelin, noch Laßinczeins, weder unter dem Rock noch unter den Mänteln tragen; aber zu Brämen kann sie Hermelin oder Laßinczeins haben, welche jedoch nicht breiter als drey Zwerchfinger breit seyn sollen. Auch soll keine mehr einen Flug tragen, die mit Hermelin unterzogen sind. Deßgleichen soll keine einen Schleyer tragen, der mehr

habe als zwölf Bach. Noch soll ihr Kleid länger seyn, denn daß es ihr auf der Erde nachschleppe, um ein Viertheil einer Ehle. Es soll auch keine goldene Ringe an ihren Händen tragen, die über dreyßig Gulden werth sind. Auch soll keine Frau noch Dirne in der Stadt verbunden gehen, noch ein Hütl tragen, es sey denn, daß es regne, oder daß sie über Feld gehen will.

Einer jeden Dirne ihr Gewand soll nur auf die Erde stoßen. Auch soll keine Dirne weder ein Silber am Gürtel noch einen korallenen Paternoster tragen. Deßgleichen soll keine Dirne ein Bräm noch einen goldenen Ring tragen; aber von Pelzwerk mögen sie tragen kleine schlechte Bräme von Kelmadern rc.

Von der gemeinen Weiber wegen ist abgeredet worden, daß jede ein offenbares Zeichen von einem gelben Tüchlein an der Achsel tragen soll, eine Handbreit und eine Spann lang. Von der heimlichen Weiber wegen ist beschlossen, daß dieselben alle weder Pelzwerk, noch Seidenzeuge, auch kein Sturzhütl, noch Hauben tragen, damit man sie vor andern*) frommen Frauen erkennen möge; welche aber anders ging, der soll man den Mantel nehmen zu Gerichtshanden.**) Sie sollen auch in der Kirche nicht stehen, wo die Bürgersfrauen und andere fromme Frauen stehen. Wegen der heimlichen Ehefrauen ist der Artikel dem Burgermeister und Rath vorbehalten, in Geheim die Sache zu verhandeln.***)"

---

*) Ob im Original hier kein Beystrich?

**) Aeußerst human. Und wenn sie nun keinen trägt?

***) Noch viel discreter und prudenter.

Die Strafen waren recht milde; überhaupt genommen von 15 Gulden abwärts bis 2 Gulden für das verpönte Stück.

Den Ausdruck „heimliche Ehefrauen“ werden; sowohl unsere Leser als auch besonders unsere Leserinnen viel passender und zarter finden, als die sonst üblichen Benennungen: freie Weiber, fahrende Frauen, Hübschlerinnen.

Ferneres über die Comtesse Harrach.

Der oben gelieferten Notiz über die Comtesse Harrach, Wallensteins zweyter Gemahlinn, lassen wir hier noch Einiges folgen, als Belege seiner ehemahligen Zärtlichkeit und edelsinnigen Fürsorge. In der Urkunde vom 27. December 1624, ausgestellt zu Prag, lautet es: „Demnach die ehrliche Lieb und Treue, wie auch die allgemeinen Rechte einen jeglichen christlichen Eheherrn darzu ermahmen: daß er seine liebe Ehefrau, sonderlich auf begebenden Todesfall seinem Stande nach gebührlich versorge u. s. w.“ Nach diesen Eingang in diesem von uns dort angezogenen Documente, erklärt der Herzog, daß er ihr als Witwensitz die Herrschaft Neuschloß und die Stadt Böhmisch-Leippa bestimme, so wie die gesammte Meublirung und alles Silbergeschirr in seinem Residenzschlosse zu Prag, welches sie zeitlebens bewohnen möge; dann heißt es: „Zudem, zu noch mehrer Erkenntniß und Bezeigung Unserer zu Ihrer Lieb tragenden ehelichen, treuherzigen Affection, verschaffen Wir Ihrer Lieb (ohne einzige De-

falcation, Abbruch oder Schmälerung mehr vorgenannter Herrschaft Neuschloß, sowohl der Stadt Leippa Intraden und Einkommen) jährlich 12,000 hungarische Ducaten an Gold in specie." Unterm 27. März 1627 sichert er ihr für die ersten 6 Jahre nach seinem Ableben alljährlich noch besonders 50,000 Gulden zu.

Dem in unsrer frühern Notiz eingeschalteten Schreiben des Herzogs aus Collin vom 25. May des letztgenannten Jahres, tragen wir hier aus zwey Briefen an Taris Stellen nach, aus denen seine würdigen Gesinnungen gegen seine geliebte Gemahlinn ersichtlich sind. Der erste dieser Briefe ist aus Memmingen, vom 16. Sept. 1630; darin kommt vor: „Man sagt dahir über und über, daß sich der (Banquier) Hans de Witte soll erhenckt haben; dahero sehet, was von meinen Sachen bey ihm ist, dieselbige aufs fürderlichste abholen zu lassen, insonderheit die Tapezereien, vergoldete Leder, Sammet und andere Sachen. So ist er auch meinem Weib 10,000 Ducaten schuldig gewest, die seht auch, daß sie unverzüglich bezahlt werden; braucht in Allem des Herrn Obristburggrafen Assistenz. Ich vermeyne zu Mitten Octobris zu Gitschin zu seyn und daselbst stets zu verbleiben, dahero seht, daß das Gebäu verfertigt und die Zimmer ausgeputzt und meblirt werden."

In dem zweyten Schreiben, ebenfalls Memmingen, den 30. Sept. desselben Jahres, lautet es: „Ich werde den 3. October dahin aufbrechen, den 20. zu Prag anlangen, dorten 3 oder 4 Tag verweilen, und gegen Ende October auf Gitschin kommen; es wäre gut, daß ihr und der

Baumeister zu Prag meiner erwarten thätet. Zu Gitschin, daß das Gebäu verfertigt, die Zimmer meblirt, wie auch die Stallungen zugericht't und das Ball- und Wirthshaus auch. Provisionen von allen Sachen laßt vor mich machen, denn ich werde nicht sobald von Gitschin mich begeben. Zu Altenburg werde ich über Nacht bleiben und den Thiergarten beschauen, ob er also, wie ichs befohlen hab gehabt, zugericht't ist. Mein Weib darf nimmer auf Prag ziehen, denn ich werde zu Gitschin bleiben, bis das Gebäu zu Sagan verfertigt ist. Schreibt dem Landeshauptmann; er solle fleißig lassen bauen und Materialien präpariren."

Unterm 9. April 1631 ist notirt: „Denen Hauptleuten zu Smidar, Horzitz, Kumburg, Welisch und Kopidlno per Decret geschrieben, daß sie für Ihre fürstl. Gnaden Nothdurft der Zeit schön riechende blaue Veilchen in dero Garderobe einschicken sollen." Welch eine feine Aufmerksamkeit, welch ein zarter Sinn, würdig eines jugendlichen Liebhabers!

Fernere Josephinische Anecdoten.*)

Die in den früheren Bänden der Memoiretten erzählten Anecdoten Joseph II., welche wohl wenig bekannt, mögen noch durch nachfolgende vermehrt werden.

*) Der Verfasser hat einen besonderen Grund zu sagen, daß er selbe bereits vor anderthalb Jahren in Zeitschriften habe einrücken lassen. — —

Als sich der Kaiser einst in der ehemahlig Garellischen Bibliothek befand, nahm er die Folio-Reihe der Werke des Cornelius a Lapide wahr. Daß sich diese hier befänden, fiel ihm auf. Er befahl, sie hinweg zu nehmen, da sie, wie er sagte, unter die allerverbothensten Bücher gehören. Auch, setzte er hinzu, ist mir neu, daß dieser Patron so schreibselig gewesen. Wie kann man denn ein so giftiges Buch öffentlich aufstellen, das mit Recht dazu verurtheilt worden, verbrannt zu werden? — Joseph aber hatte den Nahmen des Autors verwechselt, den orthodoxen Cornelius a Lapide nähmlich mit dem publicistischen Hippolytus a Lapide, den Verfasser der **Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico**, welche 1640 erschienen, und deren lange unbekannt gebliebener Verfasser Bogislaus Philipp von Chemnitz war. Dieses arge Buch ist gegen Oesterreich gerichtet; es wurde Anfangs einfach verbothen, bald aber den Flammen überliefert. Ein solches quid pro quo darf bey einem Monarchen, wie Joseph nicht wundern, der sich um Literatur nicht viel bekümmert hat.

Josephs Toleranz-Edict lag volle 3 Jahre im Pulte Maria Theresia's verschlossen. Sie sagte: Ich meinerseits will in Ruhe sterben; Joseph mag damit ans Licht treten. Alsbald nach ihrem Hintritt wurde das Patent publicirt; aber so wie es war, als unvollendeter Entwurf, ohne Eingang und Schluß, eine Hast, die sich erklären läßt; von manchem Beurtheiler, und gewiß nicht mit Unrecht, der Behörde zur Last gelegt.

Als ein Theil der böhmischen Abrahamiten (bekanntlich Leute, die sich weder zu irgend einer christlichen noch zur jüdischen Confession neigen wollten) ins Banat geschafft wurde, hielt sich der Kaiser zu Ofen auf. Er ließ diese Schwärmer vor die Hauptwache bringen, und besprach sich mit ihnen, aber in unwilligem Tone. Der anwesende General Alvinczy unternahm es, diese Leute zu entschuldigen, und sagte: „Aber diese Abrahamiten glauben doch jedenfalls an Gott.“ (Man pflegte sie deßhalb auch Deisten zu nennen.) Der Kaiser entgegnete: „Eben das ist ein Beweis ihrer hirnlosen Halsstarrigkeit, denn wenn sie an Gott glauben, so müssen sie doch auch an eine Kirche glauben; es folgt Eines aus dem Andern. Ich begreife nicht, wie die Dummköpfe von ihrem Gottesglauben schwätzen können, und dennoch von den Formen der christlichen Religion nichts wissen mögen.“ Es waren auch einige Geistliche zugegen, aber Niemand wagte es, diese ganz eigene Argumentation zu berichtigen.

1787 vor seiner Reise zu Catharina II. beichtete Joseph. Er äußerte sich gegen einen nachmahligen Hofrath, den er sein volles Vertrauen geschenkt hatte, folgender Maßen darüber: „Mein Lieber, ich habe so eben die Beichte abgelegt; ich reise weit; man kann nicht wissen, was Einem zustößt. Zwar nehme ich einen Pater mit; aber nicht jeder ist mir zum Beichtvater recht. Mein heutiger, der Feldsuperior ist mein Mann; der versteht seine Sache.“ Dieser Feldsuperior, dessen Nahmen wir nicht anzugeben wissen, wußte sein Beichtkind mit Toleranz und Sanftmuth zu behandeln; und

es ward ihm dafür eines der reichsten ungarischen Bisthümer.

Wiens Festungswerke sollten nach dem Wunsche Kaiser Josephs geschleift werden; mehr als ein Mahl hatte er Maria Theresia darum angegangen; sein Vertrauen zu der Lage der politischen Dinge und zu dem Character der Wiener war vollständig. Die Kaiserinn lehnte aber jegliche Zumuthung ab, indem sie rasch auf andere Gegenstände überging. Zu einer vertrauten Hofdame sagte sie einst: „Mein Sohn wünscht, ich soll Wiens Befestigung abtragen. Ich bin eine alte Frau, aber das vergesse ich nicht, daß, wenn die Hauptstadt, als Johann Sobiesky sie befreyte, nicht eine Sperre hätte aushalten können, die osmanischen Horden die Erblande verwüstet und selbst Deutschland überschwemmt hätten. Ich habe zwey Mahl erlebt, daß Wien das letzte Bollwerk meiner Länder war. Bin ich einmahl todt, mag Joseph thun, was er will; so lang ich aber lebe, wird Wien nicht geschleift.“ Späterhin, während des Türkenkriegs, war diese Hofdame so unbesonnen, dem Kaiser jene Aeußerung zu hinterbringen. Er entgegnete mit ruhiger Miene: „Ich sehe, Sie sind altersschwach; ich verzeihe Ihnen; es wird aber gut seyn, wenn Sie die Sache für Sich behalten. Das Andenken meiner Mutter ehre ich zu sehr, als daß ich Ihnen, der sie geneigt war, eine solche Unklugheit sollte entgelten lassen.“ Die alte verwöhnte Dame nahm sich das sehr zu Herzen, und that recht wohl daran.

Keine der Maßregeln und Verordnungen Kaiser Joseph II. hat wohl je einen so grell abstoßenden Eindruck hervor gebracht, als das Edict gegen das Begraben in Särgen, gestützt auf die stets steigende Theurung des Holzes und auf den Umstand, daß in Wien allein jährlich 10—12,000 solche Holzkästen nutzlos verfaulten. Es erschien gegen Ende des Jahres 1784 mit der Weisung, die Leichen künftighin bloß in einen leinenen Sack genäht, in die Erde zu senken. Ein unheimlicher Schauder erfaßte alle Gemüther. Die Griechen erhoben sich zuerst dagegen, indem sie vorstellten, daß ihr Ritus es ihnen nicht gestatte; in Böhmen, Mähren, Tyrol ꝛc. wollte man lieber auswandern, als auf solch heidnische Weise der Erde zurückgegeben werden; mehrere reiche auswärtige Fabrikanten, die eben im Begriffe waren, sich in Wien seßhaft zu machen, wollten das nur unter der Bedingung thun, von dieser Verordnung ausgenommen zu seyn; das Volk murrte und die Sargtischler, sonst „um geneigten Zuspruch“ bittend, verzweifelten. Was war zu thun? Joseph gab nach. Wenige Tage darauf erhielt der oberste Kanzler folgendes Handbillet: „Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch so materiell sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsamer faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben: so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen; und werden Sie also durchaus erklären, daß nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeiget habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen

will, vernünftig zu seyn, und daß also ein jeder, was die Truhen anbelangt, frey thun kann, was er für seinen todten Körper zum Voraus für das Angenehmste hält."

Ein Bedienter Nahmens Götz näherte sich im Controlorgange dem Kaiser Joseph, und zeigte ihm an, daß er sich in seinem Gewissen verbunden halte, seinen Herrn, den Baron Liebenstein, einen Alchymisten als einen Freygeist zu erkennen zu geben, da selber von der catholischen Religion gegen alle Ehrerbiethung zu sprechen pflege. Der Kaiser entgegnete: Wenn dein Herr kein Christ ist, so kann er deßhalb nicht gestraft werden, so lange er nicht darauf ausgeht, Andere zum Unglauben zu verleiten. Dir aber ist es unbenommen, den Dienst bey dem Baron zu verlassen, und in den eines guten Catholiken zu treten.

Gar manches literarische und künstlerische Product entstand durch des Kaisers Wink oder förmliches Geheiß. Von Bretschneiders Almanach für das Jahr 1788 („Mit 13 saubern Kupfern und Musik. Mit Erlaubniß der Obern.") wird versichert, Joseph habe ihm die Idee dazu gegeben. Dieser Almanach machte großes Aufsehen, und die in Salzburg herausgekommene oberdeutsche Literaturzeitung desselben Jahres (3tes Vierteljahr, Seite 1651) zog weidlich dagegen los. Es lautet da unter Anderm: „Nur Schade, daß der gute Humor, welcher in dieser Schrift beynahe durchgehends herrscht, hier so übel angebracht ist." Ferner, um von einer artistischen Erscheinung zu sprechen, so nennen wir die Oper **Il Re Teodoro**, zu welcher

Salieri, der Hofcapellmeister die Musik lieferte. Den Text trug der Kaiser dem Hofpoeten Abbate da Ponte auf. Dieser Text entsprach aber gar nicht; der Kaiser las dem Dichter selbst den Text auf andere Manier, und da Ponte verstand ihn so lange nicht, bis Joseph sich vollkommen deutlich explicirt hatte. Er fragte da Ponte vorerst, ob er denn gar nicht merke, wer in Europa jetzt so herumreise. Da Ponte begriff noch nicht. Joseph setzte hinzu: „Und aus einem sehr kalten Lande, dessen Beherrscher einst gegen Oesterreich gekämpft." Da Ponte begriff noch nicht. Der Kaiser wurde endlich ungeduldig und sagte in klaren Worten: „Haben Sie denn gar nicht gemerkt, daß die Oper eine Art Satyre auf den König von Schweden seyn sollte, der Europas Länder durchzieht?"

Ein Freund kam von Semlin zurück. Um Allerhand ward er gefragt, auch ob die Buche noch existire. Er wußte gleich, um was es sich handle. Gott sey Dank, antwortete er in Lebhaftigkeit; sie ist jetzt ein stattlicher Baum, von mächtigem Umfang, aber die Inschrift ist durch das Anwachsen des Stammes nicht mehr recht deutlich.

1788 stand Kaiser Joseph in Gesellschaft Lascys und Laudons in Semlin. Schweigend schauten sie auf Belgrad hinüber. In eben so bedeutungsvollem Schweigen wollten sie so eben ihren Observationspunct verlassen, als der Kaiser sagte: „Freunde, wir wollen uns hier ein kleines Andenken stiften." Bey diesen Worten wies er auf den Stamm einer jungen Buche. Laudon verstand gleich, was Joseph wolle, langte nach seinem Taschenmesser,

öffnete es, und reichte es dem Kaiser. Dieser schnitt seinen Nahmenszug in die Rinde; Laudon und Lascy thaten dasselbe.

Man weiß, daß Letzterer vergeblich darnach gerungen, Belgrad zu nehmen, daß es erst dem klügern Laudon gelang. Auf Lascy gab es einige Witze. Er ist kein Weiberfreund; die Festung Belgrad soll seine Braut seyn; aber er sagt, laßt sie, laßt sie! (Bedeutend abgeschmacktes Bonmot!) Besser aber derber das Folgende: Ja, Lascy ist ein Jude, er will nicht über die Sau (Save).

Solyman, der Befehlshaber der Citadelle, der sich dem österreichischen Interesse gefügt, bezog jährlich 3000 Gulden als Pension, nachdem er so eitel gewesen, auf eine Art Fürstenthum zu hoffen. Er lebte fortan in Wien, wo er fast den ganzen Tag vor dem Caffeehause auf der Landstraße, der Birne gegenüber saß, wie Lascy der Festung gegenüber gelegen. Solyman beging die Etourderie, sich stets türkisch zu kleiden, aber sehr reinlich, das muß man sagen; täglich neue gelbe Pantoffel. Er war ein hübscher Mann, und muß als Commandant sehr jung gewesen seyn, denn vor 30, 40 Jahren war er etwa ein starker Fünfziger. Ob der gerade der Befehlshaber gewesen, wie man erzählte, wollen wir nicht behaupten; der Umstand ist uns aber nicht wichtig genug, um erst viel nachzuforschen.

In jener geistgährenden Zeit und bey seiner Zugänglichkeit war der Kaiser häufig von Projectanten belagert. Ein gewisser Baron Calisius stellte ihm vor, es sey

doch zu bedauern, daß Comorn so sehr den Erbeben ausgesetzt sey; er wisse ein Mittel, welches er für unfehlbar halte. „Nun heraus damit," sagte Joseph. Der Baron fuhr also fort: „In ganz Egypten weiß kein Mensch Etwas vom Erdbeben; das kommt gewiß von den Pyramiden her; ihr Druck verhindert das Beben des Erdreichs." Der Kaiser lachte. „Nun," sprach er, „und da wollen Sie Comorn mit Pyramiden umgeben? Meinetwegen, versuchen Sie es, ich habe nichts dawider." Ja, entgegnete der Baron, die Sache kostet Geld; sie wird circa 400,000 Gulden kosten. Der Kaiser sah den Projectanten ernsthaft an, und sprach: „Nun gut, unternehmen Sie das Werk auf Subscription; was aber meinen eigenen Beytrag dazu betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß selber erst dann erfolgt, wenn die erste Pyramide fertig ist, und ich sie mit eigenen Augen gesehen habe. Servus."

Ein anderer Planmacher, der ein Ingenieur war, legte dem Kaiser das Project vor, seine Staaten vor feindlichen Einfällen zu sichern. Das Mittel dazu war, sämmtliche Gränzen zu unterminiren, um den Feind sogleich und unvermuthet in die Luft zu sprengen. So Etwas klingt unglaublich. Ohne Zweifel erledigte der Kaiser auch diese Proposition mit einem kurzen „Servus."

Der gewisse Martinovicz wies dem Kaiser eine Dreschmaschine, mittelst welcher ein einzelner Mensch so viel dreschen konnte, als gewöhnlich 4 Leute. Schweigend betrachtete Joseph das Modell, und schob es dann dem Erfinder mit den Worten zu: Aber wer wird den andern 3 Dre-

schern, die erspart werden, und ihren Weibern und Kindern Brod geben?

Stoll der Dichter. Noch Einiges.

Zu den früher gelieferten Notizen. Oesterreichs Hippocrates, der große, große Stoll starb 1788 den 23. May. Er hinterließ seinem Sohne Joseph Ludwig ein reiches Vermögen, nicht weniger nähmlich als die bare Summe von 2 Mahl 100 Tausend Gulden. Der Erbe war noch zarter Jüngling; er hatte zum Hofmeister einen emigrirten Abbé Nahmens Staß, der sich seines talentbegabten Zöglings Launen nur allzusehr fügte. Der junge Stoll wollte reisen, und der Hofmeister war mit Vergnügen dabey, doch mußte das Project noch einige Zeit aufgeschoben werden, bis auch über das Vermögen gebothen werden konnte. Das war wohl Alles in der Ordnung; gewiß aber nicht, daß dem feurigen, genußsüchtigen und leichtsinnigen Jüngling, der weit entfernt war, den Werth des Geldes zu würdigen, freyer Wille gelassen ward. Der junge Mensch durchzog mit seinem unterwürfigen Mentor Italien, England, Frankreich, Deutschland. Stoll sich überall in den Strudel der Lust stürzend, warf das Geld mit vollen Händen weg. Vielleicht 2 Dritttheile seines Capitals waren schon dahin, als er in Weimar verweilte, wo er Leo Seckendorf, mit dem er sich bald freundschaftlich und späterhin zu Wien literarisch verband, kennen lernte. Seckendorf war damahls Regierungs-Assessor; nach Wien, einen kranken Bruder zu pflegen, kam er 1807; das

Uebrige ist im 5. Theile der Memoiretten erörtert. In die Heimath brachte Stoll nur einen geringen Theil seines Vermögens zurück. Sein Lebenswandel änderte sich nicht; einem förmlichen Subsistenz-Geschäfte wollte er sich nicht widmen; er privatisirte, dachte gar wenig an die Zukunft, noch weniger an seine schon sehr geschwächte Gesundheit, und begnügte sich, zuweilen ein Gedichtchen zu schreiben. Eines darunter: „An meines Vaters Geist" zeigt schon, mehr als alle andern, die Ermattung seines Genius. Nur 3 der 11 Strophen wollen wir hersetzen.

Was sagst Du denn zu allen meinen Schmerzen?
Hast Du nicht einen Balsam für den Sohn!
Wenn er das Weh in Thränen wegzuscherzen,
Sich krönet mit des Künstlers Martyrkron'.

Was sagst Du denn zu allen meinen Leiden,
Geliebter Geist im stillen Schattenland!
Wenn sie mir hier den Busen wild durchschneiden
Von meiner Flamme, weil er früh entbrannt.

Daß nicht erstarre mir das Herz zum Steine,
Das schwerer schon im schweren Busen schlägt!
Daß ich noch einmahl und gesund mich weine
Zur Lebensfluth, wenn gleich vom Schmerz erregt.

Kläglich, kläglich genug fürwahr. Kurz Stoll ging unter. Das Herz blutete Einem, wenn man bedenkt, daß er zuweilen so arm war, sich seine Stiefel selbst zu flicken. Wie hätte er bey seinem entschiedenen Talent und großen Vermögen blühen und gedeihen können, hochgeehrt!

Mysterien des Bruders Herz.

(Schnurre.)

Jedermann weiß, daß während der zweyten türkischen Belagerung (1683) der Pole Koltschitzky als Kundschafter, das feindliche Lager hindurch, der Stadt große Dienste geleistet; Jedermann weiß auch, daß man im Lager der davon gejagten Türken eine ungeheure Menge Caffeh gefunden, dadurch die Bekanntschaft mit diesem Getränk gemacht, und den Koltschitzky mit der Erlaubniß belohnt, einen Caffehschank zu errichten; auch ist Jedermann bekannt, daß er dieß auf dem Stephans-Freythof gethan, daß er zu allen Leuten „Bruder Herz“ gesagt, und alle Leute auch wieder ihn selbst „Bruder Herz“ genannt: wie gesagt, Alldieses ist der ganzen Welt bekannt. Aber nicht Jedermann weiß, in welchem Hause Bruder Herz seinen Schank aufgeschlagen (später zog er in das Schlossergässel, zur blauen Flasche) und in welcher Localität insonderheit. Wir wollen aber damit nicht gesagt haben, daß wir allein es wissen, das versteht sich; mehr oder weniger ist ja bekannt, daß dieses erste Caffehhaus im Zwettlhofe gewesen; aber der mahlerische und so vielfach merkwürdige Zwettlhof ist für ewig verschwunden, und die Räumlichkeit des bruderherzischen Schanks wird doch gewiß nur sehr wenigen Personen erinnerlich seyn. Das also hat man davon, wenn alte Häuser abgebrochen werden, ohne daß vorher eine Zeichnung von ihnen ist aufgenommen worden! Traurige Betrachtung das!

Nicht verstimmt zu werden durch sie, gehen wir ge-

schwinde ab von ihr und in das Koltschitzkysche Caffeh-
haus hinein.

Ehe der nahmhafte Buchhändler J. G. Binz (den wir im 2. Theile der Memoiretten skizzirt) seinen letzten Laden in der Schullerstraße, rechts Eckhaus des Strobelgäßchens bezog, hatte er sein „Gewölb" auf dem Stephans-Freythof im Zwettlhofe, dicht am erzbischöflichen Palais, und in diesem Gewölb hatte sich der Caffehschank des Bruder-Herz befunden. Dieser Laden war ziemlich breit und tief, aber trotz seiner Lage auf einen großen freyen Platz nicht sehr licht; die Thüre war nicht hoch, nach Art der alten Thüren. Wenn man eintrat, war der größere Raum links; von der Thüre gerade aus gegangen, war im Hintergrunde ein schmaler, kurzer finsterer Gang mit einer kleinen Thüre. Für einen öffentlichen Schank war das ein recht gutes Lokal; und wie es in demselben unter Koltschitzkys Regiment ausgesehen, das lassen wir uns durch mündliche Ueberlieferung erzählen, was sehr bequem ist, bequemer als der Aufenthalt bey Bruderherz selber. Einige derbe Tische mit gefalzten Kreuzfüßen, einige ungepolsterte Bänke, ein Dutzend derley Sessel, das war die ganze Einrichtung, zu der man allenfalls ein kleines Wandgestell fügen kann, und zwey am Plafond aufgehängte Laternen. Die Caffehtassen bestanden aus großen Suppenschalen, theils aus irdenen, theils aus zinnenen; die Silberlöffelchen waren große Eßlöffel von Holz; die Zuckertäßchen waren kleine Näpfe mit Syrup gefüllt; das Brod bestand meist aus großen Semmeln, mitunter aus Kipfeln, deren Gestalt, den türkischen Halbmond zu ver-

fistiren, von dem Bäckermeister in der Grünangergasse war erfunden worden, wie wir zuerst in der Wiener-Zeitung, dann in den Memoiretten, Theil 5, Seite 100, Artikel: „Historische Bürgergebäude“ des Näheren erwähnt. Von verzärtelnder Milchbeymischung war keine Rede, vom Glas Wasser, wie von irgend einer demselben verwandten Zeitung auch nicht; und der Preis dieser großen Suppenschale echten schwarzen Caffehs sammt Brod war zwey Pfennige, lauter Sachen, die wir uns gefallen lassen.

Die Rolle des Feuerburschen spielte der Bruder Herz selbst, und Marqueure hatte er zwey. Mit diesen beyden Marqueuren aber hatte es eine etwas abenteuerliche Bewandtniß, welche uns ebenfalls vom Hörensagen oder Sagenhören bekannt, oder, der Himmel weiß, woher sonst, noch erinnerlich ist, und die wir unsern werthen Lesern nicht vorenthalten wollen. Der eine dieser Aufwärter hieß Demetrkutschir, der andere, welcher ein weiblicher war, hieß Arsine Kellrabihazy; Beyde waren von der türkischen Armee, und zwar Ueberläufer. Die Arsine Kellrabihazy, eine kleine dicklige Dirne war aus dem Reise-Serail des Kara-Mustapha, welchen brutalen Menschen sie nicht hatte leiden können. Bruder Herz aber konnte sie sehr gut leiden, und gedachte, sich, wenn er in die blaue Flasche werde hinüber gezogen seyn, mit ihr ordentlich zu vermählen; bisher hatte sie ihm nicht einmahl einen Kuß gewährt. Die Arsine war übrigens eine geborne Russin und eine erzogene Ungarinn; getauft war sie schon. Der Demetrkutschir war übrigens ein reiner Constantinopler oder Adrianopler; sehr genau wissen wir es nicht; er war ein

sehr hübscher Mensch mit feinem Gesicht und üppig gewachsen; täglich rasirte er sich; die Arsine rasirte sich auch täglich.

Wir müssen nun sagen, daß die Reinlichkeit des Demetrkutschir dem Bruder Herz außerordentlich gefiel, und daß er äußerst überrascht war, als der pure Zufall ihn eines Tages das andere Geschlecht des Demetrkutschir entdecken ließ. Hieraus nun machte er sich zwar nichts; im Gegentheile, er wurde dem Adrianopler, dem er längst schon gut gewesen, noch besser, und verhehlte ihm seine absonderliche Neigung keineswegs, ein wenig losziehend auf die Sprödigkeit der Arsine Kellrabihazy, und dero Zimperlichkeit überhaupt. Der Demetrkutschir aber beschränkte sich darauf, ein wenig zu lächeln, und sehr spöttisch zu lächeln, zündete sich die Pfeife an, und ging hinaus. Auch die Arsine stopfte sich die lange Pfeife, und ging ebenfalls hinaus mit einem curiosen Gelächter. Beyde gingen zur kleinen Hinterthüre hinaus; es war Abenddämmerung; dem Bruderherz kam die Sache verdächtig vor; er schlich nach. Die zwey Marqueurs standen dicht an dem Pförtlein; Bruderherz vernahm jede Sylbe. Dem Bruderherz wurde nicht gut; der Bruderherz hatte etwas ganz Unglaubliches, etwas ganz Ungeheures, etwas ganz Enormes gehört, nähmlich, daß die Arsine Kellrabihazy auch des andern, das heißt, eines andern als des vermeintlichen Geschlechtes sey, und daß dieser Arsine, den oder vielmehr die Demetrkutschir Tags darauf zur Copulation führen wolle, gleich darneben. Ein erschreckliches Licht ging dem Caffehsieder auf; schon Manches war ihm

längst aufgefallen; die Sprödigkeit der Arsine, das tägliche Rasiren der Beyden; ihr oftmahliges Gewispel, wenn er so als Feuerbursch beym Heerde stand, und sie glauben konnten, unbemerkt zu seyn. Was ihn aber einigermaßen beruhigte oder vielmehr versöhnte, war das Gefühl seiner eigenen Treulosigkeit, und so ermannte er sich, kehrte in die Stube zurück, und nahm Platz an der Seite der Gräfinn Habémus.

Dieses Frauenzimmer war in jenem Augenblicke der einzige Gast, nachdem eben erst 6—10 andere Frauenzimmer fortgegangen waren (vernünftiger Weise wurde das Caffeehaus eben so gut von einzelnen Mädchen und Frauen besucht, als von einzelnen Jünglingen und Männern). Bruder Herz erzählte der Gräfin Habémus den ganzen romantischen Casus, führte an, daß sie, die Gräfinn, ihm längst schon viel besser gefallen habe, als seine beyden Marqueure, und daß er sich bürgerlicher Weise nur geschämt, weil sie, die Gräfinn, eine Gräfinn sey. Darauf antwortete die Gräfinn: „Ach, mein guter bürgerlicher Mann, der Er ein so nahrhaftes Gewerbe hat, ich bin gar keine Gräfinn, man nennt mich nur so, weil ich so aussehe, aber meine lieben Eltern sind auch Caffehsieder in der Türkey und ich bin nur fortgegangen, weil sie nicht meine rechten Eltern sind, von denen ich selbst nichts weiß. Sonst befinde ich mich als lateinische Dürrkräutlerinn auf dem Heidenschuß sehr wohl; tägliche Losung 10—15 Kreuzer, was will man mehr, lieber bürgerlicher Mann, versteht Er! und ich bin Ihm gut; mehr braucht es nicht.“ Der Bruder Herz, entzückt, sprang auf und rief: „Freylich, mehr braucht es nicht; ich bin

Ihr so gut als Sie mir, versteht Sie mich, werthe Habémus, und Morgen, da lassen wir uns auch copuliren gleich darneben."

Hierauf anständige Umarmung.

Und wie gesagt, so gethan; alle Vier wurden sie Tags darauf copulirt gleich darneben.

Bruder-Herz und Bruder Herzinn lebten sehr glücklich.

Koltschitzky aber, und das ist die reine historische Wahrheit, hieß Franz Georg; er war ein Pole, geboren zu Sambor. Ehe er der Stadt den großen Dienst erwiesen, war er wohlbestellter Dolmetsch der orientalischen Compagnie, in der Leopoldstadt angesehener Handelsmann, und unter dem Hauptmann Frank, Offizier eines Corps Freywilliger, welches bloß aus Gastwirthen bestand.

Kachleriana.

„Dieß Wenige vor der Hand, um mit dem bescheidenen Mann nicht in Händel zu gerathen." Mit diesen Worten schlossen wir im ersten Theil der Dosenstücke (Seite 122) ein Notizchen über Herrn Kachler bey Gelegenheit eines kurzen Artikels über arithmetische Genies.

Und jetzt nun wieder etwas Weniges, und auch nur vor der Hand über den nähmlichen Helden, und so von Zeit zu Zeit und von Stück zu Stück, bis wir nach und nach das Ganze beysammen haben; die Goldstücke einzeln, um allmählig die volle Summe zu erzielen.

Kachler ist ein mathematischer und combinatorischer Kopf, wie es deren wenige, nur sehr wenige gibt; Kach-

ler ist ein in sich eisenfest abgeschlossener Geist, auf sich selber fußend in unerschütterlicher Ueberzeugung, und erhoben und befestigt zu einer solchen Potenz des Selbstbewußtseyns, daß er, gefragt, seine Ansichten auf das Unumwundenste ausspricht, wären sie auch noch so grell. Gewirkt hat er schon früh. Noch simpler Normalschüler lieferte er bereits Beyträge in die Neuwieder-Zeitung; Buchhalter und Correspondent war er schon im 17ten Jahre. Seine 1811 im Druck erschienenen arithmetischen Entdeckungen machten im Ausland Epoche, bey Uns zu Lande aber fast gar keinen Eindruck; der Verfasser (Kachler selbst) jedoch machte sie hierauf zu — Maculatur. Seitdem hat er sich von dieser seiner Forcepartie so gut als gänzlich abgewendet.

Wie er sich auf Botanik warf, wie, mit welch außerordentlichem glänzenden, imposanten Erfolg er das Geschäft eines Samenhändlers organisirte, mit welcher Intelligenz, Energie und Umsicht und Erschöpfung aller Elemente; wie er da ein Ideal verwirklicht, durch seine der Pflanzenkunde geweihten schriftstellerischen Arbeiten sich als Gelehrter bewährt hat: das wissen und würdigen Wir, Kachlers Landsleute wohl ein klein wenig, die Welt aber, ja die Welt sagen wir unbedenklich, die weiß es, und würdigt es ganz. Und wie ist es denn zugegangen mit dieser letzten Bewandtniß dahier? Nun, das wissen wir selbst nicht; das wollen wir nicht eigens entwickeln; genug die Belege sind da, und es wird hinreichen folgende Thatsachen anzuführen.

Laut Wienerzeitung erhielt Kachler Diplome von

nachbenannten Gesellschaften (nach der Zeitfolge des Empfanges):

Von der Garten-Cultur-Gesellschaft in London.
„ „ practischen Gartenbau-Gesellschaft zu Frauendorf in Bayern.
„ „ medizinisch-botanischen Gesellschaft in London.
„ „ k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn.
„ „ Gartenbau-Gesellschaft in London.
„ „ k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steiermark (zu Gratz).
„ „ Gesellschaft der medizinischen und Naturwissenschaften in Brüssel.
„ „ Gesellschaft der Freunde des Gartenbaues in Rußland (zu Moskau).

Er ist als Autor citirt in Steudels „**Nomenclator botaxicus. Editio secunda. Stuttgardiae et Tubingae. 1841.**“ Seine Werke sind ausführlich erwähnt in **Dr.** M. S. Krügers **Bibliographia botanica** (Handbuch der botanischen Literatur). Berlin **1841**. Kachlers „Grundriß der Pflanzenkunde in Gestalt eines Wörterbuches der botanischen Sprache“ wird selbst von dem berühmten D. F. L. von Schlechtendal in seiner Flora von Deutschland (**1**. Band, Seite **14**) empfohlen.

Also das Vorgenannte wieder ein Portionchen Kachleriana; ehestens wieder eine Dosis, so wie es uns nähmlich gelingt, Dieß oder Jenes von unserm Manne selbst, oder durch seine Freunde herauszubringen. Für den Augen-

blick nur noch 3 Momente 1) Daß Kachler an unedirten Manuscripten eine gewaltige Masse nicht in seinem Pulte, sondern in Kisten aufbewahrt hat; 2) daß in der National-Encyklopädie sein biographischer Artikel vorkommt, im Hauptwerk und im Supplement (des 6. Bandes) und 3) daß Kachlers liebens- und hochachtenswerther Schwager, dessen literarischer Nahme „Emil" ist (man sehe ebenfalls National-Encyclopädie), ein seltenes Muster von Bescheidenheit, Echtheit des biedersten Characters und des aufopferndsten Diensteifers in Amt und Leben, ein edles Vorbild der zuvorkommendsten freundschaftlichsten Hingebung und reinsten Treue, gleichfalls Schubladen voll Originalarbeiten liegen hat, meist lyrisch und dramatisch, und darunter viel Allerliebstes, Werthvolles, Geniales, Delicioses. Heraus damit!

Kachler: Löwe der Logik!

Hugo Grotius; Hugo Blotius.

(Genreskizze.)

Hugo Blotius und Hugo Grotius! Du lieber Himmel, wie ist es möglich, von Hugo Grotius wohl Einiges zu wissen, und von Hugo Blotius gar nichts zu wissen? Wie ist es zu erklären, zu vernehmen, Hugo Blotius sey ein Unding, es werde nur ein Druckfehler seyn? „Hugo Grotius, ja; aber Hugo Blotius, ha!" Nun aber fragen wir, wozu ist denn unsere National-Encyklopädie da? Und wenn es heißt, Hugo Blotius, der in Oester-

reich, in Wien gelebt und gewirkt: warum schlägt man denn nicht in jenem Buche nach? Endlich aber kam man doch darauf, und nun gab es plötzlich nicht nur einen Hugo Grotius, sondern auch einen Hugo Blotius; und es erwies sich, daß dieser um ein volles halbes Jahrhundert früher zur Welt gekommen, und daß der Eine wie der Andere zu Delft in den Niederlanden geboren worden.

Das abgedroschene pikante Abenteuer des Grotius kam wieder aufs Tapet, wie er nähmlich seinem Kerker dadurch glücklich entsprungen, daß er sich in die Kiste verborgen, in welcher ihm seine Frau von Zeit zu Zeit Bücher zugeschickt. Jedoch an ein nicht minder bekanntes Histörchen, welches „der freylich nicht sehr verbürgten Sage nach“ dem Blotius zu Wien passirt war, daran wollte man sich nicht recht erinnern. Diese Sage betrifft wohl überhaupt nur den Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek unter Rudolph II.: allein chronologisch und sonstig läßt sich so ziemlich combiniren, daß Blotius der Held derselben gewesen. Das Histörchen ist wirklich ganz curioser Art; da aber wahre, das heißt wirkliche Verdienste häufig vergessen zu werden pflegen, so wollen wir erst diese berühren, bevor wir jenes vorbringen.

Hugo Blotius hatte um den eigentlichen Zweck einer Bibliothek wesentliche und große Verdienste. Die kaiserliche befand sich damahls im Minoriten-Gebäude (später kam sie in die Localitäten der k. k. Schatzkammer, und erst unter Carl VI. in die jetzigen). Da war sie wirklich nur eine kaiserliche Bücherey, nähmlich bloß zum Gebrauch des Hofes selbst da. Blotius wußte zu erwirken, daß sie

auch zur Benützung des Publicums bestimmt wurde, und brachte es sogar dahin, Bücher ausborgen zu dürfen, so daß geeignete Personen deren in ihrer Wohnung benutzen konnten; sogar über Land wurden Bücher verliehen. Ferner ist Blotius derjenige, welcher es zuerst dahin gebracht, daß die Bibliothek eine feste Dotation erhielt, und außer manchen andern Verdiensten muß ihm auch das nachgerühmt werden, einen ordentlichen Catalog angefertigt zu haben.

In seiner rührigsten freudigsten Thätigkeit aber, und wie er so den ganzen lieben Tag in den verschiedenartigsten Schätzen, in Manuscripten und Büchern herum wühlt, untersucht, collationirt, ordnet, conscribirt und disponirt und überhaupt Licht und Gestaltung bringt nach seiner Weise in die Massen: was geschieht? Eines Tages, da es schon ein wenig dunkel, vernimmt er ein noch nie gehörtes Lispeln und Flüstern; aber er achtet nicht darauf, das versteht sich. Eines andern Tages ist ihm, als lisple und flüstere es ebenso; er lauscht, und achtet auch nicht sehr darauf. Wieder eines andern Tages: dasselbe Lispeln und Flüstern, aber ein klein wenig stärker. Blotius lauscht auch ein wenig aufmerksamer, und achtet schon ein wenig mehr darauf. Einige Tage später lispelt und flüstert es noch viel vernehmlicher aber zugleich mit einem leisen dumpfen Gepolter, Alles das, wie in den frühern Tagen und Abenden. Blotius fängt an zu stutzen, und horcht hin und erhorcht, daß das Ding in dem etwas kleineren Nebenzimmer Statt finde. Er macht ein Paar Schritte dahin, da er aber nichts mehr hört, kehrt er zu seiner

Arbeit zurück. Als jedoch wieder einige Tage darnach das Gelispel und Geflüster und Gepolter noch ungleich deutlicher vernehmbar; als dieses seltsame Geräusch allmählig in ein heiseres Stöhnen, Aechzen und Winseln übergeht, und es dem Manne vorkommt, als hüpfe oder springe es in einer der Schubladen herum: da stutzte er mit Spannung, lachte sich aber sogleich aus, annehmend es seyen Mäuse. Instinctmäßig nähert er sich dem Schubladenschranke; aber welch unheimliches Gefühl erfaßt ihn, als er sich überzeugt, daß in dieser Schublade ein förmlicher menschlicher Discurs vor sich gehe. Es müssen zwey kleine Creaturen da drinnen stecken, die sich Allerhand klagen, die sich etwas unwohl befinden, denen etwas Trauriges begegnet ist, die Noth leiden, die vielleicht hungrig oder durstig sind, die vielleicht starkes Bauchgrimmen haben, oder die von erschrecklichen Zahnschmerzen gepeinigt sind; oder die sonst ein arges Leid haben, und sich davon erzählen, und sich anjammern und sich zur Erleichterung ihrer kleinen Herzen diese ihre großen Qualen erzählen. Blotius hält den Athem an sich. Das Gepolter in der Lade nimmt zu; es kollert da drinnen herum; der Discurs wird deutlicher; Blotius in wirrer Angst hört Folgendes: Erste Stimme: „Ja, das halte ich nicht aus; ewig diese rothen Fetzen und kein neues Kleid!“ Zweyte Stimme: „Was heißt das, neues Kleid? Daran liegt nicht viel; aber seit so lange kein Bad; welche Schweinerey das.“ Erste Stimme: „In meinem Bettlein wird mir die Zeit lang; bekomm ich nicht bald einen neuen Anzug mit Spitzen und Borden und Rauschgold und eine nette Repetir-

uhr dazu, ein frisches Büchslein Nieswurz und eine Maultrommel, so wird mir die Zeit lang, und ich verkomme." Zweyte Stimme: „Lieber Schatz, mich zehrt der Schmutz auf, und ich werde ganz kraftlos von wegen der Ermangelung des Weinbades von echtem Erlauer. Ach, wann wird unser Freund und Wohlthäter der Simon das Bett verlassen können; der gelehrte Vorsteher, der kalte Niederländer, der sieht auf Alles, nur nicht auf uns!" Erste Stimme mit Geheul, und so arg herumtobend, daß die Lade sich einen Zoll weit herausschob: „Welch ein Leid, welch ein schwermüthiger Zustand; umkommen müssen wir in unsern Bettlein; aber dem Blotius, dem soll es heim kommen. O weh, o weh, mein rechter Fuß, ich halte es nicht aus." Zweyte Stimme: „O weh, o weh, mein linker Arm, ich halte es auch nicht aus, oh!"

Man kann sich denken, oder vielmehr man kann sich nicht denken, wie dem Hugo Blotius zu Muthe war, gewiß noch absonderlicher als dem Hugo Grotius in seiner Bücherkiste. Der Blotius jetzt in der seinigen, besonders da er in der herigen Schublade seinen werthen Nahmen nennen hörte, war versteinert vor Verwunderung und verwundert vor Versteinerung. Was sollen das für Personen seyn in dieser kleinen Lade, die kaum 3 Fuß lang und einen ½ Fuß hoch ist? Hugo Blotius, ein sehr gelehrter Mann, hatte wohl eine Ahnung; allein diese gründete sich auf ein abergläubiges Vorurtheil, und sogleich verwarf er sie. Inzwischen, da die verhängnißvolle Schublade schon ein wenig offen war, so guckte er unwillkührlich in die Spalte hinein; aber wie ward ihm, als ihm ein Paar

recht deutliche sehr menschenähnliche Augen entgegen starr-
ten? Es ward ihm, aufrichtig gesagt, ganz unheimlich.
Seine Ahnung fing an, sich zu bestätigen. Er stieß die
Lade fest zu, und ging sinnend hinaus in die große Stube
zu den großen Büchern. Er ging nachdenkend, überlegend,
Entschlüsse fassend und diese wieder verwerfend auf und
ab. Er fragte sein gelehrtes Gedächtniß, was es denn
mit der Natur und den Eigenschaften solch kleiner Personen
für ein Bewandtniß habe, und erhielt gründliche Ant-
wort. Er schlug dann in verschiedenen seiner großen Bü-
cher nach, und er fand, daß er Recht habe.

„Ja," sagte er endlich, nachdem er auch noch den
Aristoteles nachgeschlagen, sich setzend, „was ist da zu
thun. Ich weiß wohl, daß sehr viel Fabelhaftes an diesen
zwey kleinen Personen und ihrem ganzen Geschlechte ist,
und daß eine Zeit kommen wird, wo der gesunde Ver-
stand im Bunde mit der wahren Wissenschaft und der
fortgeschrittenen Cultur sein Recht behaupten, und daß
man sogar lachen werde über die ganze Sache als über
einen aus der Finsterniß des Aberglaubens entsprungenen
läppischen Spuk; aber jetzt: noch gar manchem Vorur-
theile muß der kluge umsichtige Mann scheinbar beypflich-
ten, will er sich nicht der Gefahr aussetzen, für einen
Ketzer und frevelnden Neuerer angesehn und als solcher
verfolgt zu werden." In Gemäßheit dieser und ähnlicher
Betrachtungen beschloß er, sich zu dem Bücherey-Diener
Simon zu begeben; und er that dieses sogleich. Der Mann
aber war noch so krank, daß anzunehmen war, er werde
wohl noch einige Wochen seiner Dienstleistung entzogen

bleiben müssen, und so verfügte sich Blotius wieder auf die Bibliothek zurück.

Im Kampfe mit den Nachtgespenstern des herrschenden Wahnes, und den Rücksichten der positiven äußerlichen Verhältnisse ging der biedere emsige Blotius wieder an seine Arbeit. Mit Gewalt suchte er diese störenden Eindrücke zu überwinden; es gelang aber nicht, und er machte eine Menge Fehlgriffe, ohne es selbst zu wissen. Früher als gewöhnlich, schloß er die Bibliothek; es litt ihn nicht mehr da. Er hatte indeß einen Entschluß gefaßt, und führte ihn am andern Tage, welcher ein Freitag war, förmlich aus. Eine kleine Wanne hatte er in jene spukhafte Stube schaffen lassen, und ein etwa 3 Maß haltendes Fäßlein, dann einen kleinen Korb, von ihm selbst gefüllt.

Kaum waren diese Gegenstände in der Stube angekommen, so entstand in der geheimnißvollen Schublade ein zwar feines, aber helles Jubeln und Jauchzen, und ein, nicht anders als freudiges Singen. Blotius wußte wohl, weßhalb; er glaubte aber, vor 12 Uhr Mittags nichts vornehmen zu dürfen, und begab sich indeß an seine Berufsgeschäfte. Er war aber so angegriffen, zerstreut und verwirrt, daß er All und Jedes verkehrt und mißglückend verrichtete, ohne sich dessen bewußt zu seyn; vielmehr war er, da ihm in dieser absichtlichen Betäubung Alles leicht von der Hand ging, der Meinung, daß seine Thätigkeit, wie stets früher, und wie es sich immer von selbst verstanden, in der regelmäßigsten Ordnung sey. Er war schon dem Dämon verfallen. Bey der Cataloganfertigung der Bücher und der Aufstellung derselben beging er die ärgsten,

ja possirlichsten Mißgriffe, wie sie seit seiner Zeit nur einem gewissen Carl Kupffer hatten passiren können. Swammerdams **Biblia naturae** schrieb und stellte er unter Theologie; ein Werk **de arte venaria** mit den schönsten Holzschnitten über die edle Waidmannskunst unter Medizin; des Jacob v. Voragine **Historia Lombardica** (nähmlich das bekannte Legendenwerk) unter die Geschichte Italiens; **Flos Sanctorum** unter Botanik; eine Parthie Schriften über die Scheidekunst schrieb und stellte er unter Rechtswissenschaft, Classe des Eherechts; Beyerlinks **Theatrum vitae humanae** unter Schauspielkunst, so auch Dantes **divina commedia**; **Apicius de arte coquinaria** (nichts Anderes als Kochkünstlerisches) unter Criminalrecht, das Beywort mit dem französischen **coquin** verwechselnd; und Dutzende ähnlicher kindischer oder vielmehr verrückter Schnitzer machte der Mann, welcher so gelehrt war, daß man sagen kann, er habe auch alle diese Bücher selbst studiert. Nicht minder confus verfuhr er, als verschiedene Personen kamen, um bestimmte Bücher zur Benützung zu verlangen. Ein Arzt begehrte den Avicenna und erhielt ein Buch über Vögel; ein junger Mann wünschte den Amadis und bekam den Augustinus; ein alter Herr erbath sich die **Prophéties** des Nostradamus, und Blotius gab ihm die 5 Folianten des Galen; ein Cavalier schickte um den **Roman de la rose** und erhielt den Thomas v. Aquino; eine Dame, welche sich das kleine Buch **Heures de la vierge** ausgebethen, wußte nicht, was sie mit den 4 Folianten des Froissard anfangen solle. Blotius, sich in ein Labyrinth von Be=

schäftigung stürzend, mühte sich ab, große Packete der kostbarsten Holzschnitt- und Kupferwerke zu machen, und schickte selbe, ohne sie zu notiren, durch den Hauswärter an Reisende in die Gasthöfe, damit sie sich in müßigen Stunden die Zeit vertreiben, oder sich auf der Reise selbst Unterhaltung verschaffen könnten. Kurz, es läßt sich nicht sagen, welche unbegreiflichen Narrheiten der gute Mann in einem Zuge fort beging.

Endlich als es 1 Uhr schlug (damahls hatte die Kirche noch ihren Thurm), verschloß Blotius die Außenthüre, und begab sich in das unheimliche Zimmer. Ueberlegend schritt er einige Mahle bedächtig auf und ab; dann stand er still, und rief aus: „Ja, es sey!" Hierauf schob er einen großen Tisch dicht neben den Schubladkasten. Auf diesen Tisch stellte er die Wanne, das Fäßchen und den Korb. Er öffnete das Fäßchen und goß den Inhalt, Erlauer vom besten, in die Wanne. Dann packte er den Korb aus. Der enthielt einen kostbaren mit Silber und Gold verzierten Anzug für zwey kleine Personen von der Größe der Kinderpuppen, und feine zarte Badewäsche. Letztere legte er zu der Wanne; die Anzüge aber, Stück für Stück nebeneinander der Länge nach, den weiblichen extra, und den männlichen extra; den staubigen Tisch hatte er vorher sorgfältig abgewischt. Er überblickte nun alle diese Sachen einzelnweise, und prüfte sie, ob Alles in der Ordnung sey; dann setzte er den linken Zeigefinger an die Stirne, nachsinnend, ob er nicht dennoch Etwas vergessen. Und nun streckte er die rechte Hand nach der mysteriosen Schublade aus. Es kam ihm zwar vor, als murmle es da drinnen, als

werde da drinnen geschimpft und geflucht und ein wenig gezankt und gerauft. Aber sein Entschluß war fest; es war Nothwehr. Herzhaft packte er den messingenen Knopf der Schublade, und mit einem einzigen Zuge war die Lade offen. Grauen, unnennbares Grauen, eiskaltes Grauen erfaßte, durchrieselte den Mann; den Blick wollte er abwenden von den zwey unholdischen Bewohnern dieses Verschlusses, und er vermochte es nicht; sein stierer Blick war gebannt auf diesen Inhalt und Blotius sah in voller Wirklichkeit diese beyden schauerlichen Gestalten, wie sie seinem ahnenden Geiste vorgeschwebt. Ruhig aber dumpf grollend lagen sie in ihren niedern Bettstellen. Nur einen Augenblick hatte Blotius gezagt; dann aber, durch und durch ermannt, faßte er gleichzeitig die beyden Alraune*)

*) Also Alraune; gut! Aber Hugo Blotius möge in all seinen gelehrten Büchern nachgeschlagen haben, wie immer, so wird er unmöglich eine so klare und bündige Definition dieses Artikels haben finden können, als die folgende in Pierers Universal-Lexicon, 2. Auflage (3. Ausgabe), 1. Band, Seite 411: „Alraun (Gold-Galgen-Erdmännchen), kleines aus der rübenartigen, in zwey Enden ausgehenden Alraunwurzel (Atropa Mandragora) oder der Wurzel eines Hundskürbisses gebildetes, teufelähnliches, höchstens 1½ Schuh hohes, meist männliches, selten weibliches, behaartes, und mit Bart versehenes Bild, dem ein Menschenantlitz durch Kunst geschnitzt und ein Augenpaar durch Eindrücken von schwarzen Pflanzenkörnern gegeben ist, angeblich unter dem Galgen eines unschuldig Gehenkten entstanden, und von einem schwarzen Hund, den der Teufel sogleich tödtet, der Erde entrissen, wobey der Alraun einen dumpfen Seufzer hören läßt,

mit beyden Händen, mit jeder einen, mitten um den Leib, und setzte sie in die Wanne, welche er mit einem Battisttuche schon ausgelegt hatte.

Das Grollen der zwey abscheulichen, ja scheußlichen Dinge verstummte. In der Wanne setzte er sie einander

---

wird als heilbringender Hausgott betrachtet, sorgfältig in einem Kästchen an geheimen Orten aufbewahrt, prächtig gekleidet, Sonnabends in Wein und Wasser gebadet. An seinen Besitz ist Segen des Hauses, Freyheit von Krankheiten und Gefahren, Glück bey Prozessen 2c. gebunden. Auch die Zukunft sollen die Alraunen voraussagen und zwar theils durch Bewegungen mit dem Kopfe, theils mit vernehmlicher Stimme. Nur zu solchem Zweck werden sie aus ihrem Versteck herausgeholt. Auch weichen sie nicht von ihrem Besitzer und selbst weggeworfen kehren sie wieder, außer wenn sie wohlfeiler verkauft werden, als sie erworben worden waren. Der Preis derselben war bis 60 Thaler. Die Jungfrau von Orleans soll sich eines solchen Alrauns zu ihren Wunderthaten bedient haben. Chamisso und Arnim haben die Fabel von dem Alraun zu interessanten Novellen benützt."

Gegen den Unfug der Alraunen schritt in vorrückender, aufgeklärterer Zeit ruckweise auch die Gesetzgebung ein. Der um Wiens Geschichte so hochverdiente Herr Schlager, bewahrt uns im vierten Bande seiner Skizzen, Seite 58, vom Jahre 1708 nachstehendes Beyspiel auf: „Dem allhiesigen Freymann angesehen er den Jacob Gotscher, 59 Jahre alt, auf der gewöhnlichen Richtstätte auf den Rabenstein in der Rossau einen ganzen Schilling abgestrichen Verbrechens halber, daß er ain Allraundl Erkhaufft, so er zu unterschiedlichen sachen gebrauchen wollen, so dann ihme durch den Gerichtsdiener das Lannd Oesterreich auf ewig verwissen worden $13\frac{1}{2}$ kr."

gegenüber auf. Die Scharlachfetzen, welche sie noch an sich getragen, waren von selbst abgefallen. Jede dieser zwey niedlichen Personen war $^3/_4$ Schuhe groß; sie waren Mann und Frau; die Frau war dünnleibig; das Kerlchen aber recht fleischig. Als eine Viertelstunde verflossen, nahm er die kleinen Eheleute wieder heraus, trocknete sie sorgfältig ab und kleidete sie an. Aeußerst schauerlich kam es ihm vor, als sie während dieses Geschäfts hohl und leise kicherten; es war wie Wohlgefallen und wie höllischer Hohn zugleich. Als der Kammerdiener fertig war, legte er diese romantischen Creaturen vorsichtig wieder in ihre Bettlein, und schob die Lade zu. Dann seufzte er vor Freude, daß die Sache vollbracht sey. Das Geräth aber versteckte er in eine Rumpelkammer, reinigte den Tisch und schob ihn wieder an seinen Ort.

Als der geplagte, ja gefolterte und schon ganz wirre Mann nach Hause kam, wunderte sich seine kolossale niederländische Köchinn gar sehr, daß er, statt sich zu Tisch zu setzen, in seinen riesigen Sorgenstuhl hinstürzte, kein Wort sprach, sondern stöhnte und einschlief. Nachdem er wohl zwey Stunden geruht, nahm er etwas Brühe zu sich, stürzte ein Paar Gläser Wein hinunter, und eilte auf die Bibliothek. Er wühlte wieder in allerhand Arbeit herum, und richtete noch mehr Verwirrung an, als Vormittags. Aus der extrem seltenen Biblia pauperum riß er Blätter, und schnitt die Figuren mit der Scheere aus. In dieser Beschäftigung wurde er durch ein heftiges Gepolter in der Nebenstube gestört. Die kleinen Eonleute waren rebellisch geworden, sie schimpften und fluchten auf

Französisch so laut, daß Blotius es heraus hören konnte. Diese niederträchtige Undankbarkeit empörte ihn. Er sprang auf, im ersten Augenblicke des Zorns Willens, die frechen Ungethüme mit der großen Papierscheere, die er eben in den Händen hatte, zu erstechen, oder in kleine Stücke zu zerschneiden. Aber er besann sich sogleich eines Andern; er wurde sehr nachdenkend, und während dieses Nachsinnens fiel ihm ein, daß er sich in seiner Wohlthat übereilt habe, weil zu einem solchen Restaurationsgeschäft kein anderer Tag als der Samstag geeignet sey. Nun konnte er sich die maliziöse Stimmung der beyden Alraune wohl erklären; andererseits aber wurde durch diese Entdeckung seine Verlegenheit, Angst und Verwirrung nur noch gesteigert.

Als nun der gute bedauernswerthe Hugo Blotius noch etwa eine Woche so confus fortmanipulirt hatte, blieb nichts übrig, als ihn wenigstens unter Aufsicht zu stellen; und es wurde ihm sofort ein Herr v. Strein zum Curator gesetzt. Nach und nach erholte sich Blotius; es wurde ihm wieder freye Hand gelassen, und er verwaltete sein Amt in voller Tüchtigkeit noch geraume Zeit allein, bis ihm endlich auf seine Bitte ein Gehülfe oder Stellvertreter beygegeben wurde, und zwar in der Person des berühmten Tengnagel.

Hugo Blotius 1533 geboren, starb in ziemlich hohem Alter 1608.

Wir wiederholen, daß überhaupt ein solcher Vorgang mit Alraunen und dem Vorsteher der Hofbüchersammlung in jener Periode eine thatsächliche Wahrheit

sey, die sich in ihrer phantastischen Deutung durch den Wahn und Aberglauben früherer Jahrhunderte wohl erklären läßt; und zweytens bemerken wir ausdrücklich und aufs Neue, daß wir nicht mit voller Bestimmtheit gerade unsern Hugo Blotius als denjenigen nennen wollen, dem das Abenteuer begegnet, obschon fast alle Combinationen sich dahin vereinigen, ihn als denselben anzunehmen.

Was jene beyden Alraune betrifft, so soll sich selbe, der schon sehr in Geistesschwäche verfallene Kaiser Rudolph II., als ihm von jenem Ereignisse Kunde geworden, haben bringen lassen, um mit ihnen, rücksichtlich der Erforschung zukünftiger Dinge zu experimentiren. Wenn man den bedauerungswürdigen Krankheitszustand dieses Monarchen, besonders in seinen letzten Jahren, vor Augen hat, so wird man ein solches Verfahren nicht unglaublich finden können.

Ein brasilischer Prinz.

(Genreskizze.)

Es war einmahl, nähmlich vor mehreren Jahren ein Prinz von Brasilien, und der ging in Baden spazieren. Daß es, nach einem solchen Anfang, mit ihm eine curiose Bewandtniß gehabt, versteht sich von selbst.

Der brasilische Prinz erzählte, am liebsten im Park, daß er die weite Reise eigens deßhalb gemacht, um einen hohen weiblichen Patienten zu heilen, was sonst kein Mensch auf Erden im Stande sey. Letzteres glaubte man wohl;

man war davon fast überzeugt, und deßhalb glaubte man auch recht gern das Erstere.

Der brasilische Prinz erzählte, auf dieser so opfervollen Reise sey ihm ein großes Unglück begegnet. Erstens sey er in die Hände afrikanischer Piraten gefallen, wie denn damahls in den Zeitungen eine Rubrik bestand: „Africanische Raubstaaten.“ Das nun hätte so eigentlich nicht gar so viel zu sagen, aber da der Prinz, dessen Herr Vater ein so mächtiger Häuptling, keinen Anstand genommen, gegen die Seeräuber über seine Gefangennehmung zu räsonniren, so unterstand man sich, ihn dafür zu strafen, und schnitt ihm . . . die Zunge ab.

Der brasilische Prinz erzählte dieß, indem er zugleich den Mund sehr weit aufsperrte, und da gewahrte man richtig nur ein Stümpfchen von einer raisonnirenden Zunge; zugleich aber bedauerte man ihn sehr, und begriff nun, warum er eine so schlechte Aussprache habe, und warum er ein so abscheuliches Französisch redete, welches zugleich viele Aehnlichkeit mit einem abscheulichen Italienisch hatte.

Der brasilische Prinz erzählte, als man ihn gefragt, auf welche Weise er zu seinen erstaunlichen medizinischen Kenntnissen gelangt sey, er habe in Jerusalem studirt. Auf die Frage: wo? wie so? entgegnete er: auf der dortigen Universität; auf die Frage: in welcher Sprache da vorgetragen wurde? entgegnete er: in griechischer Sprache; auf die Frage: in alt- oder in neugriechischer Sprache? entgegnete er nichts, denn er gerieth in Verlegenheit. Es zeigte sich, daß er nur von einer griechischen Sprache wisse. Man ging nicht weiter darauf ein; man nahm an,

der ungeheuer weit herkommende ungeheuer gelehrte Mann, der in Jerusalem auf der Universität studirt habe, wolle seine profanen Zuhörer nur ein wenig mysticiren.

Der brasilische Prinz erzählte, daß er alle Krankheiten zu heilen vermöge. Ein Herr von A***, vor ein Paar Jahren aller Krankheiten für immer enthoben, wendete sich an den brasilischen Prinzen, ihm erzählend: „Mächtiger Mann, ich habe stets zu viel geliebt.“ Vom nächsten Tage an trug Herr v. A. an jedem Arm zwischen Hemd und Rock einen Thermometer, und an jedem Schenkel zwischen Unter- und Oberkleid einen Thermometer gut befestigt. Das war die verordnete Medizin. Jeden Abend gingen die niedlichen Glasröhren über, und in 8 Tagen war Herr v. A., der so viel geliebt hatte, von allen ärgerlichen Wirkungen früheren Medizinirens vollkommen hergestellt.

Der brasiliische Prinz erzählte in einem sehr nachläßigen Anzuge deutscher Art; die Kleider hingen nur so an ihm; man erkannte deutlich, daß er früher an seine viel bequemere Landestracht gewohnt gewesen, an gar keine Tracht eigentlich. Er hatte broncefarbenen Teint, wie es sich für einen Brasilier schickt und gehört; sein schwarzes Haar war kraus; seine schwarzen Augen waren groß, und rollten wie auf ihre eigene Faust unaufhörlich herum; die Nase fand man ein wenig zu stark gebogen, die Lippen zu voll; doch daran lag nichts; wem ging es Etwas an? Die Gestalt des brasilischen Prinzen war klein, gedrungen, breitschultrig; man schätzte ihn auf etwa 40 Jahre.

Der brasilische Prinz erzählte, daß er bald wieder abreisen werde, wenn man ihm nicht Gelegenheit gäbe, den Zweck seiner Hierherkunft zu erreichen, nähmlich die hohe Dame curiren zu dürfen. Es schien, daß man seinen Antrag abgelehnt habe. Er sey ganz uneigennützig, sagte er, und man zweifelte nicht daran; er mache sich gar nichts aus dem Verlust seiner Zunge, wiewohl dieser ihn verhindere, mehrere Sprachen sehr schön zu reden und zu schreiben, sehr schön, und man zweifelte nicht daran. Der brasilische Prinz hatte Geld und lebte gut. Von seinen vielen Domestiken hatte er nur einen mit aus der algirischen Gefangenschaft retten können, und dieser Eine war stumm, stumm geworden vor Schreck, wie er sah, daß man seinem Herrn die Zunge ausschneide. Man bedauerte alle diese guten Leute, und überhäufte den Stummen mit Badner-Kipfeln, die er so gerne aß. Das Gefühl der Rührung war allgemein.

Der brasilische Prinz erzählte, daß es nicht seine Schuld sey, wenn mehrere Patienten, die sich im Verlauf einiger Wochen an seine Kunst gewendet, elendiglich darauf gegangen seyen. Man schimpfte über diese dummen Kranken, und bedauerte nur, nicht selbst krank zu seyn, um sich dem einsichtsvollsten aller Aerzte, der auf der Universität zu Jerusalem studirt hatte, anzuvertrauen.

Der brasilische Prinz erzählte, daß er nun nicht mehr Karten spielen werde, weil er gefunden, daß man in diesem Lande das Spiel nicht recht verstehe, und ihn dadurch in die fatale Nothwendigkeit versetzte, täglich, stündlich sehr viel zu gewinnen. In der That waren ihm mehrere solche

ungeschickte Spielgäste förmlich aufsäßig geworden, und entblödeten sich nicht, unehrerbiethig von ihm zu sprechen.

Der brasilische Prinz erzählte, er werde wohl schon übermorgen abreisen; er sey überzeugt, sein Reisezweck bleibe unerfüllt; er bedaure die hohe Leidende. Man bedauerte sie auch, und ihn ebenfalls.

Der brasilische Prinz erzählte Tags darauf einigen sehr ernsthaften Herren, die ihn um gar Allerhand befragten, daß er wirklich ein brasilischer Prinz sey; und als sie in ihrer Ernsthaftigkeit fortfuhren, erzählte er ihnen, daß er wirklich kein brasilischer Prinz sey, sondern daß er ein norddeutscher Mauschel sey, und bey diesen unbrasilischen Worten streckte er seine ganze ungeheuer lange und durchaus ungekürzte Zunge vor lauter Zorn heraus auf die ernsthaften Herrn, zum Hohne. Sein stummer Page aber kicherte Etwas wie hebräisch heraus; sagte zu den ernsthaften Herrn im besten Deutsch von der Welt und recht höflich: „Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, und wünsche wohl zu speisen;“ und entsprang und lief davon.

Der brasilische Prinz erzählte auf seiner in Begleitung erfolgten Reise über Prag und zum Lande hinaus kein Wort mehr, und wir folgen seinem Beyspiel.

Das Schwarzspanierhaus

ist seit Kurzem durch Ankauf das Besitzthum des schon seit 1136 bestehenden Stiftes Heiligenkreuz, der ältesten Cisterzienser-Abtey Oesterreichs. Das jetzige Gebäude hatte

sich einige Jahre nach der türkischen Belagerung von 1683 erhoben. Von Kaiser Leopold I. war den 11. July 1690 der Grundstein zur neuen Kirche gelegt worden, nachdem die frühere sammt dem Kloster Tags vor der Belagerung auf Rüdiger Starhembergs Befehl in Asche gelegt worden war. Das Schwarzspanierhaus war das Kloster reformirter Benedictiner von Montserrat in Spanien, bis 1780, wo Letzteres aufgehoben, und das Wohngebäude zum Vortheile des Religionsfondes an Weltliche verkauft wurde.

Kirche und Kloster der sogenannten Schwarzspanier waren eigentlich von der Schwiegertochter Kaiser Ferdinands II. gegründet worden, als ein Benedictiner-Stift der seligsten Jungfrau von Montserrat. Diese Prinzessinn Marianna, Philipps III. von Spanien Tochter, als Ferdinands III. Braut, hatte 1629 von der Einsiedeley des Montserrat den Prior Benedict von Pennalosa Mondragon mit nach Wien genommen, in der Absicht, jene Congregation dahin zu verpflanzen. Ferdinand II. gab seine Einwilligung, und legte den 15. Nov. 1633 in Gegenwart seiner Gemahlinn, seiner Söhne Ferdinand III., Leopold Wilhelms und der Erzherzoginn Cäcilie und Marianna den Grundstein. So entstand das Kloster Mariens von Montserrat (Monte serrato) vor dem Schottenthore, in so unmittelbarer Nähe der Stadt, daß der Commandant derselben nicht umhin konnte, gegen diese Gefahr für ihre Vertheidigung so standhaft als möglich Einspruch zu thun.

Zu dem neuen Baue wirkte der Noviz Anton Vogel von Krallern, ein Wiener, nicht wenig mit. Beyträge dazu

einzusammeln, durchzog der einfache begeisterte Jüngling Italien, Spanien und Portugal, und zwar mit dem lohnendsten Erfolge. Spanische Priester oder Novizen waren seit der türkischen Belagerung nicht mehr vorhanden. Anton ward Abt. 1739 den 8. Sept. wohnten seiner Jubelfeyer Kaiser Carl VI. und seine Gemahlinn bey. Dieser um das Stift so hochverdiente Gottesmann ging den 21. Sept. 1751 zu Grabe, in einem Alter von 85 Jahren. Seine Nachfolger, Herrand Esamb, ebenfalls ein geborner Wiener, war der letzte Abt. 1779 den 6. Nov. übersetzte Joseph II. diese Benedictiner in das Gebäude der Jesuiten den Dominicanern gegenüber. Alsbald nach dem Tode der großen Theresia wurden sie mit den Schotten vereinigt, und das Kloster ward aufgehoben. Einige Zeit nach der Uebersiedlung in die innere Stadt war noch eine kleine Anzahl Ordensgeistlicher im Schwarzspanier-Kloster verblieben, um den Gottesdienst für das Militär in der Alsercaserne zu halten, welchem die Kirche bestimmt zu seyn schien. Diese wurde aber sofort als militärisches Magazin verwendet.

Schwarzspanier pflegte man die Benedictiner von Montserrat von ihrer schwarzen Ordenstracht zu nennen, zum Unterschiede der spanischen Trinitarier (Orden zur Erlösung der Gefangenen aus den Händen der „Ungläubigen“) in der Alsergasse, deren Habit weiß war. Die Schwarzspanier besaßen sonst noch mancherley Eigenthum in Währing 2c.

Der Kaiser und sein Gartenvorsteher.

(Genreskizze.)

Das Glacis vor dem Schottenthore bestand vor 300 Jahren großentheils aus Weingärten. Einer derselben both durch ganz besondere Kenntniß und Pflege einen auffallend prangenden Anblick dar. Mitten in dieser herrlichen Pflanzung stand ein kleines gemauertes hellroth getünchtes Wohngebäude von ungemeiner Zierlichkeit und Anmuth, eingefaßt mit einem eisernen Gitter, dessen Spitzen vergoldet waren. Ober dem Portale des Haupteingangs sah man al Fresco das Brustbild des Dioscorides. Auf dem Dache bildeten Hirschgeweihe den Blitzableiter.

Dieß war die Besitzung des als Pflanzenkenner und botanischen Schriftsteller so berühmten de Lecluse, latinisirt Clusius geschrieben. Er war Oberaufseher der kaiserlichen Gärten seit dem Jahre 1569, wo er sich, nachdem er Frankreich und Spanien bereiset, in England befand, und von Maximilian II. den ehrenvollen Ruf zu dieser Stelle erhielt, der übrigens mehr einer freundschaftlichen Einladung glich. Mit allen Zeichen der Anerkennung seiner großen Verdienste und seiner außerordentlichen Thätigkeit überhäuft, lebte und wirkte Clusius hier bis zum Jahre 1583, zog dann nach Frankfurt und 6 Jahre darauf als Lehrer der Botanik nach Löwen, woselbst er 1609 den 4. April sein ruhmvolles Leben beschloß.

Eines Tages ging es in seiner Studierstube ungewöhnlich lebhaft zu. Clusius war vor einigen Wochen von

einer neuen botanischen Reise nach England, die er im Auftrag des Kaisers unternommen hatte, zurückgekehrt, und nun trafen die Sendungen seiner neu erworbenen Pflanzen- und Bücherschätze ein. Kisten wurden ausgepackt; rasch ward der Inhalt geordnet, mit dem Feuereifer des Sammlers in seiner Einzelnheit für den Augenblick wenigstens nur überflogen; bloß um zu finden, ob nicht irgend Etwas gelitten habe; fernere Truhen wurde herein getragen, und schon begann es in dem nichts weniger als großen Gemach an Raum zu fehlen.

„Tausend Glück zur wohlbehaltenen Ankunft Eurer Kostbarkeiten!" rief es plötzlich zur offenen Thüre herein, und im nächsten Augenblicke lagen zwey innige Freunde sich liebkosend in den Armen. Es war Lafleur, der Geheimschreiber des Herrn von Busbecke in Paris. Herr v. Busbecke war früher Erzieher der kaiserlichen Prinzen, nachdem er 7 Jahre sich als Bothschafter bey der Pforte ausgezeichnet, dann Aufseher der Hofbibliothek; hierauf ward ihm die Ehre zu Theil, die Prinzessinn Elisabeth, des Kaisers Tochter, als die Braut Carls IX., Königs von Frankreich nach Paris zu geleiten. Nach dem Tode dieses Ungeheuers, in Folge dessen die 20jährige Witwe sich wieder in den Schooß ihrer Familie nach Wien begab, blieb Busbecke als Bothschafter in Paris zurück. Lafleur war von ihm in dringenden Angelegenheiten, welche die verwitwete Königinn betrafen, nach Wien gesendet worden. Kaum hatte Lafleur sich seines Auftrags entledigt, als er zu seinem Freunde und Landsmann Lecluse eilte.

Aus dem Munde dieses theilweisen Augenzeugen vernahm Clusius mit Entsetzen die Erzählung jener gräßlichen Hugenotten-Catastrophe. „Das Leben der Königinn Elisabeth selbst, dieser engelgleichen Schönheit und Sanftmuth," setzte Lafleur, bis zu Thränen gerührt, hinzu, „schwebte mehr als einmahl in Gefahr. Ich kann sagen, daß mein Herr und ich uns in solchen Fällen mit einer Kühnheit und Entschlossenheit benommen, die uns dem Schicksal preisgeben konnten, dem Schwert zu verfallen; nahmentlich, wenn es sich darum gehandelt, gegen die Hyäne Catharina von Medici aufzutreten. Dieser Teufel von einer Schwiegermutter hat der jungen Königinn tausend Mühsalen bereitet. Der Wütherich Carl, schon von der Natur gezeichnet, schwitzte, wenn er aufgeregt war, häufig Blut; und wieder Blut, Blut der eigenen Unterthanen zu vergießen, war seine Herzenslust. Daß er selbst der Anstifter der höllischen Bartholomäusnacht, der Mörder des edlen Admirals Coligny war, daß er persönlich aus seinem Fenster mit der Hackenbüchse auf seine Bürger schoß: das habt Ihr, Freund, wohl so überhaupt gewußt; aber die Einzelnheiten, wie ich sie Euch jetzt berichten will, werden Euch sicher noch unbekannt seyn. Ich will Euch vorerst nur noch sagen, daß das Gerücht, die Furie Catharina habe bey der Hochzeitfeyer ihres Sohnes mit Elisabeth die Häupter der Hugenotten versammeln und ermorden lassen wollen, nichts weniger als eine Fabel sey."

Clusius schauderte. Er beschwor den Freund abzubrechen, und jetzt von seinen eigenen Verhältnissen zu erzählen. Indem aber Lafleur damit begann, pochte es an

der Thüre, und ein Leibdiener des Kaisers trat ein, mit der Meldung, Herr Doctor Clusius möge sich noch diesen Vormittag bey Seiner Majestät im Burgparadiese einfinden.

Diesen Nahmen hatte der verhältnißmäßig sehr geräumige Garten der Hofburg, welcher unmittelbar mit dieser verbunden war. Er umfaßte nicht nur den Raum der jetzigen Sommer- und Winterreitschule, sondern auch einen Theil des jetzigen Josephsplatzes, so wie von jenem des Schauspielhauses und dehnte sich bis an die Herrengasse (damahls Hochstraße) aus. Er war voll zierlicher Blumenbeete, schattiger Laubgänge, Obstbaumgruppen, Pomeranzen-Pflanzungen, Taxushecken und Grotten; in einer dieser Grotten befand sich ein Silberbergwerk vom Wasser getrieben; mehrere Springbrunnen plätscherten; in grell bemahlten blechernen Käfigen hauseten fremdländische Vögel; musikalische Instrumente lagen auf den teppichbehängten Rücken eines kleinen steinernen Elephanten, der daran erinnern sollte, daß das erste Exemplar dieser Thiergattung durch Maximilian bey seiner Rückkehr aus Spanien nach Deutschland und nach Wien gekommen, wovon lange noch das Haus zur Krone am Graben gezeugt. Das Paradies war fast ganz noch so, wie Wolmuet es ein halbes Jahrhundert vorher auf seinem von Hirsvogel so gut benützten Rundtischplane Wiens abgebildet, mit dem wirklich in Erfüllung gegangenen Sinnspruch: „Feci ego laborem, tulit alter honorem.“ Einige Rehe hüpften umher.

Der Kaiser in seiner stets äußerst einfachen Tracht

(man hat unter Anderm überhaupt kein Beyspiel, daß er je ein Juwel für sich angeschafft) saß in einer Laube vor einem kleinen Marmortische, auf welchem verschiedene Baurisse lagen. Die Miene dieses weisen, echt christlichen, hochrechtlichen und milden Fürsten, den man, wie einst den Titus mit vollem Fug „die Lust des Menschengeschlechts" (Deliciae generis humani) nannte und pries, war bekümmert. Das düstere Schicksal seiner geliebten Tochter nagte an seinem edlen, Zerstreuungen sonst so zugänglichem Gemüthe; und eben jetzt hatte er aus Madrid von seinem ältesten Sohne Rudolph, der dort erzogen wurde, ein Schreiben empfangen, welches nähere Aufschlüsse über das geheimnißvolle schauerliche Ende des Infanten Don Carlos enthielt. Maximilian hatte sich seiner Zeit bey Philipp II. mit aller Wärme für diesen unglücklichen Königssohn verwendet, wie späterhin Carl VI. für den nachmahls so großen Friedrich von Preußen mit besserm Erfolg; und Rudolphs Schreiben ließ manchen Zug seltsamer übersinnlicher Anschauung wahrnehmen. In dieser getrübten Stimmung beschloß der Kaiser, den gelehrten und stets heitern Clusius zu sich zu bescheiden, den er seit dessen Rückkehr aus England ohnedieß noch nicht gesehen hatte. Ueberhaupt unterhielt sich dieser Monarch, der sehr unterrichtet, auch vieler Sprachen kundig war, oft und gern mit wissenschaftlichen Männern, die wie alle Welt zugleich von seiner Anmuth, Liebenswürdigkeit und natürlichen Huldigkeit entzückt waren. Die Gesellschaft des Doctors Clusius hoffte er, werde die bittern Eindrücke, von denen er heute befangen war, verscheuchen helfen. Er

stand auf, und schritt mit verschränkten Armen sinnend zwischen den Blumenhügeln einher.

Bey einem kleinen Teiche stehend, und mit besondern Vergleichungen die blitzenden Goldfischchen und schneeigen Schwäne betrachtend, gewahrte er plötzlich am Haupteingange des Gartens einen kleinen Mann, der mühevoll auf Krücken einher hinkte. Verwundert und theilnehmend eilte ihm der Kaiser entgegen; aber wie erstaunte er ob der Person des Mannes. „Wie," rief er voll schmerzlicher Betroffenheit aus, indem er die Arme ausbreitete und seine Schritte verdoppelte, „mein lieber Clusius, was ist das?! Um Gott, was ist Euch begegnet? Das ist ja entsetzlich, um des Himmels Willen! Redet und gebt mir Auskunft!" Leid, Angst und Verwirrung hatten den zart und innig fühlenden Fürsten ergriffen; er langte nach einem Sessel, aber Lafleur, der seinen Freund begleitet hatte, kam ihm zuvor, und der Kaiser nöthigte den Doctor, sich zu setzen. Lafleur brachte schnell noch einen Stuhl und Maximilian nahm dicht dem Doctor gegenüber Platz.

„Gnädigster Herr, mein edelster, ja mein freundschaftlicher Gönner," nahm Clusius, gerührt von so viel Antheil und Liebe, das Wort, „Wie hätte ich denn zögern können vor Euch zu erscheinen, wäre ich nicht von diesem tückischen Anfall zurück gehalten worden? Die englische Reise hat es mir angethan. Es ist ein eigenes Rheuma; ich fühle es wohl, und das Ding sitzt fest; ich kann der Krücken wohl nicht mehr entbehren. Ein sauberes Schauspiel das, nicht wahr, ein Botaniker, in der lieben Gräserwelt herumsuchen, und auf Krücken!"

„Aber ich bitte Euch," versetzte Maximilian hastig, „was sagt denn Krato dazu? Ihr habt ihn doch zu Rathe gezogen? Doch nein; er hätte mich gewiß in Kenntniß gesetzt."

„Das habe ich mir ausdrücklich verbethen," erwiederte Clusius, „Krato ist Eurer Majestät Leibarzt; der meinige aber kann nur ich selber seyn. Bey Sanct Carl, meinem guten Nahmenspatron, es ist nicht anders. Doch lassen wir das. Erlaubt, gnädigster Herr, daß ich Euch hier Rechenschaft ablege von dem Ergebniß meiner Sendung."

Bey diesen Worten zog Clusius einen kleinen Pack Papiere aus dem Wamms, und reichte ihn dem Kaiser. Der aber wollte von der ganzen Angelegenheit jetzt nichts wissen, sondern kam wieder auf den Gesundheitszustand des Doctors zurück, der seinerseits neuerdings darüber hinweg gehen wollte, so daß ein förmlicher Wettstreit des Edelmuths entstand. „Es hat dieser widerspenstige Zustand meiner Beine," sagte Clusius, „sogar sein Gutes; meine Arme und Hände sind frisch wie mein kleiner Geist, und so kann ich nun um so ungestörter die mitgebrachten herrlichen Pflanzen beschreiben; das erfordert viel Zeit."

Maximilian bemerkte hierauf: „Da wäre es mir fast lieber, wenn Ihr die Beschreibung der ungarischen vollenden wolltet, auf welche wir Alle so gespannt sind; und ich möchte die Ungarn damit angenehm überraschen."

Clusius entgegnete: „Die habe ich während meiner Wiederanwesenheit so gut als fertig gebracht, und im Register auch die ungarischen Benennungen beygesetzt,

damit die Sache noch nationaler aussehe. Aber Alles das ist nichts, gnädigster Herr; jetzt kann und sollte die Rede von etwas viel Wichtigerem seyn. Es wird keine Hungersnoth mehr in Euren Staaten geben; das Mittel habe ich hier in der Tasche."

Der Kaiser war lebhaft überrascht, denn er wußte wohl, daß Clusius in ernsten Dingen nichts sagte ohne guten Grund. Der Doctor machte ein so bedeutsames Gesicht, und langte aus den Falten seines Mäntelchens eine blecherne Büchse hervor. Diese öffnete er und legte die darin befindlichen drey kleinen Knollengewächse auf seine flache Hand. „Das ist die Rettungsfrucht," sagte er, „für alle kommenden Zeiten; sie gedeiht überall und sehr reich, ist dabey auch eine sehr wohlschmeckende Speise; ich habe sie bereits versucht und erprobt befunden. Mein vieljähriger Freund, der englische Admiral Drake hat sie aus Amerika mitgebracht, und mir diese drey Stücke in London auf meine Bitten für meinen gnädigsten Gebiether überlassen. Diese Aepfel wachsen nicht auf Bäumen, sondern unter der Erde; wir nennen dieses Gewächs auch **Malum terrae.**"

Mit ernster und freudiger Befriedigung besah Maximilian diese wichtige Frucht und die Zeichnung des Krautes. Gerührt gab er dem fürsorgenden Doctor seinen Dank zu erkennen; dann sprach er sinnig: „In der That, diese Frucht gibt ein Bild vieler, ja der meisten Menschengeschlechter ab. Das Kraut im Lichte auf der Oberfläche des Bodens ist nicht viel oder gar nichts werth, indeß die treffliche Frucht im Schooße der Erde ruht.

Diese Frucht sind die Vorfahren; das Gesträuch ist das neue Geschlecht." Der Kaiser steckte die Kapsel zu sich. „Wir sprechen noch darüber, mein lieber Clusius," sagte er, „und viel; das ist eine Erwerbung von der höchsten Bedeutsamkeit; und jetzt, wenn Euer Befinden es gestattet, von einigen andern Dingen; die Nebensachen zuerst, nach meiner Weise, um freyen Raum für den Hauptgegenstand zu behalten. Herr Lafleur ist gewiß so gut, uns von jenem Tischchen die Zeichnungen zu bringen."

Maximilian breitete diese auf einem Sessel aus. „Die Nebendinge," sprach er, „betreffen mein Waidwerk, dem ich sowohl aus Gesundheitsrücksichten als aus Lust, meiner fast einzigen Zerstreuung, obliege. Hier sind die Risse des Schlößleins nächst dem Wienerberge und des andern Jagdgebäudes bey Simmering. Der Thiergarten des Letzteren paßt nicht recht; die Gartenanlage des Erstern muß erweitert und verschönert werden. Hier ferner, mein lieber Clusius, seht Ihr den Aufriß meines mir so überaus werthen Praters, des Paradieses meiner Jägerfreuden. Dieser herrliche Wald, um den wohl ganz Europa uns beneidet bey solcher Nähe der Stadt, ist seit Kurzem durch den Ankauf fremder Gebiethe sehr vergrößert worden; durch diese Ufer, welche dem Stifte Klosterneuburg gehörten; durch diese roth bezeichneten Strecken, früher Eigenthum der Himmelpförtnerinnen, der Dorotheer, der Jesuiten, auch gemeiner Stadt Wien selbst, der übrigens das Stadtgut verbleibt. Alle diese Theile nun sollen jetzt förmlich verbunden werden. Bevor die Sache aber an die Forstmeisterei geht, möchte ich des berühmten Lecluse naturgeschichtliches

Urtheil einholen; und so stecket denn die Zeichnungen zu Euch, brütet ein wenig darüber, und bringt Eure Meinung zu Papier, wie es sonst in solchen Fällen geschehen."

Der Kaiser hielt jetzt inne; seine Gesichtszüge wurden ernster; seine Brust hob sich, wie zu einem Seufzer. Er stand auf, ging einige Minuten umher; seine Blicke ruhten auf den Gebäuden, welche sich da erhoben, wo jetzt der Pallavicinische, letztlich Friessche Palast steht. So über die Gartenmauer (die beyläufig erwähnt, so außerordentlich fest war, daß man sie später beim Abbrechen mit Pulver sprengen mußte) auf die Giebel jener Häuser hinsehend, begann Maximilian in düstere Betrachtungen zu versinken. Rasch aber wendete er sich, nahm wieder seinen Sitz ein, und sprach mit ruhiger gewordener Miene, indem er eine große Bauzeichnung auf Pergament in beyde Hände nahm, zu Clusius: „Was Ihr hier sehet, mein lieber Doctor, betrifft eine heilige Angelegenheit. Ihr wisset, daß meine theure unglückliche Prinzessinn Tochter Elisabeth das Gelübde gethan, sich nimmermehr zu vermählen, und daher auch die Bewerbungen Heinrichs III., des blutigen Carls Nachfolger, als Philipp II. von Spanien abgelehnt hat. Wiewohl noch in blühender Jugendzeit hat sie sich einen überirdischen Bräutigam erkoren; mehr oder weniger ist das auch schon kund geworden; sie tritt als Nonne in das Kloster, welches sie selbst stiftet, und welches das Königskloster heißen soll. Zum Baue desselben sind da drüben das Salmsche und Hofkirchensche Haus angekauft worden; der angrenzende Garten der Gräfinn Kuhn soll auch einverleibt werden. Der Riß des Königsklosters hier hat einen an-

gemessenen Raum für eine sinnreiche Gartenanlage ausgespart; und den Plan zu dieser, dem hehren Zwecke der Stiftung in all ihren Theilen entsprechenden Anlage, sollt und müßt Ihr, werther Doctor, entwerfen und im Großen einzeln zeichnen. Auch diesen Riß nehmt zu Euch; diese Arbeit aber sey Eure allererste."

Indem der Kaiser noch also sprach, zeigte sich eine Nonnengestalt noch innerhalb des Portales, ein Antlitz von überirdischer Schönheit, in himmlischer Verklärung. Sogleich aber trat die Gestalt zurück und verschwand. Sie war von Niemanden bemerkt worden, als von Maximilian. Clusius und Lafleür verwunderten sich, als der Kaiser, ohne eine Sylbe zu sprechen, sich plötzlich erhob, hastig den Garten verließ, und nicht mehr zurückkehrte.

Guido Starhemberg, der Unerschütterliche.

Würdiger Neffe des heldenmüthigen Vertheidigers Wiens, Ernst Rüdigers Starhemberg, war Guido Graf von Starhemberg, hochausgezeichnet in den türkischen, italienischen, spanischen und allen andern Kriegshändeln. Er war auch sonst ein Mann von Verdienst und vielen schönen Eigenschaften; eine gewisse Ironie aber, ein gewisses sarcastisches Wesen entstellte ihn, obschon er sich nie mit Worten aussprach, sondern seinen Tadel oder Hohn mehr durch Mienen oder Achselzucken verkündete. In dieser Weise war er auch ein Gegner des großen Eugen, was jedoch dieser bey seinem erhabenen, wiewohl dabey

sehr bescheidenen Selbstgefühl und bey seiner angebornen Milde und Versöhnlichkeit nie ernsthaft aufnahm. Ganz gleichgiltig aber konnte und wollte er dennoch nicht bleiben; und als sich eine neue Veranlassung ergab, faßte er den Gedanken, seinem rastlosen Widersacher einen kleinen Streich zu spielen.

Starhemberg stand in dem Rufe beyspielloser Unerschrockenheit; nichts vermochte seinen eisernen Gleichmuth zu erschüttern. So viele Beweise, nicht nur in seinen Feldzügen, sondern auch in seinem Privatleben lagen schon vor, daß die Wiener zu sagen pflegten: Wenn plötzlich ein gewaltiges Erdbeben erfolgte; ja selbst wenn der Kahlenberg sich erhöbe, nach Wien spazierte und dem Stephansthurm eine Visite machte, so werde Starhemberg gleichwohl keine Miene verziehen. Nun sollte bei der Herzoginn Theresia von Savoyen, eine Nichte Eugens, ein glänzendes Fest Statt haben, bey welchem sich auch Starhemberg einzufinden hatte. Die Gesellschaft war nicht eben zahlreich, und bestand aus Personen, auf deren Verschwiegenheit der Prinz völlig rechnen konnte. Er setzte sie also in Kenntniß, daß er in der Nähe von Starhembergs Sessel einige Pöller habe eingraben lassen, die auf das Zeichen eines Toastes losplatzen sollten. Wir werden sehen, fügte Eugen hinzu, ob unser felsenfester Fabricius auch bey diesem Vorfall seine Kälte behauptet. Allein, in der That, diese unerhörte Ruhe bewährte sich auch dießmal. Der Toast ward ausgebracht; die Pöller entluden sich mit furchtbarem Gekrach; die Damen, die ganze Versammlung sprang von den Sitzen empor; Star-

hemberg aber verzog keine Miene, und machte keine andere Bewegung, als die, das eben an die Lippen gebrachte volle Glas in einem einzigen Zuge zu leeren.

Starhemberg hatte Eugens Satyre mit einer Wahrheit erwiedert, und so hatten sie für einen Augenblick die Rollen gewechselt.

Ein spaßiges Duell

fand vor ziemlich langer Zeit Statt, spaßig, ob seiner Veranlassung, aber nicht spaßig ob seines Ausgangs. Ein kürzlich angekommener Engländer erhielt von seinem Banquier ein Billet mit folgender Adresse:

Pour Monsieur Gondy.

Abzugeben im Hundsfottgässchen etc.

Monsieur Gondy wurde sogleich wüthend. Er steckte ein Paar Pistolen zu sich, und flog zum Banquier. Augenblicklich schießen Sie Sich mit mir! Welch eine freche Beleidigung! — Der Banquier verstand nicht, was Sir Gondy wolle; endlich klärte es sich auf: Das Hundsfottgäßchen! Der Banquier will lachen, aber der Engländer will nicht lachen, sondern sich schießen. Vergebens setzt man ihm auseinander, das Gäßchen, in welchem er wohnte, habe wirklich diesen curiosen Nahmen, wie es fast in allen Städten, Plätze und Gassen gäbe, die curiose Nahmen haben; aber es half nichts. Man schlug dem Ergrimmten ein Schema auf; da stand deutlich: Hundsfottgäßchen *)

*) Das jetzige Glockengäßchen (Naglergasse). Bevor es Hundsfottgäßchen, hatte es gar „F**lucke" geheißen.

aber der Engländer verstand die deutschen Buchstaben nicht. Genug, der Banquier mußte sich fügen. Alles, was er verlangen konnte, war, sich auf Degen zu schlagen, statt auf Pistolen, weil Letzteres zu viel Lärm mache, denn auf dem Comtoir selbst und sogleich sollte, nach des Monsieur Gondy Verlangen, der Zweykampf vor sich gehen. Gut, er ging vor sich. Der Engländer entwaffnete seinen Gegner, rannte aber mit seinem Degen so ungestüm vorwärts, daß er einen schönen Papagey, der in seinem Käfig hinter dem Banquier so ruhig zugesehen, mitten durch den Leib stach. Die Partheyen versöhnten sich. — Was? Also ein Vogel und nichts weiter ist der Gegenstand des tragischen Duell-Ausgangs? Ja, nichts weiter. Als ob ein Vogel nicht so gut ein Thier wäre, wie ein Mensch.

Wie man den Dingen andere Ansichten abgewinnt!

Als Barbaja die Zügel der Oper-Comödie übernahm, ging Wallishausser zu ihm und sagte: Bisher habe ich, mein Herr, die Theaterzettel gedruckt und dafür das und das bezahlt erhalten. Ich bin erböthig, sie unter denselben Bedingungen fernerhin zu drucken. Barbaja machte Anfangs große Augen, dann lächelte, dann lachte, dann antwortete er: „Wissen Sie was, mein werther Herr: was zahlen Sie mir, wenn ich zugebe, daß Sie fortfahren, die Theaterzettel zu drucken? Denn das hängt von mir ab.“ Der biedere Wallishausser war sehr betroffen, ob solch ketzerischer Rede, und machte noch größere Augen als der Im-

preſar, obwohl nur im Singular. Vor Ueberraſchung brachte er kein Wort hervor. Barbaja aber ſagte: „Mit dem Verkauf der Zettel machen Sie ein gutes Geſchäft; ich meinerſeits kann dieſe Zettel drucken laſſen von wem ich will. Entſchließen Sie Sich alſo!“ Wallishauſſer ſah bald ein, daß der Italiener Recht habe; er kam mit ihm überein, mußte aber ſelbſt zahlen, ſtatt bezahlt zu werden.

Alles kommt auf die Auffaſſung an; auch bey dem Auffaſſen des Straßenunrathes iſt es nicht anders. Die Stadt Wien zahlt jährlich ſo und ſo viele Tauſende für das Wegſchaffen desſelben; die Stadt Paris bezieht jährlich **300,000** Franken dafür, von einem Pächter, einem Speculanten, der ſie mit Vergnügen bezahlt, weil er ein ſuperbes Geſchäft mit dieſer Waare macht. Warum faſſen denn wir von dieſem Waarenartikel keine andere Anſicht? Iſt etwa der Pariſer-Koth beſſer, vorzüglicher, verwendbarer als der Wiener-Koth? Heißt Paris etwa deßhalb Lutetia? Alſo, warum ſpeculiren wir nicht auch; warum unternimmt man nicht ebenfalls Poudrette-Fabriken ꝛc.? Denn aus dieſer Schmutzerey läßt ſich etwas ſehr Glänzendes machen. Mit den ſogenannten Mörungen wird es wohl eine ähnliche Bewandtniß haben?

Ein Auftritt mit den 3 Hannswürſten.

In den Dreyßiger-Jahren des vorigen Jahrhunderts ſaßen in dem Bierhauſe des Comödiengäſſels, welcher

Schankort zugleich die Acteur-Herberge, oder Innung oder Börse war, eines Nachmittags die beyden hochpreislichen Hannswurst-Comödianten Stranitzky und Prehauser bey Bier und Kreuzerwürsteln. Sie besprachen sich über das heute wieder zu gebende Stück: „Der großmüthige Ueberwinder seiner selbst mit Hanns Wurscht, den übel bekannten Liebhaber vieler Weibsbilder oder Hanns Wurscht der Meister: böse Weiber gut zu machen.“ Dieses Stück sollte statt eines andern aufgeführt werden, welches „unvorsichtiger Hindernisse wegen für dießmal zu reteniren,“ nähmlich: „Die Verfolgung aus Liebe, oder die grausame Königinn der Tegeanten Atalanta mit Hanns Wurscht, dem lächerlichen Liebes-Ambassadeur, betrogenen Curiositätenseher, Einfältiger Meichlmörder, Interessirter Kamerdiener, Uebl belonten beeder Achseltrager, Vnschuldigen Arrestanten, Interessirten Aufsteher, Wohl exercirten Soldaten, Vnd Inspector über die bey Hoff auf der Stiegen Essende Gallantomo. Daß übrige wird die Action selbst vorstehlen.“ Das „Hinternuß“ aber war die plötzliche durch zu häufigen Genuß von Leberknödeln entstandene Krankheit der Frau des Stranitzky, insgemein die „mordhafte Hannswurschtinn“ genannt, welche die Atalanta hätte spielen oder eigentlich „veragiren“ sollen.

Die beyden „Hannswürschte“ in ihrem finstern Winkel waren nicht recht bey guter Laune. Besonders den Prehauser wurmte es, daß das Publicum an der Herrschaft der Hannswursterey keinen rechten Geschmack mehr zu finden scheine; den Prehauser wurmte es, daß das Reich des Hanns Wurscht auch vom Auslande her und sogar

von vaterländischen, besonders auch von Wienerischen Schrift-
gelehrten (Autoren) kecklich und wirksam angegriffen und
schier erschüttert werde; der Prehauser sah seine Zukunft
bedroht; der Prehauser ahnte, daß er wohl der letzte
Hannswurst auf Erden seyn werde; der Prehauser weinte;
dicke Tropfen fielen in das Bierglas; der Prehauser schluchzte,
und begann gar kläglich zu winseln. Der Stranitzky hin-
gegen war zwar nicht gleichgültig bey der allerdings be-
drohlichen Lage des hannswurschtischen Wesens; aber er
sah ein, daß selbes von dem ringsum auftauchenden bessern
Geschmack bald verdrängt werden müsse, daß es in Gemäß-
heit der erwachenden Bildung reif dazu sey, und er suchte
seinen niedergeschlagenen Cameraden zu trösten. Er stellte
ihm all diese Gründe vor, und beschwor ihn, aufzuhören
zu flennen, da solch ein Schauspiel vor so vielen Gästen,
nähmlich ein flennender Hannswurst, ihrer Reputation noch
mehr schaden müsse. Wir werden uns im strengsten Fall
auch ohne das Comödiespielen fortbringen, sagte er; ich
bin gelernter Wund- und Zahnarzt; Du bist Kranzel-
binder oder so Etwas; oder, was kann uns geschehen,
wir verfeinern den Hannswurst, und erfinden einen andern
comischen Character; der Weiskern ist ein belesener und
gelehrter Kerl; der wird uns schon an die Hand gehen.
Warum er aber heute so lang ausbleibt, das möchte ich
wissen!

Der wirklich sehr unterrichtete, vielseitig gebildete
Weiskern, der dritte des hannswurstischen Kleeblatts war
deßhalb so lange ausgeblieben, weil er Erstens, nachdem
er sich von dem Extemporir- und Hannswurstwesen schon

so ziemlich abgewendet, eine Rolle als junger Held vollends einstudirt, und Zweytens eine architectische Zeichnung hatte fertig machen wollen, die den neuen Bau des Burgtheaters betraf. Doch allzulange ließ er nicht auf sich warten, und bald saß er an der Cameraden Seite. Nachdem er ein Paar Gläser Horner und einige Kreuzerwürste („geselchte Würstel") verzehrt hatte, nahm er in ernsthafter Haltung das Wort: „Ihr müßt Euch in Geduld fassen, meine lieben Brüder," sagte er, „ich bringe Euch eine curiose Neuigkeit; einer der ausländischen Hauptfeinde des Hannswurst ist jetzt hier in Wien; gewisser Maßen der Anführer aller unserer Gegner da draußen, und daß ich es kurz sage: der Schönemann!"

Bey Nennung dieses Nahmens sprangen Stranitzky und Prehauser in einer Art schreckhafter Ueberraschung von der Bank empor. „Was," rief Prehauser aus, „der Schönemann, der freche Gesell, der Umwälzer, der Rebell, der hochtrabende übermüthige Hochdeutsche mit seinen affectirten Verbesserungen? Warum bleibt der Kerl nicht bey der Neuberschen Truppe? Was braucht der Kerl selber Comödianten-Prinzipal zu werden? Was hat er sich in unsere wienerischen Angelegenheiten zu mischen? Der Teufel soll ihn holen den lautmährigen Wicht!"

„Der Teufel aber wird ihn nicht holen," rief es in diesem Augenblicke aus dunkler Ecke nebenan hervor. Ein junger Mensch mit auffallend hohen Schultern in einem abgetragenen kümmerlichen Anzug hatte sich da erhoben. Er trat an den Tisch der drey Hannswurst-Comödianten mit festem Wesen hin, hob seine knotenfingrige

Hand hoch empor und sprach in hochdeutschem Dialect und mit angenehmer sonorer Stimme: „Ihr müßt und möget mir erlauben, meine Herren, Erstens daß der Teufel den Herrn Schönemann nicht holen werde; Zweytens aber, daß er statt dessen das ganze Hannswurstungethüm holen möge, weßhalb Herr Schönemann hier ist im Nahmen der deutschen Ehre und des guten Geschmacks. Der läppische und anstößige Unfug des Extemporirens muß aufhören; regelmäßige Stücke müssen an die Stelle der Stegreifpossen treten, und das Comödienwesen muß in eine förmliche Kunstanstalt umgewandelt werden."

Während dieser Anrede hatte sich Prehauser, auf den der Fremde fort und fort scharfe drohende Blicke geworfen, mehrmahls auf den Sprecher stürzen wollen, war aber, obschon mit Mühe, von Weiskern stets zurück gehalten worden. Jetzt aber bändigte ihn nichts mehr; er stieg über den Tisch weg, warf sich auf den Unbekannten, faßte ihn an der Gurgel, und rief ihm wüthend zu: „Wer bist Du, schofler impertinenter Lump; das muß ich wissen, ehe ich Dich hinaus werfe." Prehauser hätte den Fremden vielleicht erdrosselt, wären nicht Stranitzky und Weiskern zu Hülfe gekommen. Letzterer geboth Ruhe, und fragte den Menschen in anständigem Tone, wer er sey. Der Fremde antwortete, sich vor dem Fragenden höflich verbeugend: „Ihnen, mein Herr, den ich eben so aufrichtig verehre wie mein Gebiether, und wie es von Seite des deutschen Auslandes der Fall ist, trage ich keinen Augenblick Bedenken, Rede zu stehen. Wissen Sie denn also, ich bin nichts Anderes, als ein armseliger Lampen-

putzer bey der Comödie der Neuberschen Bande und Bedienter des Herrn Schönemann; ich ahne aber, und ich hoffe, bald eine andere Rolle zu spielen; und was meinen geringen Nahmen betrifft, so ist dieser Conrad Eckhof, geboren zu Hamburg 1720."

Mehr brauchen wir wohl nicht zu sagen. Daß aber der nachmahls so berühmte Eckhof, welcher anfänglich wirklich Lampenputzer und Schönemanns Knecht, mit diesem in Wien gewesen und einen ähnlichen Auftritt mit den Hannswursthelden gehabt habe, ist Thatsache. Sie kann um so mehr verbürgt werden, als wir sie aus dem Munde unseres ruhmeswerthen Mimen Löwe haben, dem sie Oehlhorst als ein Factum erzählt hatte.

Eine Journal-Ente

im buchstäblichen Sinne war unlängst wieder das Vaucansonsche Automat; diese Ente zog durch alle Blätter. Die Pariser mögen triumphiren, daß sie, nach einem vollen Jahrhundert, dieses merkwürdige Kunstproduct wieder haben. Indeß mögen sie wohl sehen, ob es nicht etwa jene Ente ist, welche unser ruhmwürdiger Kempelen verfertigt hat. F. W. Gerlach, der 1802 als Professor der Mathematik an der Ingenieur-Akademie zu Wien starb, auch ein sehr geschickter Mechaniker war, erzählt in einem Briefe, der sich unter unsern Autographen befand, er sey dabey gewesen, wie Herr v. Kempelen an einer solchen Ente gearbeitet um die Vaucansonsche noch zu

übertreffen. „Er hat sie," sagt Gerlach, „auch vollendet, ist aber damit nicht zufrieden gewesen, und hat sie desavouirt." — Was aus ihr geworden, können wir nicht in Erfahrung bringen. Der berühmte Hofrath Beckmann in Göttingen glaubte, die Wunder-Ente sey nachgemacht worden; er folgert dieß daraus, weil er 1764 eine zu Zarskoje-selo gesehen. Das kann aber gerade die Original-Ente Vaucansons gewesen seyn. Denn in den 40er Jahren war sie in die Hände des Mechanikers und Silberarbeiters Du Moulin gekommen, der zeigte sie in Deutschland und ging damit nach Rußland. 1752 hatte er sie im Pfügenschen Comtoir zu Nürnberg verpfändet. 1781 kaufte sie der famose Hofrath Beireis in Helmstädt, der sie bis zu seinem 1809 erfolgten Tode besaß. 1811 erschien ein Catalog von Curiositäten des Beireisschen Wunder-Cabinets, die öffentlich zum Kaufe ausgebothen wurden; in demselben ist auch die Vaucansonsche Ente enthalten. Daß sie nun plötzlich in Paris wieder auftaucht, ist überraschend. In wessen Händen soll sie sich durch 30 und etliche Jahre befunden haben? Wir erinnern uns nicht, daß während dieser Zeit von ihr die Rede gewesen. Diese durchaus eigentliche Journal-Ente wird wohl ziemlich lange durch die Blätter wandern; sie kann aber auch daran erinnern, daß Vater Münchhausen einen guten Redacteur abgegeben hätte, da er sich nicht mit einzelnen Enten aufhielt, sondern den Fang collectiv betrieb. Statt daß jetzt einzelne Enten durch die Journale plätschern, ging sein Schnurköder schnell durch eine Menge dieser Vögel, welche noch viel geschwinder verdauten, als die Vaucansonsche

Ente. Diese ist von Messing; die Kempelenschen auch. Wo aber Letztere hingekommen: das möchten wir sehr gern wissen.

Eine historische Flucht.

(Novellchen.)

In später Abendzeit des Sanct Martinstags im Jahre 1403 ruderte ein Kahn den Donauarm herauf. Die Ruderer beobachteten ängstlich die größtmögliche Geräuschlosigkeit, und fuhren wohl auch deßhalb in der Mitte der Strömung, um desto weniger bemerkt zu werden. In dem Nachen saß der Fischmeister Hanns Grundel und sein Knecht. Zu ihren Füßen stand ein gewaltiger Wolfshund, die Schnauze auf seines Herrn Knie. In der Mitte des Schiffes lag ein tüchtiges Schwert mit Behänge, ein Dolch in einer Scheide, ein derbes Lederwamms, eine weite Tuchhaube und ein großer Mantelüberwurf von Loden. Die beyden Fährleute waren bewaffnet; einen Dolch trugen sie versteckt im Gürtel; ein kurzes Schwert lag neben ihnen auf dem Sitzbrete des Schiffschnabels; unter demselben eine Armbrust und ein Bündel Pfeile.

Da wo jetzt das Wirthshaus zum Fischtrühel steht, landete der Kahn. Die Männer banden ihn fest, und stiegen aus, den Hund zurücklassend als Wache. Sie klopften leise an ein zur Hälfte von Holz erbautes Schankhaus, und der alte Wirth riegelte auf. Licht wurde gemacht; es kam ein Krug mit Wein, und die Schiffer setzten sich zum Trunk. Auf Meister Grundels Geheiß brachte der

Wirth noch eine zwey Maß hältige Zinnflasche, wohl gefüllt mit seinem besten ältesten Nußberger und sorgfältig zugestöpselt. Dann zog sich der morsche schläfrige Alte in seine Kammer zurück, und die Gäste waren allein.

Es will Euch nicht recht schmecken, sagte der Knecht.

Nicht so laut, Kaspar, geboth rasch mit gedämpfter Stimme der Herr. Es heißt jetzt vorsichtig seyn, es handelt sich um etwas Großes.

Bey dieser Vermahnung horchte er auf, als glaubte er ein Geräusch zu vernehmen. Dann fuhr er fort: Bist Du aber auch ganz sicher, daß der Thomas nicht in seinem Stalle ist?

O vollkommen gewiß, Herr, erwiederte Kaspar. Vor einer Stunde noch habe ich ihn in Erdberg bey seiner Schankdirne gesprochen; es ist Musik und Tanz; er bleibt die ganze Nacht aus, und hat auch den Stallhund bey sich. Wäret nur Ihr selber Eurer eigenen Sache so ganz sicher.

Das bin ich durch und durch, sagte der Fischmeister, indem er wie zur Bekräftigung mit dem Becher auf den Tisch stampfte. Vorgestern, da ich ihm den prächtigen Hecht gebracht, hatte er mit meinem Brecheisen die Dielen schon ganz durchwühlt; es bedarf nur eines festen Stoßes, und das Loch zum Stall hinunter ist fertig. Die Oeffnung hat er geschickt mit seinem goldgewirkten Teppich zugedeckt, und den Tisch darauf gestellt. Das Stallfenster hernach ist groß genug, und vergittert ist es nicht. Die seidene Strickleiter habe ich ihm gestern zugesteckt.

Wohl bekomms dann, räusperte der süffige Knecht

heraus, indem er den Becher schwang, so bin ich der wohlbestellte Erbe Eures guten Gewerbes und Ihr selber werdet ein großer Herr.

Still, Du blöder Gauch, Du schreist ja schier, geboth Grundel; davon ist jetzt keine Rede; erst das Werk vollbracht; und dann ja! — — — Der Liechtensteiner wird mehr thun, als er versprochen hat.

Unter ähnlichem Gesprächsel verfloß eine gute halbe Stunde. Da erhob sich der Fischmeister, legte wohlberechnet die Zeche auf den Tisch, trat an das kleine Scheibenfenster, und lugte in die Nacht hinaus. Hierauf deutete er auf die große Blechflasche, und sagte zum Knecht: Fort jetzt, hinaus und horche auf die Zeit. Das nimm mit; es gehört für ihn.

Darob wurde der Knecht fast verdrossen; und maulte spitzig: Für ihn die tapfere Letzung? Ei, dem wird sie nicht munden; ist ja kein Malaga. Sonst, weiß wohl, daß er alle Viertelstunde trinken muß, aber hispanischen, seines vergifteten Gedärms halber.

Meister Grundel stutzte ob solch verfänglicher Rede. Er trat auf den Knecht zu, klopfte ihn auf die Schultern, und sagte in einer Art von Vertraulichkeit lächelnd: Was Du Alles weißt, und was Du Alles plapperst! Aber wahr bleibt es, daß der hispanische Trunk ihm Medizin ist.

Ja freylich polterte Kaspar trotzig ins Wort, denn sonst wäre es mit seinem Wüthen noch weniger auszuhalten. Darin ist er nicht faul, und doch schilt man ihn immer den Faulen.

Der Fischmeister hatte große Mühe, sich zu beherr-

schen, den frechen Knecht nicht zu prügeln. Mit möglich-ster Gelassenheit sagte er: Kerl, braver Kerl, jetzt sey klug; bedenke, daß man von solch einem hohen Herrn nie anders als ehrerbiethig reden soll; überlege Freund, was wir jetzt vorhaben; stelle Dir vor, welch schöner Lohn Dir selbst zu Theile wird. Und jetzt geh hinaus; passe auf, und wenn vom Sanct Stephans Thurm drey Viertel geblasen wird, so klopfe still an das Fenster.

Diese begütigenden Worte verfehlten bey dem sonst wackern Knechte ihre Wirkung nicht. Er entschuldigte sein vorlautes Wesen, nahm die Zinnflasche und verließ die Stube.

Nachdem er die Flasche in das Schiff gestellt, und den wachsamen Nimrod gestreichelt hatte, trat er wieder an das Ufer, lehnte sich an den Pflock, an welchem der Kahn befestigt war, und betrachtete gedankenvoll das am jenseitigen Ufer ihm entgegenstarrende Gebäude, das die hochwichtige Person in sich barg, um welche es sich jetzt handelte.

Dieses Gebäude war gewisser Maßen ein Schloß, eine Art von Burg. Es war zwar nicht von großem Umfange, aber von gediegener Bauart, mit Erkern, zwey Stockwerke hoch, deren jedes wohl zehn Fenster zählte, gut vergittert. Die vorzüglichste Zierde dieses Gebäudes aber waren zwey stattliche Thürme, welche wie jene des Laz- und des Federlhofes bewohnbar, von derselben Gestalt, jedoch noch viel höher waren, so daß sie den nahen Salzthurm, der auf dem Platze des Röhrbrunnenhauses auf dem Fischmarkt stand, gebietherisch überragten. Es

erhob sich dieses Schloß genau auf demselben Bodenraum, der gegenwärtig das Haus des Salzamtes trägt, reichte aber viel weiter vor gegen die Stadtmauer. Das Salzamthaus enthält noch manche Ueberbleibsel jenes alten Bauwerks. Dieses war lange Zeit im Besitze der bürgerlichen Familie Stoß; damahls aber, wo unser Ereigniß Statt fand, war es ein Eigen der herzoglichen Brüder Albrecht und Wilhelm. Von diesen selbst wurde es keinesswegs bewohnt; Hofbediente pflegten da ihr Losament zu haben; höhere Stalldiener; das ganze Erdgeschoß war Stallung. Auf der Höhe des Stadtwalles thronend, nahm sich dieß malerische Bauwerk aus, wie eine trotzende Burg auf dem Gipfel eines Felses.

Im ununterbrochenen starren Anschauen dieses Gebäudes versank Kaspar immer mehr in träumerische Gedanken. Er schwärmte von einer bald aufgehenden schönen Zukunft; er sah sich schon als selbstständigen ehrsamen Bürgersmann ringsum geachtet und höflich begrüßt; des reichen Nachbars holde Lisbeth, die ihm sonst immer so zugethan, erblickte er schon als sein geliebtes Eheweib, und braune Jungen umgaukelten ihn bereits, rüstig Fischnetze strickend. Da brachte ihn der Anblick eines matten Lampenscheines, der aus einem Erkerfenster des ersten Stockwerks herüber dämmerte, plötzlich zur Besinnung. Er konnte sich eine solche Unbesonnenheit nicht erklären; aber der Schein erlosch sogleich wieder, und in demselben Augenblicke blies das Horn vom Thurme Sanct Stephans drey Viertel auf Zehn.

Da fuhr Caspar, all seiner Sinne wieder mächtig,

empor, und gab das Zeichen am Fenster. Der Meister drinnen, schon bereit, erhob sich, schüttelte den schlafenden Wirth auf, eilte hinaus, und stieg in den Kahn. Der Knecht folgte. In dem Schiffe einander gegenüber ruhig sitzend, nahmen sie ihre Schwerter um, redeten aber weiter kein Wort mehr; Jeder war mit seiner Aufgabe selbst zu sehr beschäftigt. Sie hüllten sich in ihre kurzen Mäntel, denn es war kalt geworden, und es fiel ein dünner aber ziemlich heftiger Regen. Zu kurz und zu lange wurde Beyden die Zeit.

Als es zehn Uhr schlug, sprang Caspar aus dem Nachen, löste das Seil, und stieß vom Lande. In größter Stille erfolgte die Ueberfahrt.

Kaum hatten sie das jenseitige Ufer erreicht, als sie das verabredete Zeichen am Gitter des mittlern Fensters im ersten Geschoße wahrnahmen, ein weißes Tüchlein flatternd, das schnell wieder verschwand, so ein zweytes, so ein drittes Mahl. Rasch schwang sich der Fischmeister aus dem Nachen; der Knecht blieb drinnen. Beyden pochte fast hörbar das Herz, in gespanntester Erwartung starrten sie nach der Höhe der Stadtmauer, die verhängnißvolle Erscheinung zu schauen.

Das Geräusch des Regens und sein Geplätscher oben auf dem Wall hatte sie verhindert, ihren Mann heran kommen zu hören. Da plötzlich tauchte eine dicke schwarze Menschengestalt oben auf der Brüstung auf, ließ die eingeklemmte Strickleiter vorsichtig an der Wand hinunter gleiten, stieg bedächtig über die Mauer, und faßte Fuß in dem Geschnür. Das Herabsteigen ging sehr langsam

vor sich; der Mann war schwer und unbehilflich; mehrere Male mußte er rasten, um sich von der ungewohnten beklemmenden Anstrengung zu erholen. Er war eben in der Mitte der Höhe, als ihm das Barett vom Kopfe fiel, und ein Windstoß führte es davon, über den Fischmarkt hinweg. Grundel ersah die Gefahr; am Rothenthurm standen eben zur Wacht gegen den Gefangenen Albertische Reiter, und auf dem Barett war das Wapen des Mannes in Stickerei. Doch nur eines Winkes bedurfte es, und Nimrod brachte augenblicklich die Mütze wieder. Der Fischmeister reichte sie dem Knecht, daß er sie verstecke, und setzte dem Eigenthümer, der indeß wohlbehalten herab gelangt war, die seinige auf, ohne ihn erst um Erlaubniß zu bitten; doch ließ er sich auf ein Knie vor ihm nieder. Allein der Mann war von dem Geschäft des Herabkletterns so ermattet, daß Grundel schnell wieder aufspringen mußte, um ihm beyzustehen, sonst wäre er umgesunken. Jedoch ermannte er sich, in blitzschneller Erwägung seiner Lage sogleich, lehnte sich auf die Schultern des Fischmeisters, und gelangte so in den Kahn.

Als der Knecht sich anschicken wollte, dem erlauchten Gast die bereit gehaltenen Kleider und Waffen anzulegen, bedeutete ihm der Fischmeister mit unterdrücktem Zorne, das für jetzt zu lassen, und unverzüglich vom Lande zu stoßen. Erst als das Fahrzeug in der Mitte des Flusses war, und da es abwärts ging, nur der Lenkung eines einzigen Ruderers bedurfte, bekleidete der Fischmeister den hohen Herrn, der übrigens auch so vorsichtig gewesen, seine Wanderung in bloßen Socken zu unternehmen. Nach-

dem das abgethan war, machte ihn Grundel mit ehrerbiethiger Geberde auf die Zinnflasche aufmerksam, welcher willkommnen Einladung denn auch sogleich und ganz reichlich entsprochen wurde.

Die Fahrt ging glücklich, ohne irgend ein Hinderniß den Fluß hinunter, die Fischerhütten des untern Werds vorbey, eine Strecke wieder zurück über den großen Strom, und so fort zwischen den kleinen Inseln bis gegen Stadlau. Dicht am Wasser harrten zwey Schützen zu Roß. Als sie das Fahrzeug erblickten, und der Schiffmeister sein Kahnfähnlein geschwungen hatte, kehrten sie schnell um, und erschienen sogleich wieder mit acht und vierzig andern Reisigen, Alle trefflich beritten, an ihrer Spitze Hanns von Liechtenstein der Jüngere. Der sprang vom Gaul, senkte sich auf ein Knie, begrüßte den Ankömmling und half ihm auf ein, mit bequemem Sattel versehenes prachtvoll geschirrtes Roß. Nicht eine Sylbe wurde gesprochen, und fort ging es im schärfsten Rennen gen Nicolsburg.

So entkam König Wenzel aus seiner Haft zu Wien, in welcher er seit dem Sanct Lorenzabend 1402, folglich fünf Vierteljahre lang hatte aushalten müssen. *)

Den beyden Fischern aber ward redlich Wort gehalten.

*) „Do gab Herzog Wilhalm dem Kunig ain Haus am Kienmarkht, do hot Er sein Behem inn — also war er zu Wienn ain Jahr. Do brach Er durch ein boden in ein Marstall, und raitt selb fünfter gen Stadlau. Do er überfuhr, do wart sein Herr Hanns von Liechtenstein mit 50 Schützen, und fürt Ihn gen Niklspurg, und schikht Ihn haim gen Prag." Appendix ad Chron. Hagecii in Pez scriptor. rer. austr. Vol. I. col. 1165.

Einfälle zum Artikel: Volks-Plutarch im 1. Thl. S. 102.

Der Pflasterer-Commandant

war selbst, wie von Stein, mittlerer Größe, aber robust, vierschrötig, compact. Er trug einen grauen Ueberrock, schwarze Weste, dreyeckigen Hut, nach der Quere aufgesetzt, stets Schuhe (mit Schnallen) da sein Elephantenfuß Stiefel nicht litt. Stets rauchte er Tabak, wiewohl das Rauchen auf der Straße damahls scharf verpönt. Mit einem tüchtigen Knüttel commandirte, haranguirte er die Arbeiter, die auf den Knien im Staube zu seinen Füßen lagen und krochen, wie ein Pascha die Sclaven. Herum stieg er nicht viel; stand fast den ganzen Tag auf einem Fleck. Er trug noch einen ansehnlichen Zopf, zu der Zeit als alle Artilleristen ihn verloren, trotz ihres Chefs imperatorischer Protestation. Herr Martin, wenn er so geheißen hat, fungirte noch vor etwa 40 Jahren. Wie er zu dem säulendicken Elephantenfuß gekommen? Einige wollten behaupten in Folge einer Beschädigung durch Pflastersteine selbst. Zu sagen ist vergessen worden, daß das ganze Bein bis über den Schenkel hinauf elephantisch war. Als Martin verschwand, war er wohl ein Mann von 70.

Geboren könnte er zu Mauthhausen in Oberösterreich worden seyn, denn da gibt es den schönsten und meisten Granit von der Welt, und da kann man am Begreiflichsten zu dem Geschäft des Pflasterns sich hingezogen fühlen. Als zarter Knabe schon pflasterte Martin so auf

seine Faust im Marktflecken herum, machte schöne Mosaiksachen, zeigte und entwickelte sein Talent. Bald entschied er sich für die lithographische Profession, zog auf einem mit Trottoirsteinen befrachteten Schiff nach Wien. Beym Kaiserbad stieg er aus, machte mit einer Kellnerinn Bekanntschaft und Verwandtschaft, heirathete sie, excellirte, ward bald Meister, bald Obermeister, und bald eine historische Stadtfigur. Einen Collegen hatte er, nähmlich einen elephanten-fußigen an dem

Bücher-Revisions-Amtsdiener Joseph.

Der besaß aber mehr Symmetrie, da beyde Beine elephantisch. Dieses Amt war damahls im Mauthgebäude, Altefleischmarkt-Thor, erstes Local im Hofe gleich links, wo jetzt das Dreißigstamt. Die meisten Buchhändlerschränke befanden sich in der sehr geräumigen Vorhalle, jener Geistingers, der größte, unmittelbar am Eingange links. Bis da der elephantische alte Joseph aus dem Amtszimmer heraus kam! — Da drinnen amtirten nur 2 Individuen, die Herrn Escherich und Oliva; Ersterer etwas grillenhaft und starr, Oliva jedoch ungemein nachsichtig und heiter, dabey fast eben so dick wie der Joseph. Der Joseph war schon ein alter Kauz, mit einer Glatze und doch mit einem silbernen Zopf; er, der Kauz, war groß, dick und schwerfällig. Morös war er auch; doch machte er sich ein Vergnügen daraus, den Commis ganze große Päcke „zum Lesen“ mit nach Hause zu geben. Die Buchhändler-Commis lasen schon damahls sehr gerne. — „Der Joseph“ war noch um 1802 auf seinem Posten. Irren wir nicht,

so folgte ihm unmittelbar der brave Engelhard, der erst vor wenig Jahren quiescirt wurde. Zwillingsbruder des Pflasterers war der Joseph nicht; aber sie waren „Du und Du.“ Es war ein dicker Spaß diese 3 Elephantenfüße mit einander discuriren zu sehen, und Prisen wechseln. Der Joseph muß zu seinem Pedal erst später gekommen seyn, denn dieser sein Vorzug würde schwerlich hingereicht haben, ihn anzustellen. Als dieser Joseph von der Bühne abtrat, war

der „krainerische“ Lorbermann

noch in seiner schönsten Blüthe. Das ist aber falsch gesagt, denn wie dieser eiserne Mann mit seinem wahrhaft anerstierischen gebogenen Nacken noch vor wenig Jahren aussah, so war er schon damahls, und so war er schon wieder 40 Jahr früher. Wohl an hundert, wohl über hundert Jahre mag er alt geworden seyn. Ein Büschel Lorberzweige pflegte er in der Hand zu tragen, so vor sich hin zu halten. Wir können ihn den 21. April 1736 geboren seyn lassen, an dem Tage, da der große Lorbermann Eugen zu athmen aufgehört; man kann annehmen, bey Thurn am Hart habe er das Licht der Welt erblickt, dort wo der Sänger des letzten Ritters, der ewig grüne Grün horstet. Fast alle seine andern berühmten und sonst notablen Landsleute kannte der Methusalem; begegnete er ihnen, so blieb er stehen, wie ein salutirender Soldat, vor Schemerl, Kopitar, Gostisha, Jeschovsky ꝛc. Sanft wird er wohl ruhen nach so langer Wanderung, wie nach so vielem belasteten Herumsteigen

der tyrolische Postwagen-Austräger,

seiner Zeit für die innere Stadt vielleicht der einzige, während deren jetzt etwa ein Dutzend. Er ging langsam, bedächtig, den ledernen Geldsack auf der Achsel; er sprach nicht viel, war trocken, kalt, legte die Summen hin, und stand auf kein Trinkgeld an. Seit 30 Jahren etwa geht er ab. Hätte er sich aber etwa nach Meran zurück gezogen: nun da könnte er noch leben; das wäre keine Kunst. Hat schon ausgetragen in den 90er Jahren. Er war guter Freund eines Collegen; er dutzte sich mit dem

Naturdichter Schütz,

der ein Briefträger war, noch mit der Klapper oder Klepper. Schütz hieß Johann Baptist, war ein schwächlicher Mensch, indeß Jener die blühende Corpulenz selbst. Der Titel seiner Poesien ist: „Versuche eines Wiener-Naturdichters." Sie erschienen zu Wien bey Rehm 1807; mit einem neuen Titel 1817, Leipzig bey Krappe. Der Preis war 1 fl. Es ist nichts an diesen Dingen; mit denen des Naturdichters Posch, können sie sich nicht messen, eher jedoch mit denen des

Ludwig Bleibtreu, ebenfalls Naturpoet,

eigentlich Bleibtreun, betitelt: „Versuche in Gedichten, Wien 1799." Dieser Bleibtreu war Commis der Buchhandlung Wappler und Beck, nachmahls Beck allein, in welcher eine Zeitlang ein Stiefsohn des andern Dichters: Bürger, servirt hatte. Bleibtreu morsch erhielt zuletzt von

seiner Frau vom Hofe zu Mailand Unterstützung. Was den eben genannten

Naturdichter Posch

betrifft, so können wir Einiges über ihn anführen. Er heißt Andreas, oder hieß Andreas; da er schon 1770 (den 28. Nov.) geboren worden. Stokat heißt der Ort seiner Geburt, in der Pfarre Brand, im Viertel ober Wiener-Wald. Posch war ein Stricker. Zu dichten wurde er aufgemuntert, besonders von frommen geistlichen Herrn, auch von denen in Melk. Er ließ seine Verse drucken, wanderte damit umher, und verkaufte die Exemplare bald wohlfeil, bald theuer. Sie erschienen unter dem Titel: „Gedichte und Lebensgeschichte des Naturdichters Andreas Posch. Wien, auf Kosten des Verfassers, 1821." Der geschickte und dienstfertige Buchdruckerey-Factor Böckh nahm sich seiner an, und wusch ihm seine Prosa, ging ihm in All und Jedem an die Hand. Es wurde eine neue Auflage vorbereitet; Manuscript ist da, meist religiösen Inhalts. Wir sind der Meinung, der ehrliche Posch habe der Natur schon den Tribut bezahlt; es ist nichts mehr von ihm zu hören. Den Anreiz zur

Naturdichterey

bey Uns verstärkte der, den 9. Jänner 1826 verstorbene Naturdichter Gustav Hiller, der Böhmen und Oesterreich, nahmentlich Wien besucht hatte, und gleichsam angestaunt und bewundert wurde. Wenn wir nicht irren, hat er hier eine naturdichterische Akademie oder so Etwas gegeben.

Ein massiv corpulenter etwas dickköpfiger Mensch mit dichten Augenbrauen und finsterm Gesicht. Seine „Gedichte und Selbstbiographie“ kamen in 2 Theilen heraus, Cöthen 1805 und 8; der zweyte mit dem Nebentitel: Reise durch einen Theil von Sachsen rc.“ Jetzt, wo Alles dichtet, wo das Versmachen eine Profession geworden, legt man wenig Werth mehr auf die Naturdichterey; man hält es lieber mit den Natursängerinnen.

Die Pfänderkammer des reichen Hewn.

Franz der Hewn, welcher 1407 starb, war einer der allerreichsten Wiener-Bürger. Alle Welt war ihm schuldig; alle Welt hatte Pfänder bey ihm, und wenn wir Dieses sagen, so wird es nicht auffallen, daß auch der König von Ungarn ihm Geld schuldig war, und der ungarische Magnat Stibor*) von dem er als Versatz „ein Joppen mit Perlein geheft“ besaß. Des Hewn Pfandkammer war ein ungeheurer Schatz, ein Versatzamt sonder Gleichen; und sehen wir uns in dieser Kammer ein wenig um, so lernen wir auf die bequemste Weise so ziemlich das Meiste und Hauptsächlichste der damahligen Wiener-Kleidungsstücke kennen. Doch nein, wir wollen den Leser unmittelbar nicht bemühen; wir wollen ihm lieber ein Inventarium dessen, was wir da selbst gesehen entwer-

*) Beydes thatsächlich. Der König schuldete ihm 1200 Gulden damahls eine sehr starke Summe; Stibor 900 fl.

sen, und kleine Erläuterungen dazu; das wird ihm die allergelegenste Uebersicht seyn. Wir nehmen also einen Bogen Papier, und fangen an aufzuschreiben; doch nur dasjenige, was uns selbst am Curiosesten vorkommt *).

Gürtel, 19 männliche, 11 weibliche. Beyde Geschlechter bedienten sich des Gürtels, da er die ganze Kleidung zusammenhielt; große oder kleine Knöpfe (Knäuflein) waren nur zur Zier angebracht. Die meisten dieser 30 Gürtel waren mit Silber beschlagen, auch sonst mit goldenen oder „silbrein" Borten verziert, manche mit Perlen. An einigen der Männer hing das kurze Schwertmesser; an vielen ein „koralleiner" Rosenkranz; Taschen zu dem Gelde hatten sie alle. Dieses complicirte Kleidungsstück ersetzte und übertraf an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit unsere vielerley Taschen und Säcke, zugleich einen schönen oder prächtigen, ja mahlerischen Anblick gewährend; der Reiche konnte wie in einem Auslageschrank seine Prachtliebe entfalten, mehr und wirksamer, als es unsere jetzige Tracht gestattet.

**) Die überaus verdienstvollen Skizzen des Herrn Schlager, 5. Band, liefern Seite 293 einen Artikel über die Kleidertracht aus letztwilligen Anordnungen geschöpft, welche seither noch gar nicht benutzt worden. Dieß überaus werthvolle Material ist die Grundlage unserer eigenen Skizze, der wir jedoch mit Rücksicht auf den Kreis unseres, eines gemischten Publicums eine andere Form geben, nähmlich die eines Magazins. Die testamentarischen Notizen betreffen die Jahre 1396 bis 1430.

Joppen waren viele in der Pfandkammer, denn man konnte die Joppe entbehren, ohne daß es auffiel. Sie vertrat die Stelle der damahls noch unbekannten Weste; sie war selbst eine, doch mit Aermeln. Die Aermel waren häufig von anderer Farbe. An der Joppe waren häufig reiche und kostbare Verzierungen angebracht, z. B. Perlen, wie an der des Stibor.

Der Ueberröcke oder Leibröcke von Männern und Frauen gab es eine ziemliche Anzahl; die meisten waren kostbarer Gattung, und ließen also annehmen, daß die Besitzer deren noch von geringerer Art im Vorrath hatten. Jene der Männer reichten bis zur Wade; die weiblichen aber waren so lang, daß sie breit auf dem Boden auflagen, und um das Gehen nicht zu erschweren, mit der Hand empor gehalten werden mußten. Diese Sitte rührte daher, weil es damahls noch keine Strümpfe gab, weßhalb denn auch die weiblichen Schuhe oft bis über die Knöchel gingen. Einige dieser Frauenröcke waren mit silbernen Schellen behangen, eine Mode, die auch bey den Männern Statt fand, aber in dem angegebenen Zeitraum schon seltener wurde, bis die Schellen endlich nur noch der Narrenkappe verblieben.

Suckl, weiblicher Ueberwurf, eine Gattung langer Kragen von leichtem Stoff, waren nur ein Paar vorhanden, da sie schon angefangen, abzukommen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem

Seidl, eine Art sehr weiter Weste mit lediglichen Anfängen von Aermeln, die deßhalb Stumpfe oder Flügen hießen. Der Seidl war ein Kleid beyder Geschlechter

und aller Stände, auch jeglichen Alters. Wer nicht gerade arm war, hatte mehrere Seidl; es waren viele Seidl in der Kammer, so auch

Schauben. Die Schaube, ein bekannteres Kleidungsstück beyder Geschlechter war ein zweckmäßiges und bequemes, ein Ueberrock, der bis an die Knie ging, mit kurzen Aermeln, häufig mit Pelzwerk gefüttert, oder zur Zier bloß ausgeschlagen.

Mäntel verschiedener Art waren mehrere da, besonders weibliche, mit und ohne Aermel, letztere Seidlmantel genannt; einige hatten Fransen (Zoten), Knöpfchen oder Schellen, auch von Messing. Ein Paar davon waren von großem Umfang, wie ein Glockenmantel und ein Radmantel.

Sloyer (Schleyer) gab es da die Menge; der Sloyer war allgemeine Tracht des weiblichen Geschlechts, selbst der geringsten Classe der Dienerinnen. Einige Sloyer verhüllen den ganzen Kopf; andere reichen nur bis zum Nacken und heißen Drum. Alle hatten sie Falten (Bach) und Endlein, Preislein (Säume). Viele Stirnbänder zur Befestigung des Schleyers, Umgepend heißend, waren dabey theils von Seide, theils von Harras.

Eine große Anzahl jener Art weiblicher Kopfbedeckung, welche Sturz hieß, eine Art Kegel oder Thurm; einige so hoch, daß sie mit Draht aufrecht gehalten werden mußten. Mehrere sind sehr reich verziert, selbst mit Edelsteinen; einige sind von Goldbrocat. Der Sturz war der Ursprung der sogenannten reichen Hauben.

Ein eigener Schrank war da für die vielen Hau-

ben, Gugeln und Hüte. Hauben für Männer und verheirathete Frauen, waren von Tuch, einige mit Pelzwerk gefuttert, sich von der Gugel dadurch unterscheidend, daß sie nicht, wie diese, auch die Ohren bedeckten. Da sah man gar manchen „Medrein"-Hut (Marder), „pibrein"-Hut (Biber-, Castor-Hut), Pfawenfedrein-Hut; so auch spitzige Hüte mit sehr breiten Krempen, gehörend „schönen Frawen," „freyen Töchtern," „Hübschlerinnen."

Die Stoffe der Kleider bestanden aus Schaf- oder Baumwolle, Seide, Sammt (Samad, Sameyd), Damast ꝛc.; Wolle und Seide in verschiedenen Gattungen, als Schmaerdin, Wokasin, Czendalin, Synabassen, Reilhum, Risen, Griwgelz, Harras, Doppelharras. Seidesorten waren unter Andern: Zicadoni, Recunadi, Trisadi, Putradi, Kamat, Zendal ꝛc. Viele Kleidungsstücke waren mit Rauchwerk gefuttert oder ausgelegt. Förmliche, eigentliche Pelze befanden sich in unserer Pfandkammer eine ziemliche Anzahl, davon das Rauchwerk: Marder (medrein), Hermelin (Herwelein), Kaninchen (Kuniglein), Iltis (Ellesein), Luchs (Lucksein), Fuchs (Fuchsein), Hasenfell (Hesein), Kalbsfell (Kelbrein), Wolfsbalg (wülflein) u. s. w. Die Pelze hießen Chursen.

Möge sich der verehrte Leser mit dem hier Angeführten begnügen, und sich, die interessanten Details betreffend, auf Herrn Schlagers Werk verweisen lassen, denn Letztere haben wir aus pflichtgemäßer Discretion für dasselbe, geflissentlich nicht ausbeuten wollen, wenn sie gleich, als in einer öffentlichen Druckschrift, Gemeingut geworden. Die Beylagen von Seite 331—44, welche nach dem

Orginaltexte Stellen aus verschiedenen Testamenten enthalten, wolle man ja nicht ungelesen lassen. Dann erst wird man einen deutlicheren Begriff von dem Character des damahligen Wiener-Costumwesens sich eigen machen können, für die Geschichte jener Zeit von hohem Belange.

Die Wapen oder Siegel der Vorstädte und Gemeinden.

Deren Abbildung und Beschreibung hat vor mehr als einem halben Jahrhundert (1793) Geusau, welcher sich um die Geschichte Wiens so wesentliche Verdienste erworben (worunter das sehr specielle Register nicht das geringste) im 4. Bande, Seite 269 u. folg. geliefert. Seitdem haben sich aber manche Siegel in der Zeichnung verändert, wie z. B. Erdberg und Rossau, und sogar im Gegenstande, wie jenes der Wieden, damahls bloß ein Weidenbaum, jetzt auch den Prospect der Stadt enthält. Sehr viele sind mit mehr oder weniger Verschiedenheit erneuert worden. Auch sind seitdem neue Vorstädte entstanden. Daß die Größe der Siegel bey Geusau nicht ersichtlich, da sie alle in gleichgroßer ovaler Medaillonform abgebildet sind, wollen wir hier nur als eine Nebensache berühren. Geusau, dem wir bey allen Anläßen unsern aufrichtigen Dank, unsere warme Achtung weihen, hat, wie überall für seine Zeit geleistet, was nur immer möglich war.

Hier geben wir indeß eine andeutungsweise Bezeichnung der Vorstadt-Wapen, nach der neuesten officiellen

Aufnahme, bey welcher die Petschafte selbst einverlangt worden, um davon die Abdrücke zu nehmen. Es ergibt sich, daß das größte dieser Siegel den Umfang eines Guldenstückes, das kleinste die Größe eines Silbergroschens habe. Aus dem jener ämtlichen Aufnahme beygefügten Texte bemerken wir noch Folgendes: Die Anfertigung der Grundgerichts-Siegel mag aus dem 17. Jahrhundert stammen; unter dem Jahr 1600 ist, nach den Gemeindeangaben, keines. Die meisten der Vorstellungen erklären sich von selbst; viele zeigen den Schutzpatron der Vorstadt; einige enthalten das Wapen früherer Grundbesitzer.

Unsere Uebersicht geben wir in alphabetischer Ordnung:

Alservorstadt. Eine Aelster, auf einem kurzen belaubten Baumstrunke stehend. Umschrift: „Burg. Wiener Alster und Wahringer Grundgerichts Sig."

Althann. Ein Hirsch, in der Stellung von der Rechten zur Linken; zwischen dem Geweih ein einfaches Kreuz; oben eine Grafenkrone. Umschrift: „Althanisches Grundgerichts-Siegel."

Altlerchenfeld. Ein weißes Kreuz auf rothem Grunde; in jedem der 4 Felder eine aufwärts fliegende Lerche. Umschrift: „Grundgericht Altlerchenfeld."

Breitenfeld. Die Himmelsköniginn mit Zepter und Reichsapfel, auf Gewölk ober einem Felde schwebend. Umschrift: „Grund Braitenfeld."

Erdberg. Eine abwärts gerichtete Erdbeere, in der Luft; aus dem Erdboden sproßen zwey Pflänzchen. Umschrift: „Gemeinde Erdberg 1816."

Gumpendorf. Wapenschild mit 3 Lilien. (Vielleicht das gräflich Molardsche Wapen). Umschrift: „Der Gmain zu Gumpendorff."

Himmelpfortgrund. Ein Schild mit dem Osterlamme; oben eine Krone, an jeder Seite ein hängender Kranz; unten ein Lorber- und Palmzweig. Umschrift: „Himmelpfortgrund - Gerichts - Siegel."

Hundsthurm. Ein Thurm, an dessen geöffnetem Thore ein sitzender Hund, oberhalb in der Einfassung der Kopf und Hals eines Einhorns. Umschrift: „Ramp-prechts-Torff-Insigill" (Hundsthurm und Reinprechtsdorf bildeten früher eine Gemeinde).

Hungelbrunn. Ein Ziehbrunnen mit gemauerter Brüstung und auf 2 Pfählen ruhendem Spitzdach; rechts der heilige Florian, links der heilige Peter; auf dem Dache in einer Wolke der heilige Leopold. In der obern Hälfte des Kreises die Schrift: „Gemeinde Hungelbrunn 1744."

Jägerzeile. Ein Hirsch trabend; zwischen dem Geweihe ein Crucifix. Umschrift: „Sigillum des Freygrund Jägerzeil."

Josephstadt. Die Gestalt Josephs des heiligen Nährvaters. Umschrift: „Grundgericht Josephstadt."

Laimgrube und an der Wien. Die Gestalt des heiligen Theobald, rechts ein Crucifix, links ein Kirchlein. Schrift unten: „St. Theobaldus.". Umschrift: „Grund-Sigil Laimgrube und Wien."

Landstraße. Die Gestalt des heiligen Nicolaus, in der linken Hand 3 Aepfel. Umschrift: „Gemain - Sigil Landstras v. Wien, b. S. Nicolai."

Laurenzergrund. Der Rost des heiligen Laurenz. Umschrift: „**Sigillum B. J. Sanctum Lavrenzium.**“

Leopoldstadt. Die Gestalt des heiligen Leopold. Randschrift: „Gerichts-Insiegel der Wienerischen Leopoldstadt **1824.**“

Liechtenthal. Zwey Berge einander gegenüber, auf jedem ein Gebäude, oben die Sonne auf das Thal hernieder leuchtend. Ringsum Wapenverzierung; oben die Liechtensteinische Krone. Umschrift: „Fürst Liechtenstein Gerichts Sigil im Lichtenthall.“

Magdalenagrund. Christus am Kreuze, zu seinen Füßen die heilige Magdalena; rechts auf der Erde ein Todtenschädel. Umschrift: „S. M. Magdalenagrund insigl.“

Margarethen. Die heilige Margaretha; zu ihren Füßen ein Drache und die beyden Wapenschilde Wiens. Umschrift: „Sigill. d. Grundgerichts Margarethen.“

Mariahilf. Ein Segelschiff mit 2 Flaggen, darinn ein Schiffer; segelnd. Umschrift: „Gerichtssiegel der Vorstadt Mariahilf im Schöf.“

Matzleinsdorf. Das Bild des heiligen Florian. Umschrift: „Gemainde Matzisdorf bey St. Florian 1709.“

Michaelbayrischer Grund. Am Ufer eines Baches ein Baum, auf welchem eine Aelster sitzt. Umschrift: „Grd. Gerichtsinſ. jenseits am Alsterbach.“

Neubau. Ein Wapenschild, oben das Kreuz unten der Halbmond. Ober dem Schilde frey die Buchstaben **S. V. O. G.**, nähmlich „St. Ulrich obern Guts,“ da Neu-

bau und Schottenfeld früher zu St. Ulrich gehörten. Umschrift: „S. Tollonus. Einer ehrbaren Gemein.“

Nicolsdorf. Das Bildniß des heiligen Nicolaus, in der rechten Hand den Bischofstab, in der linken ein offenes Buch; zu beyden Seiten die Jahreszahl 1652. Inschrift: „Nicolsdorff bey St. Margarethen an der Wien.“

Reinprechtsdorf. Die Weltkugel mit dem Kreuze. Auf der Kugel die Jahreszahl 1791; zu beyden Seiten des Kreuzes G. R.

Roßau. 6 kleine und 3 größere Bäume auf grasigem Boden. Umschrift: „Grundgericht der Wiener Vorstadt Rossau.“

St. Ulrich. Die Gestalt des heiligen Ulrich im Bischofs-Ornate. Umschrift: „St. Ulrich untern Schotischen Grunt.“

Schaumburgerhof. Eine Krone mit 5 Pfauenfedern; Wallmauern, auf selben die Spitze des Stephansthurms (ein Theil des Starhembergschen Wapens). Umschrift: „Grundgericht Schaumburgerhof.“

Schleifmühle oder Mühlfeld. Das Hingenausche und Küppo v. Mühlfeldsche Wapen vereinigt.

Schotten, Stiftsherrschaft. Ein Mönch mit dem Krummstabe in einem Oval. Oben ein Engelskopf mit der Bischofmütze; auf jeder Seite ein Bischofstab.

Schottenfeld, gleich dem Siegel des Neubaus. Umschrift: „Sigill Sanct Ulrich am Oberneustift.“

Spitelberg. Ein Berg; vor demselben eine kreuzweise eingefaßte Kugel, auf derselben ein Kreuz: ober dem Berge in Lüften der heilige Geist; zu des Berges Seiten

getrennt die Jahreszahl 1735. Umschrift: „**Gemein Sigill am Spittlberg.**“

Strotzischer Grund. Rother Querbalken in weißem Felde, als Wapenschild, von 2 Löwen gehalten; oben eine Krone. Am Rande oben die Worte: „**Sigillum Strotzi.**“

Thury. Der heilige Johann der Täufer, in der Linken eine kleine Fahne, in der Rechten eine Kirche; unten rechts das Lamm. Randschrift: „Frey-Grund Turri.“

Weißgärbern, Unter den. Zwey Böcke auf den Hinterfüßen, halb aufrecht, einander gegenüber, ihre Vorderfüße über einen kleinen Fruchtbaum haltend. Oben die Jahreszahl 1685. Umschrift: „Sigill der Gemain under den Weysgerbern.“

Wieden. Ein Weidenbaum vor dem Prospect der innern Stadt. Umschrift: „Grundgericht Wieden.“

(Wien, An der. siehe Laimgrube und an der Wien).“

Windmühle. Der heilige Theobald, als Bischof, im Profil; vor ihm ein Kirchlein. Unten: 1716. Umschrift: „Sigil von der Gemeinde Windmühl St. Theobald.“

Auf Erörterung der geschichtlichen Beziehungen sind wir hier nicht eingegangen; wir kommen darauf wohl ein ander Mahl zurück.

Zur Geschichte der Schematismen.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts that man in ganz Europa ziemlich geheim mit statistischen

Dingen, wenn sie das Militärwesen betrafen; es ging da sehr schwer, die Erlaubniß zu deren Publicirung zu erhalten; jedenfalls gab es viele Schwierigkeiten. Mit solchen hatte in den erstern Jahren auch der Redacteur und Herausgeber des österreichischen Militär-Almanachs, der Buchhändler August Gräffer zu kämpfen. **1790** erschien sein erster, **1814** sein letzter Jahrgang im Selbstverlage. Anfangs unterlag es vielen Anständen, auch nur die Stabsoffiziere aufzuführen, und das authentische Verzeichniß derselben aus den Regiments-Kanzleyen selbst zu beziehen: daran war gar nicht zu denken; erst in den letzteren Jahren, wo auch alle Branchen des Officier-Corps geliefert werden durften, war dieser Weg gestattet. Der Herausgeber war also darauf beschränkt, aus Privat-Quellen zu schöpfen; so erhielt er Nachricht von den zeitweisen Veränderungen und Promotionen. Freundschaftliche Männer, denen auch selbst an der möglichsten Vollständigkeit eines so unentbehrlichen Jahrbuchs (des jetzigen „Schematismus") gelegen, lieferten von Zeit zu Zeit solche Neuigkeiten. Unter diesen verehrungswürdigen Personen waren die thätigsten und verläßlichsten: Ritter v. Manner, Reichshofraths-Secretär; Herr v. Scheyde, Arcieren-Gardist, Sohn jenes Hofkriegs-Agenten, der damahls die meisten Regimenter zu bedienen hatte; der Magistrats-Rath v. Orosino und Herr von Felsenburg. Alle diese Zumittlungen geschahen gewisser Maßen nur so unter der Hand, um nicht gerade zu sagen: verstohlener Weise. War nun die Zeit da, mit dem neuen Jahrgang bald aufzutreten, so war auch die gespannteste Befangenheit des Verlegers da. Die Cen-

sur war seit 1782 noch mit der Studien-Commission vereinigt, und das Manuscript hatte also bey der böhmisch-österreichischen (jetzt vereinigten) Hofkanzley eingereicht zu werden. Nun, da war der Secretär Lanser, ein wohlwollender, liebenswürdiger expeditiver Mann, der sich nichts daraus machte, wenn man ihn in seinem kleinen Bureau im letzten Stockwerk tagtäglich überlief, um der Erledigung und der ganzen Sachlage wegen nachzufragen. Der Herausgeber befand sich nähmlich in steter Sorge, der neue Jahrgang werde gar nicht erscheinen dürfen, und schickte oder ging alle Augenblicke zu dem freundlichen Herrn Lanser. Dieser nun erklärte, es hänge doch das Meiste vom k. k. Hofkriegsrathe ab, und man müsse sich gedulden. Um das Jahr 1802 gab der edle Herr v. Manner dem Unternehmer den Wink, sich um ein Privilegium, wenigstens auf eine gewisse Anzahl von Jahren zu bewerben; er selbst wolle bey der Reichskanzley die Sache bewirken. Grund dazu war, wie sich bald erwies, allerdings vorhanden, denn der Buchhändler Degen, als Gründer der Staatsdruckerey hatte, im Interesse dieses Instituts schon damahls vor, demselben sowohl den militärischen als den in Gerolds Verlage erschienenen Staats-Schematismus als zwey äußerst lohnende Artikel einzuverleiben!! Um das Privilegium also ward eingeschritten, und es wurde auch ertheilt, nähmlich auf 10 Jahre, so daß es mit 1814 abzulaufen. Es versteht sich, daß der Herausgeber während dieser 10 Jahre Alles anwendete, eine fernere Verlängerung zu erwirken; und der diese Zeilen schreibt, hatte an der Stelle des schon alten kränklichen Mannes mehrere

Audienzen bey Seiner Majestät, allein ohne Erfolg. Daß die erstern Jahrgänge so äußerst mangelhaft waren, kann, wie aus dem oben Erörterten erhellt, dem Redacteur nicht zur Last gelegt werden, wenn auch Manches gar seltsam und nur durch den damahligen Geschmack oder Gebrauch erklärt werden kann, z. B. war bey der Benennung der Farbe der Aufschläge, diese Farbe selbst effective hingekleckst, so auch bey den Knöpfen.

Joseph II. und Pedro II.

Die Leichtigkeit, ja Nachläßigkeit, womit Heinrich Laube zu skizziren pflegt, ist liebenswürdig und reizend; nein, sie steht höher, sie übt einen stillen, aber mächtigen Zauber aus durch das, was er nicht sagt, was er überspringt. Man ahnt, man fühlt, man denkt und sieht mehr in diesen unausgefüllten Partien, in diesen Zwischenräumen, als in dem ausgeführtesten Bilde; und das ist das schöne magische Mysterium der Form der Skizze, wenn sie von Geist und Gemüth belebt ist. Das eben Gesagte beziehen wir auf eine Stelle in Laube's Werke: „Drey Königstädte im Norden,“ den Schwedenkönig Oskar betreffend. Die Lesung dieses Artikels veranlaßt uns, des Kaisers von Brasilien zu erwähnen. Vor Kurzem nähmlich erhielt ein Wiener Antiquar-Buchhändler eine Bestellungsliste von Büchern, für den Kaiser von Brasilien bestimmt. Fand Laube „Rottecks Weltgeschichte“ im Stockholmer-Schlosse, so stand sie auch in diesem Verzeichniß. Den Hauptinhalt aber bildete die Literatur über Kaiser

Joseph II., so gut als Alles über diesen unvergeßlichen Fürsten. Besonders merkwürdig ist, daß selbst die neuesten Schriften angeführt sind, sogar kleinere Aufsätze novellistischer und anecdotischer Natur, Genrestücke in Wiener-Zeitschriften. Die Zusendung erfolgte in Gemeinschaft mit naturhistorischen Gegenständen von Seite der Direction des k. k. Museums, welche im edlen Geiste ununterbrochener wissenschaftlicher Bereicherung schon längst ein ergebnißvolles Tauschgeschäft gegründet hatte.

Collision in Penzing.

Im Sommer 1809 fährt in Penzing ein Fiaker. Plötzlich liegt er zu Boden. Die Lanciers, welche Napoleons Wagen voraus zu reiten pflegten, hatten sich diesen curiosen Spaß gemacht, und nicht zum ersten Mahle. Man muß wissen, wie die damahligen Fiaker gebaut waren.

Der Mann im Wagen hat glücklicher Weise keinen Schaden genommen, und klettert heraus. In diesem Augenblick ist Napoleons Wagen dicht neben ihm, und in demselben Moment wirft der Wagen Napoleons um. Ein Rad war gebrochen und losgelaufen.

Napoleon steigt aus; Berthier steigt aus.

Napoleon ist wüthend; der Schaum steht ihm vor dem Munde; er findet keinen Laut, kein Wort. Wie ein Toller springt er in die Höhe, zwey Mahl, drey Mahl.

Berthier verhält sich vollkommen ruhig, wie eine Bildsäule.

Lanciers fliegen zurück nach Schönbrunn; in ein paar Minuten haben sie ein anderes Rad gebracht.

Die Fahrenden steigen ein, und sausen davon.

Bey der ganzen Scene war der Mann im Fiaker regungslos gestanden vor Erstaunen; Alles war ihm gewesen wie ein Traumgebilde.

Diesen Vorfall hat er mir erst unlängst selbst erzählt. Es ist der ungarische Graf Johann K***h, ein Mann, der nicht nur durch äußern Rang, sondern auch durch seine umfassenden Kenntnisse und seinen reichen lebendigen Geist, wie durch die Anmuth seines Wesens zu den glänzendsten Celebritäten gehört.

Rakotzys Flucht.

Man war in Wien wieder ruhig und heiter, als es sich bestätigte, der Fürst (Franz Leopold) Rakotzy, des Einverständnisses mit Ludwig XIV. und dem Sultan bezichtigt, sey verhaftet und zu Wiener-Neustadt in gutem Gewahrsam. Doch nicht lange, so traf die Nachricht ein, der Gefangene sey entflohen. Ein Preis von 10,000 Gulden ward auf seine Habhaftwerdung gesetzt, von 6000 bloß für seinen Kopf; der ärgsten Dinge war man gewärtig. Rakotzy wurde förmlich in die Acht erklärt. Gräßlich war späterhin seine Rache.

Rakotzys Entweichung war durch den treulosen Rittmeister Gottfr. Lehmann vom Castellyschen Dragoner-Regimente bewerkstelligt worden. Der war mit einer Summe von 2000 Ducaten bestochen. Die Art aber, wie er die

Flucht veranstaltete, konnte nicht verhindern, ihn für den Urheber zu halten. Er war auch bald geständig, und büßte den Verrath mit dem Leben.

Einige Tage vor Rakotzys Flucht wollte man bemerkt haben, daß Lehmann an dem Fenstergitter der Gefangenstube laborire. Es zeigte sich nachher, daß ein Theil desselben ausgebrochen war; ein Strick hing daran, um glauben zu machen, der Gefangene habe sich auf diesem Wege befreyt. Es war aber ganz anders zugegangen.

An Rakotzys Stube stieß die Haberkammer. In diese practicirte Lehmann die Montur eines Dragoners. Am Abende des 2. Nov. 1701 verlangte Lehmann von dem Soldaten, der vor der Kerkerthür Wache stand, er solle Licht bringen, es sey sogleich ein Brief zu siegeln. Der Dragoner erklärte, daß er seinen Posten nicht verlassen dürfe; Lehmann aber erwiederte, er solle das Licht nur holen, er werde indeß selbst Wache stehen, und bey diesen Worten nahm er dem Mann den Säbel aus der Hand. Unterdeß hatte Rakotzy die Dragoner-Montur angezogen; er nahm einen Habersack auf den Rücken, und schritt in gebückter Haltung dicht an der wieder auf ihrem Posten befindlichen Schildwache vorüber; ihm voraus ging Lehmanns Bruder Jacob Christoph, Fähnrich von Montecucculi Cürassier, der ebenfalls gewonnen war.

Beyde passirten ungehindert. Rakotzy verirrte sich in den Gassen; kein Aufsehen zu machen, stellte er sich betrunken, und fragte nach dem Wege. So gelang es ihm, durch das Stadtthor zu entkommen, das eben gesperrt werden sollte. Ein gesatteltes Pferd wartete sein an dem

Hause einer armen Witwe, von Lehmanns Bruder dahin gebracht. Der Fürst schwang sich auf; sein Page und ein Knecht begleiteten ihn, und so entkam er bey Neudörfel über die Gränze.

Lehmanns Verrätherey hatte damit begonnen, daß er einen Briefwechsel des Fürsten und seiner Gemahlinn zuließ und selbst besorgte. Mit seinem Vorwissen geschah es auch, daß die Fürstin in der Verkleidung als Wäscherinn ins Gefängniß kam, mit ihrem Gatten das Nöthige über die Flucht und Anderweitiges zu verabreden.

Rakotzy entkam ohne Hinderniß nach Polen.

Der Sackpfeifer Augustin.

(P o s s e.)

Das Abenteuer des Musikanten Augustin ist allbekannt, des Sackpfeifers Augustin, der zur Pestzeit Anno 1679 toll und voll betrunken vor dem Burgthore da lag, wie todt, auch als ein von der Seuche dahin Geraffter von den Siechknechten mit einer Fuhre Cadaver in die Pestgrube geworfen, daselbst tiefsten Schlafes die Nacht hingebracht, und des Morgens frisch und gesund sich wieder herausgewühlt, seinen ferneren Bacchusgeschäften nachzugehen.

Wie gesagt, dieses Histörlein ist allbekannt; aber nicht allbekannt sind die anderweitigen Fata dieses liederlichen Gauches Augustin, welcher Adarler hieß. Was wir nun von ihm wissen, wollen wir redlich hinterbringen.

Der romantische Kerl war geboren in der Schaufellucken (jetzt Schauflergasse) in einem Kuhstalle, und zwar in dem nähmlichen, der da heut zu Tage noch existirt und als in welchem noch fort und fort Milch bereitet wird, wie die colorirte Aushängetafel besagt. Eines Morgens aber war er heimlich davon gekrochen. Bey einem alten Sargtischler zu Maria am Gestade fand man ihn nach mehreren Jahren, in einer neuen Todtentruhe seinen neuesten Rausch ausschlafen. Er blieb gleich bey der Tischlerey und machte einige feine Arbeiten, nähmlich zierliche Krüge und Becher. Solch einen Krug hatte er die Pfiffigkeit dem Hofkellermeister zu verehren, und dadurch erhielt der Adarler eine Anstellung als Haustischler in der Burg. O schauerliche Erinnerung!

Denn warum? In einer Nacht, es war den 23. Februar 1668, des Weines voll, da er nicht schlafen kann, macht er sich ans Lesen eines lustigen Buchs von Pater Abraham; kann nicht aufhören zu lesen, bis das Buch zu Ende: dann aber eben so schlaf — wie weintrunken sinkt Adarler um und fängt an zu schnarchen. Das Licht aber hatte er brennen lassen, und o schauerliche Erinnerung, das war die Ursache jener gräßlichen Feuersbrunst der Leopoldischen Burg, des Ursprungs des Sternkreuzordens, jedem Geschichtsfreunde Wiens bekannt. Augustin aber war glücklich entronnen. Er mußte sich flüchten, und kam erst ein Jahr vor dem Ausbruche der Pest wieder nach Wien.

Sein süffiges Leben setzte er fort. Es bewährte sich an ihm, daß die Trunkenbolde Glück haben, das heißt,

in dem Zustande ihres Taumels oft den größten augenscheinlichsten Gefahren zu entgehen pflegen. Ein sprechender Beweis war bey Adarler die Geschichte mit der Pestgrube. Er hatte sich rasch aufgemacht, und wie instinctmäßig in das Kloster seines Nahmens-Patrons begeben, sich unmittelbar an den berühmten Pater Abraham wendend, zu fragen, was nun zu thun. Der fromme, mitleidige lustige Mann nahm sich des wie durch ein Wunder wieder ins Leben zurückgekehrten Taugenichts an, gab ihm gute Lehren, kanzelte ihn tüchtig durch, und versprach, ihn in der Klosterküche als Bratenwender anzustellen. Dieser Posten aber war nicht nach des Süfflings Geschmack; des Klosters Keller wollte nicht viel bedeuten; und so machte sich der Adarler wieder auf, schaffte sich einen Dudelsack an, und trieb sich wie früher in den Wirthshäusern, Spelunken und Handwerker-Herbergen herum.

Anno 83 am ersten Tag der Beschießung der Stadt stürzte er bey den 3 Hacken auf der Freyung eben seine fünfte Halbe aus, als vor dem Hause ein gewaltiger Auflauf entstand. Das Volk war daran, den Baron Zwiefel, einen vornehmen Tischnarren, umzubringen, vermeinend, er sey ein ungarischer Malcontent. Adarler schlug wüthend unter die Leute; er wollte den Baron, der ihm Gutes erwiesen, befreyen; es ging aber nicht an, und Zwiefel wurde, wie man weiß, bis auf den Peter-Freythof geschleppt und da lebendig geschunden.

Während der Belagerung gab Adarler tausend Beweise der verwegensten Tapferkeit. Mehr als einmahl war

er von der Löwelbastey hinunter gestürzt, mitten unter die stürmenden Janitscharen, im tollen Rausch mit ihnen wieder hinauf geklettert, schnell abgefangen und befreyt von den Seinigen. Er war der keckste Contra-Minirer. Wie eine Katze kletterte er auf den Stephansthurm, versteht sich von Außen, bis zur Spitze, die Stellungen und Operationen der Türken zu recognosciren. Starhemberg stand 40 Klafter mit dem Perspectiv unter ihm; Adarler brachte Kundschaft und ward häufig und ansehnlich belobt und belohnt. Mehr als einmahl war er in seiner trunkenen Hast, und vom echten feurigen Patriotismus gestachelt, abgeglitscht und zurück gestürzt auf die gothischen Stacheln, ohne sich aber je zu beschädigen. Ein einziges Mahl hätte er sich bald gespießt; das war aber nur, weil er sich im Zustande der Nüchternheit befand.

4 Jahre darauf, als von der Spitze des Stephansthurms Mond und Sterne herabgenommen werden sollten, um einem spanischen Kreuz Platz zu machen; und da für dieß Geschäft 5000 Gulden gefordert, zuletzt von dem Troppauer Ziegeldecker Rossytko aber nur 1000 verlangt wurden, selber auch dazu angenommen ward, erboth sich der Adarler, diesen Actus für einen Eimer Wein zu verrichten. Dieß ward aber deßhalb nicht angenommen, weil es sich hier um ein heilig Ding handelte, bey dem man sich keines Trunkenboldes bedienen wollte. Man war aber so großmüthig, ihm einen halben Eimer zum Geschenk zu machen.

Anno 1690 hielt sich der Adarler, dem durch den allzuhäufigen Genuß solch halber und anderer ganzer Eimer

der Athem ausgegangen, so daß er sich eine Zeitlang des Dudelsackes enthalten mußte, bey einem Bäcker auf dem Neubau auf, bey welchem zugleich eine kleine Viehwirthschaft getrieben wurde. In dem Saustall dieses Bäckers nun geschah es, daß den 2. September ein absonderliches Schwein zur Welt kam, dasselbe welches Fuhrmann in seinem Alt- und Neu-Wien, im 2. Theile zur Seite 1151 abgebildet geliefert hat, mit der Unterschrift: „Einer Schweine Missgeburth,“ und über welche „Schweine“ er Folgendes berichtet: „Den 2. September hat in der hiesigen Vorstadt, am Neu-Bau genannt, eines Beckens Schwein ein wunderliche Miß-Geburt geworffen, in dem graußlichen Aussehen, wie beyligendes Kupffer darweiset.“ Der geneigte Leser kann hieraus entnehmen, wie authentisch unsere Nachrichten über Augustin Adarler sind, massen wir sehr gewissenhaft die Quellen nachweisen. Der Adarler jedoch fand diese Schweine nicht gar so sehr von „graußlichem“ Aussehen (sie ist auch in der That nicht so graußlich; wir wissen nicht: war denn Fuhrmann gar so heiklich? Für eine „Schweine“ ist sie sauber genug; wird sich „halt“ den Kopf angestoßen haben); er handelte sie dem Herrn Erzeuger, dem „Becken,“ ab, und verzehrte sie, worauf er wieder gesund ward, und den Dudelsack wieder blasen konnte.

Den 16. Juli 1698 war der Adarler ebenfalls Ursache, daß Feuer auskam. Es ging da das neue Comödien-Haus rückwärts der Burg in Flammen auf. Die Historiker meinen, Handwerksleute seyen Schuld daran gewesen. Ja freylich: Handwerksleute; aber was für Hand

werksleute, und wie, was, wann? Das ist es; das will der Leser wissen; und auch dießmahl können wir in Folge unserer unermüdlichen Forschungen und unerhörten Glückes im Auffinden urkundlicher Nachweisungen andienen. Wir berichten also zuerst, daß nicht Handwerksleute die Veranlassung des Brandes gewesen, denn Musikanten sind keine Handwerker, wenigstens wird das, so wie auch von den Comödianten fortwährend behauptet. Musikanten nähmlich, nachdem die Comödie aus war, setzten sich zusammen und fingen an zu poculiren, hörten aber nicht auf zu poculiren, begannen im Uebermuth des Taumels selbst Comödie zu spielen, zündelten dabey herum; der Vorhang fing Feuer und so war der Teufel los. Adarler aber war der leichtsinnige Rädelsführer des ganzen Unfugs, Adarler, welcher als erster Sackpfeifer des Orchesters angestellt war. Er nahm wieder die Flucht, ging nach Linz, als er aber vernahm, daß man die Schuld den Handwerkern beymesse fort und fort, kehrte er zurück, und kam gerade zu einem erschrecklichen Auftritt zurechte, der auf dem Petersplatze Statt fand.

Dieß war am Magdalena-Abend des Jahres 1700. Vor dem Hause des reichen Hofjuden Samuel Oppenheimer tummelten sich zwey Rauchfangkehrer herum; die spielten das Mühlspiel. Ein Jude lachte sie aus; sie fingen an, auf eine Bank zu klopfen, was die damahligen Juden nicht leiden konnten; die Rumorknechte, im Oppenheimerschen Hause der Sicherheit wegen stets eingelagert, untersagten den Rauchfangkehrern den Spuk; diese widersetzten sich; Einer erhält einen Schlag, und nun ging

das gräuliche Unglück los. Das Volk stürzt sich auf das Haus, erbricht es, stürmt es, plündert und zerstört Alles was nur immer zerstörbar ist. Unsägliches geht vor. Das Volk wird mit Gewalt zerstreut; ein Schwertfegergesell, der Erste beym Einschlagen des Hausthors wird festgenommen, so auch ein Schornsteinfeger, welcher der nächste ihm nach; und Beyde werden sie am andern Morgen an einem Fenstergitter Oppenheimers aufgeknüpft zur Satisfaction. Es war aber noch ein Dritter zunächst ins Haus mit eingedrungen, aus vollem Hals schimpfend und scheltend und aufforderud zum Plündern. Diesen Dritten jedoch suchten die Rumorknechte vergebens, denn er lag im Keller hinter großen Weinfässern und schlief seinen Rausch aus; und war dieser Dritte niemand anders als der Adarler. Damahls hat man ihn freylich nicht finden können; aber wir haben ihn nun freylich gefunden. Da liegt es.

Eben so sind wir inne geworden, wie der bacchantische Sackpfeifer zur Zeit der Pest Ende 1712 glücklich davon gekommen. Er saß da im Liechtenthal beym „Lampel" lustig beym Becher, als die Gasse herauf wüstes Getöse sich wälzte, ein Schwarm Volkes sich die Haare raufend in Verzweiflung und Geschrey und Gestöhn heulend, flennend, bethend, fluchend, Alles durcheinander: Die Pest, die Pest, der schwarze Tod; verloren sind wir Alle, o Herr, sey uns gnädig! Wie Augustin das sieht und hört, wird er auf einmahl wieder nüchtern; fest und besonnen fragt er nach der Ursache und läßt sich sagen, da drüben in der Rossau in einem verfallenen Stall liege ein Weibsbild, behaftet mit Beulen, welche die Pest sind; das Weib

sey aus Totis in Ungarn gekommen und heiße Christine Ennenn. Die Hörung dieses Nahmens bringt eine electrische Wirkung auf den Adarler hervor, denn es ist die Mutter seines Schatzes, seiner angebetheten Unterstands-Gundel, welche Schankdirne bey dem Branntweiner im Schultergässel, und die Alte sollte kommen, die Aussteuer zu bringen. Augustin fliegt zum Nothstall, findet das Weib verlassen, denn Niemand getraut sich, es anzurühren; er aber faßt muthig die Inficirte (welche in der That die Urheberinn jener neuen Pestseuche gewesen) und trägt sie ins Spital, ohne daß es ihm im Mindesten geschadet, als daß er kurze Zeit Quarantaine halten mußte.

Das Weib, die Christel ging darauf, versteht sich; das war nicht anders als billig. Geld für den Schwiegersohn hatte sie wohl keines, aber eine pergamentene Anweisung auf das Oppenheimersche Wechselhaus oder die jeweiligen Familienglieder desselben, zahlbar dem Ueberbringer, 1000 Gulden 24¾ Kreuzer im Betrag. Adarler behob das Geld, heirathete das Schankdirndel und nahm Anno 20 das Geistbrenner-Geschäft des Georg Neuhauser in Pacht, des nähmlichen Mannes, der die große Orgel bey St. Stephan hat bauen lassen, den 1. May 1724 starb, und unter dem Chor dieser Orgel begraben liegt.

Die Adarlerischen Conleute machten gute Geschäfte, lebten auch ziemlich gut mit einander; nur ist der Fall, daß die Ehewirthinn täglich selbst der stärkste Gast war, und eines Tages beym Feuerschlagen, da sie mit dem Maul zu nahe an den Schwefelfaden kam, sich entzündete und in den Flammen ihres eigenen Leibes elendiglich

umkam, trotz der Misthaufen und Milchfluthen, die man an dieser Brunst verschwendete. Adarler gab jetzt den Schank auf, und privatisirte wieder als Dudelsackpfeifer. Geld hatte er; er führte ein flottes Leben, stets unter guten Freunden und Freundinnen. Wollte man diese alle nennen, so würde man nicht fertig; es wäre auch nicht möglich, die Nahmen dieser sämmtlichen Brüder und Schwestern ausfindig zu machen. Wir können das wohl sagen, weil wir uns, wie häufig bey dem Schulmeister Schmälzel gewiß alle mögliche Mühe gegeben haben, ohne jedoch deren mehr aufzufinden, als die nachfolgenden, enthalten in dem Gedenkbuch Adarlers, das er fleißig fortsetzte und nach welchem sich auch ergibt, daß er vom Adel war, ein Edler v. Eidechs. Er hatte auch außer dem unglücklichen Baron Zwiefel ein Paar vornehme Bekanntschaften, z. B. einen Baron Terno und ein Fräulein v. Bremmelsesel, bey deren Hochzeit er sein Instrument blies.

Wir verzeichnen also die vorgefundenen Individuen der Adarler v. Eidechsschen Bekanntschaft hiermit getreulich, als: Hetzenbrechtel, ein Altreiß; Sudeldacker, *ein Kegelbube*; Wunzebrinkel, ein Salniter-Fabrikant aus Preußen; Garaus, ein mondsüchtiger Ziegeldecker; Wurzkeil, ein Roßtäuscher und falscher Spieler; Schnälberkitzel, ein Bretzenbäcker; Bisgurini, ein wälscher Pfandschacherer; Schaun's, ein Brief- oder Kartenmahler; Spelunkovsky, ein Steckelschneider; Puripurin, ein Haftelmacher, und mehrere Andere, die wir nicht lesen können, weil uns keine mehr einfallen, außer dem Siechknecht Inbälde und dem Stöckelknecht vulgo Halbschinder Figurer, und dem Trac-

teur Coqlecoq, und dem Dürrkräutler Alrauniger, und der Strickergodel Salopperin, und der Petschirstecherinn Prospecterl, und der Großkratschlerinn Protzmaulinsky, und dem schwindelhaften Freyfräulein Apropos.

Letztere spielte gut Lanzknecht und Hanserl. Das Hanserl-Spiel hatte sie aus Paris, ihrer Vaterstadt, nach Linz gebracht, wo Adarler sie kennen gelernt; sie errichtete alsbald nach Koltschitzky einen Caffehladen im Färbergässel, wo nächtlicher Weile stark Hazard gespielt wurde, und woselbst sich Adarler zum Beschluß seiner täglichen Wirthshausrunde regelmäßig einfand, um sich dann in sein benachbartes Losament „zum Wolfen in der Au" auf dem Salzgries von Maria Stiegen aus rückwärts zu begeben, vermittelst eines großen starken Pudels, dem, wie seinem Herrn, ein gemeinschaftlicher Riemen um den Leib geschnallt; der Pudel dann voraus, den illuminirten Chef nachziehend, der meistens in liegender Stellung.

Es war aber die tägliche Runde Adarlers v. Eidechs diese, begonnen so gegen 10 Uhr: Branntweinladen am Aufgang zum Katzensteig durch das Jasomirgottische Stadtthor. Von da in den ebenfalls uralten jetzt sehr unecht modernisirten Mirakel-Keller; von da in das christliche Bierhaus in der Bischofgasse; von da in das Haselbierhaus in der Kärnthnerstraße (jetzt nicht Hasel, sondern Dusl auf andere Manier); von da zum Pilati auf dem Graben (jetzt verrammeltes Durchhaus); von da zum „Lampel" in der Naglergasse; von da zum uralten Kleeblatt in der Spenglergasse, nein, schon Tuchlauben; von da ins Ofenloch-Bierhaus, daselbst Mittag zu halten. Von

da auf den Kohlmarkt in das Holzgewölb; von da auf den Michaelerplatz in den 3 Laufer-Keller; von da in das Dachelbierhaus auf dem Mehlmarkt; von da zum alten Pfau in der Kärnthnerstraße; von da in die Schwemme zum wilden Mann; von da in das Schlossergässel in den Caffehladen des Bruders Herz, Koltschitzky, des bekanntlich ersten Caffehsieders Wiens wohlbestellte Wirthschaft. Allüberall ward dem Bacchus wie der Ceres weidlich zugesprochen, weßhalb denn schon beym Dachel der Dudelsackathem ziemlich ausgegangen, und der Pudel die Aufsicht über den Herrn übernommen. Abendtrunk und Abendschmaus aber fanden bey den 3 Hackeln auf der Freyung Statt; von da allendlich in die Färbergasse, dem Säbelkeller noch ein wenig zugesprochen; dann hinüber in die Caffehspelunke; dieß also war die Tag- und Nachteintheilung des Augustin Adarler v. Eidechs.

Dieser so oft verkannte und außer von Seite seines ersten Pestgruben-Abenteuers noch ziemlich unbekannte Cavalier verschied in den Armen des Fräuleins Apropos in ihrem Caffehschank, den 1. April 1730, erst 71 Jahre alt. Sein Tod war sanft und würdig. Er war, wie man gesehen, eine historische Stadtfigur Wiens; aber hätte er nicht selbst eine Art Tagebuch gehalten, und wäre es unsern rastlosen Forschungen nicht gelungen, hinter selbes zu kommen, so wußte man nichts weiter von ihm, und würde ihn stets für einen ordinären Gauch halten. In den genealogischen Werken aber haben wir vergebens nachgesucht, Etwas über das Geschlecht derer von Eidechs aufzufinden. Sein Dudelsack, sein Pudel und die ihm bald nachgefolgte

Apropos wurden neben ihm begraben auf dem nächst besten Währinger-Kirchhof. Das einfache Denkmahl dieser würdigen Familie ist jedoch nicht mehr anzutreffen, was äußerst leicht zu begreifen.

Die althebräischen Grabsteine,

welche man nahmentlich in Gumpendorf gefunden, und die Laz zuerst veröffentlicht hatte, machten den Wiener Geschichtforschern lange Zeit gar viel zu schaffen. Man war fast versucht, es für möglich zu halten, und für sehr möglich, daß die Juden die Urbewohner Wiens gewesen, wie wir auch in einem halb scherzhaften Artikel: Gumpendorf bereits erwähnt. Jene Gumpendorfer-Inschrift lautet zu Deutsch: „Mordach aus dem Riesengeschlechte, ein starker und großer Mann im Jahre nach Erschaffung der Welt 2560." Nicht unmerkwürdig ist nun, daß auch im Burghof zu Gratz, der Hauptstadt eines Landes, in welchem es keine Juden gibt, ein alter hebräischer Grabstein sich befindet, dessen Inschrift folgende ist: „Traurig tönt meine Cyther, und die Stimme vertrocknet mir vor Schmerz über den Hintritt des Gerichtsvorstehers und weisen Lehrers Rabbi Nisim, des Sohnes Rabbi Abarun, welcher in seine ewige Wohnung abging, den fünfzehnten Tag des Monats Juni im Jahre 147 nach der kleinen Zahl; im sechstausendsten Jahre. Seine Seele sey umschlungen mit den Banden des Lebens. Amen." (Uebersetzung in den Fundgruben des Orients.) Dieser Grabstein war in der Carlau nächst Gratz gefunden worden, „wo (wie Polsterer

in seiner Beschreibung dieser Hauptstadt hinzusetzt) bekanntlich die Juden eine Stadt gegründet hatten.“ Ja, die Juden werden wohl noch gar manche andere Stadt gegründet haben, und vielleicht bald wieder fortfahren, deren zu gründen, oder anfangen, deren schon im fertigen Zustande zu kaufen, sey es in Europa oder nicht, denn viele Häuser sind eine Stadt, viele gute Häuser geben eine gute Stadt ꝛc. — Polsterers Buch übrigens sieht zwar sehr gründlich und fleißig aus, ist aber höchst ungenau. Es gibt z. B. die Literatur an, und da kommen natürlich auch die vaterländischen Blätter vor, die unter (Hoffecretär) Armbruster so gut angefangen und unter Sartori so schlecht aufgehört haben, was sehr begreiflich ist. Polsterer sagt nun: „Redigirt von Schultes und Hofr. Ohms.“ Schultes die „vaterländischen Blätter,“ und „redigirt“ von Ohms! Das ist sehr spaßig. Nicht sehr spaßig aber ist, daß der vierte Band von Cäsars „Annales Styriae,“ dieses Capital-Werkes, welches bereits vergriffen ist, im Manuscript nach Wien gekommen, und da „verloren gegangen.“ Wir begreifen wohl, daß so Etwas in Wien, wo so viel verloren geht, auch verloren gegangen sey; wir begreifen aber nicht, daß man diesen vierten Band nicht über Hals und Kopf aufsucht, denn rein verloren kann er ja doch nicht seyn? Oder ist es eine Affaire wie mit Jörgers Commentarien? —

Fiaker Anno 88.

Im Jahre 1788 war die Anzahl der Wiener-Fiaker 648; im Jahre 1844 war sie (wiewohl 700 Nummern gesehen wurden) 656 (1847 wird dieselbe Zahl genannt). Wie nun ist das zu erklären, nachdem seit fast 60 Jahren die Bevölkerung sich so gut als verdoppelt hat? Man wird sagen: Ja die Hunderte von Gesellschaftswagen! Aber, kann man entgegnen, diese bestehen erst seit 25 Jahren, und vor 25 Jahren war die Anzahl der Fiaker nicht größer; auch ist die Bestimmung der Gesellschaftswagen vor die Linie hinaus. Man wird ferner sagen, daß die Menge der Stadtlohnwagen sich verdoppelt, und jene der Linienwagen (Zeiselwagen rc.) über 1200 gestiegen sey. Das ist Alles richtig, erklärt aber immer noch nicht die seit 60 Jahren gleich gebliebene Anzahl der Fiaker. Vielleicht ist die Ursache anderswo zu suchen. Wir glauben 1) In dem gestiegenen Luxus, welchem zur Folge viele Private (z. B. Aerzte) sich Equipage angeschafft, und eine Unzahl von Gewerbs- und Handelsleuten sich ein Fuhrwerk hält, wohl eben so sehr aus leidiger Bequemlichkeit und zum Vergnügen, als aus geschäftlichem Bedürfniß, daher denn diese unendliche Menge von einspännigen Steyrerwägelchen, die auch keine gar alte Erscheinung sind. 2) In dem Umstande der hohen Fahrpreise der Fiaker, und 3) in der seit etwa 30 Jahren herrschenden Gewohnheit, nicht mehr zu gehen, sondern zu laufen, das heißt, so schnell zu gehen, als früher die Fiaker nicht gefahren sind. Man kommt daher, trotz des leider noch

immer bestehenden carriere-mäßigen Schnellfahrens dieser Wagen mit Benützung der Durchhäuser und sonstiger nicht befahrbaren Passagen, zu Fuße fast eben so rasch ans Ziel, als mittelst der Fiaker. Was die Preise der Letztern anbelangt, so findet im Vergleich mit dem Jahre 1788 ein gewaltiger Unterschied Statt. Wie ein Zeitgenosse aussagt, zahlte man damahls von einem Ende der Stadt bis zum andern (wie die Sprechweise schon ist, denn man kann eben so gut sagen von einem Anfang bis zum andern) 12 Kreuzer, aus der Stadt in eine Vorstadt 15 kr. Die Fiaker auf der Landstraße und jene neben der kais. Reitschule waren theurer als die zu Mariahilf und jene auf dem Kohlmarkt. Auf dem Kohlmarkt also waren Fiaker stationirt, und daß es davon abgekommen, ist freylich ganz in der Ordnung; daß es aber unmittelbar vor den Stadtthoren selbst keine mehr gibt, wie noch vor 40 Jahren, dürfte wohl nicht in der Ordnung seyn, besonders, da jetzt viel breitere Chausséen sind. Ist man vor dem Burgthore, und veranlaßt, einen Fiaker zu wünschen, so bleibt nichts übrig, als zurück auf den Michaelsplatz, oder gar auf die Laimgrube zu gehen. Die Preise der Fiaker in den 80er Jahren muß man um so billiger finden, als jeder jährlich nicht weniger als 36 Gulden Abgabe zu entrichten hatte, welche dem Armen-Institute zuflossen.

Cagliostro

war um das Jahr 1788 in Wien. Er soll in Währing gewohnt, oder daselbst wenigstens Experimente gemacht

haben, wie wir ihn denn auch in der Wiener-Kurzweil Seite 211: „Die novantike Währingerinn" haben auftreten lassen. Sein Aufenthalt aber war noch viel kürzer als jener in Petersburg. Man kann denken, daß seine Erscheinung weder der frommen Maria Theresia, noch dem aufgeklärten Kaiser Joseph habe zusagen können. Der Wunderthäter zog also ab, so gut als unverrichteter Dinge, und situirte sich in Trient. Der Kaiser schrieb dem Fürstbischof, wie er denn einem Mann „von diesem Schlage" Aufenthalt gewähren könne, und verlangte Cagliostros Entfernung. Dieser nun, auch hier Ernst sehend, und schon längst Willens nach Rom zu ziehen, spielte den Reumüthigen, den Büßer, warf sich dem Fürstbischof zu Füßen, zerfloß in Thränen, und erschlich sich auf solche Weise einige Empfehlungsschreiben an Personen von Einfluß in Rom. Er verließ nun Trient, und langte Ende Mai 1789 in der ewigen Stadt an, die er nimmer überschreiten sollte. Das Jahr zuvor hatte Nicolai die 3 satyrischen Lustspiele, welche die Kaiserinn Catharina auf Cagliostro geschrieben, in deutscher Uebersetzung erscheinen lassen, betitelt: „Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben von J. Maj. d. K. v. R." Sie heißen: Der Betrüger; der Verblendete; der sibirische Schamane; die erstern 2 wurden mit einem Gewinn von 20,000 Rubeln auf dem Petersburger National-Theater aufgeführt.

Anschaulich und critisch ist uns Cagliostro zum ersten Mahle im 8. Bande des neuen Pitaval vorgeführt worden. Des Helden Aeußeres wird nach einer frühern Königsbergerfeder also geschildert: „Er war ein kleiner, dicker,

höchst breitschultriger Mann mit rundem Kopf und schwarzen Haaren, gedrungener Stirn, starken, fein geränderten Augenbrauen; schwarzen, glühenden, trübschimmernden, stets rollenden Augen, einer etwas gebogenen, fein zugerundeten, breitrückigen Nase. Die Lippen waren rund, dick, auseinander gerissen; das Kinn fest, hervorstrebend, mit runder, eiserner Kinnlade. Ein feines kleines Ohr; eine kleine sehr fleischige Hand, ein kleiner schöner Fuß. Er war überaus vollblütig, rothbraun von Teint, mit einer gewaltig klingenden vollen Stimme." In den römischen Proceßacten wird ihm noch ein starker Bauch verliehen; es heißt darin, er habe geschielt, und das Italienische und Französische in einem sicilischen Jargon gesprochen, daß es sich ausnahm wie Hebräisch.

Vielleicht erinnern sich noch einige Wiener oder Währinger an diesen miraculösen Mann. Warum denn nicht? Mancher starke oder nicht starke Siebziger könnte das, wenn er ihn zu Gesicht bekommen; am Leichtesten solche, die krank und arm waren, denn solche Leute hatten gleich Zutritt bey ihm, Gratis-Arzney und Geldunterstützung, strömten ihm auch gleich überall zu, ja er veranlaßte sie sogar dazu. Irgend ein betagter Währinger könnte sich vielleicht melden, aber nur in rein geschichtlicher Weise würden wir bitten.

Daß der Vater des kürzlich verstorbenen Baron Natorp eine Dose von Cagliostro besessen, haben wir schon irgendwo erwähnt.

Noch Etwas zum Artikel „Ein Zinshaus“

im 5. Theile der Memoiretten, und immer, fort und fort wird sich „Noch Etwas“ finden, von Jahr zu Jahr, ja von Monath zu Monath, wie nähmlich, ähnlich den Pilzen, rasch über Nacht neue Zinshäuser herausspringen aus dem alten Erdboden, denn jedes derley Schaumachwerk biethet wieder frische Wahrzeichen der raffinirtesten Ersparungs-, Benützungs- und Profitfinesse dar, besonders was die Räumlichkeit betrifft.

Mehr als ein solch frappantes Beyspiel und Schauspiel und Bauspiel und Nachspiel und Vorspiel ist seit dem Jährlein erstanden, als wir überhaupt von dem saubern Organismus der modernen Miethgebäude perorirt haben, und wie gesagt, selbst nach so kurzer Zeit, läßt jedes neu ausgeheckte egoistische Pfiffigkeiten erkennen. Vornehmlich springt das allen Grundsätzen der Sicherheit, der Gesundheit und des Geschmacks, ja der einfachsten Vernunft Hohn sprechende System der Mezzanin- und Mansarde-Zellen in die Augen. Von Gemächern nöthiger Höhe nichts mehr; aus zwey Stockwerken schiebt man 3 zusammen, wie Schubladfächer. Ist das bey einem Gasthause, so ist der Kniff doppelt profitabel, denn das Heizen wird fast ganz erspart. Auch unterirdisch werden noch Gastzimmer applicirt, die ihr kärgliches Licht durch halbe Fenster empfangen, welche dicht am Trottoir aufsitzen, und **NB.** wieder aus filziger leichtsinniger und den Sicherheitsansichten frech zuwider laufender Oeconomie nicht einmahl

Gitter haben, so daß eine auf der Straße frey gewordene Last sehr bequem durch diese Fenster hinab auf die arglosen Gäste zermalmend stürzen kann. Ebenfalls unterirdisch die Küchen. Wie eckelhaft, wenn man denkt, daß alle diese Eßartikel in ihrer Erhalation ersticken, und in ihrer Vermischung zugleich von Keller- und Gasdunst verpestet zu gesunden Nahrungsmitteln dienen sollen. Nicht ohne Entrüstung kann man erwägen, daß hier die Gesundheit und die Börse Hunderter von Mitmenschen dem gewissenlosen Eigennutz eines Einzelnen zum Opfer dienen. Selbst auch die Sicherheit der Wohnungen ist preisgegeben dem Ersparungssystem eines solchen Einzelnen, ich meine, was die Gitter betrifft. Sehe man diese Schutzgitterchen an, die kaum einen halben Zoll dick sind, nicht viel fester als von Draht, und von jeder derben Faust ohne alle Instrumente gebogen, und herausgebrochen werden können. Nicht genug! Von Außen, oder den Kaufläden, oder den Hausthoren reichen diese Gitterstäbchen nur bis zur Hälfte empor; und solcher Verwahrung soll man seine Person, ja sein Leben, soll man sein Eigenthum anvertrauen? Die Localitäten, von denen wir früher schon gesprochen, werden immer enger, nahmentlich jene der Gassengewölbe, mit deren Schmalheit Wetzlar in der Plankengasse das erste Beyspiel gegeben, stümperisch aber noch gegen die jetzige Bauweise; die Ladentische (sogenannten Budeln) werden bald nur noch die Breite eines Lineals haben können. Wahrhaftig, es eckelt uns, in fernere Details einzugehen; wir wünschen, daß ein Sachverständiger damit aufträte, um zu veranlassen, daß diesem schreyenden Unfug

des Egoismus von amtswegen begegnet werde; und was uns betrifft, wenn wir ein Haus seyn sollten, so möchten wir kein heutzutagiges Zinshaus seyn. Auch wohnen möchten wir in keinem solchen, nicht einmahl besuchen mögen wir Jemanden, der in einem derley logirt, da schon, wenn man nur die Stiege betritt, der unausstehliche Gestank der verdammten Sparherde, verglimmenden Unschlittdochten ähnlich, die Luft verpestet.

Der wunderherrliche Brunnen

auf dem neuen Markte (es ist zu matt, bloß zu sagen: „Der schöne Brunnen") wurde den 4. Nov. 1739, am Nahmenstage des Kaisers, zum ersten Mahle aufgethan. Die Figuren hätte der Italiener Matthielli aus Stein anfertigen sollen. Da machte sich der große Donner anheischig, sie um denselben Preis, nähmlich um 600 Gulden (welch ein Spottpreis für solch ein Meisterwerk) aus Metall zu liefern. Matthielli war wohl ein Künstler von Geschicklichkeit aber nicht von Talent; der Magistrat erwog noch Anderes, und gab, nach den Worten der betreffenden Urkunde dem „ohne Zweyffel überlegenen Maister und Künstler Donner den Vorzug um sich allhier in publico eine immerwährende Ehre machen zu können, da er die Statuen von Bronce oder harter aerzerner Composition um eben den Preyß, als der Matthieli machen wolle." Klüglich wurde auch in Anschlag gebracht, daß das Material des Steins öfterer Ausbesserung bedürfe, und das Metall stets seinen pecuniären Werth behalte. Insbesondere

aber nahm der Magistrat billige Rücksicht auf die bedrängte oeconomische Lage Donners; und so schuf er sein unsterbliches Werk. Die wundervoll gedachten und ausgeführten vier Hauptfiguren wurden später entfernt, lagen geraume Zeit im bürgerlichen Zeughause, und sind seit 1801 wieder aufgestellt. Diese kurze Notiz sey nur ein fernerer Impuls zur dereinstigen Geschichte des österreichischen Phydias und seiner classischen Schöpfungen, worüber wir in den Sonntagsblättern und im 4. Theile der Wiener-Memoiretten Einiges angeregt. Möchte Frankls anerkennenswerthe Preisausschreibung bald erfüllt werden!

Lehrjungen.

Obschon es mit der Gründung von Vereinen sehr rasch zu gehen pflegt, so könnte es dennoch seyn, daß ein Thierschutzbund noch eher zu Stande käme*), als der proponirte zu Gunsten der Lehrlinge. In diesem Falle nun würde man wünschen und anrathen, diesem Thierschutz-Bedürfnisse vorerst die Lehrjungen selbst mit einzuverleiben, wiewohl sie weit weniger schuldlos sind, als ihre Mitgeschöpfe, die Katzen, die Hunde, die Kälber, Pferde und Esel; ferner mit zu incorporiren die Schriftsetzer, die Schuster und endlich mehrere Dutzende deutscher Journal-Redacteure, welche drey Classen als ewig quälende, selbst ewig gequält sind. Die Lehrjungen aber sollten bey dieser Simultan-Aufnahme, wie billig, am wenigsten berück-

*) Und siehe, da ist er.

sichtigt werden, weil es unter ihre süßesten Genüsse gehört, die Thiere zu quälen. Deßhalb auch fährt der Lehrjunge, ist er seiner Zeit zum Gesellen oder zum Meister avancirt, rüstig fort, seine gewohnte Thierquälerey auch an den Lehrjungen auszuüben, denn, wer so roh, so gefühl- und gedankenlos, so grausam ist, Thiere zu quälen, der peinigt auch Menschen. Das steht fest, und ist größtentheils der Grund der üblen Lage der meisten hartbehandelten Lehrlinge. Die Sache liegt etwas tiefer, so daß es mit einem lediglichen Verein für die bessere Behandlung der Lehrjungen nicht abgethan seyn kann, bey welchem noch zu befürchten, daß die also assecurirten kleinen Subjecte verhätschelt, dünkelhaft und widerspenstig werden dürften. Dann gäbe es noch grellere Auftritte. Sehen wir es ja doch an den weiblichen Dienstbothen, die bey dem geringsten Tadel gleich die Entgegnung bereit haben: „Da bitt ich, ich kenn meine Rechte!“ — Also Lehrjungenschutz-Verein verbunden mit Thierschutz-Verein mit Inbegriff der angehenden Herren Lehrlinge. Ob auch die Verfasser von Notizen, wie vorliegende, einem oder dem andern mit einzuverleiben, bleibe indeß dahin gestellt, oder nicht, wie 's beliebt.

Donau-Canal, Freyh. v. Hoyos und Hartneid.

Das Bette des Wiener-Donau-Canals ist, wie man weiß, nicht eine Gestaltung der Natur, sondern ein Werk

der Kunst, von Menschenhänden ausgegraben. Die Ausführung dieses riesenhaften Geschäftes haben wir dem Freyherrn Ferdinand Albrecht von Hoyos, Stifter der noch blühenden jüngern gräflichen Linie Hoyos zu danken. Er war ein gelehrter Mathematiker, hatte in den Niederlanden die Wasserbaukunst erlernt und geübt, und war 1593 Oberstkämmerer und geheimer Rath Kaiser Rudolph II. welcher ihm unter Anderm verschiedene Liegenschaften darunter Persenbeug käuflich abgetreten. Unter der Leitung, und versteht sich, auch nach dem Plane dieses verdienten Meisters kam jenes gewaltige Werk zu Stande.

Es war auch hohe Zeit zu dieser Maßregel, denn schon in den letztern Jahren der Regierung Maximilians II. (†1576) hatte die Donau gedroht, sich nördlich zu wenden, wodurch denn nicht nur die ganze Gegend des Marchfelds der größten Gefahr ausgesetzt gewesen, sondern dem Handel und der Approvisionirung Wiens ein unermeßlicher Nachtheil widerfahren wäre. Am äußersten Ende der Brigittenau also wurde ein Durchschnitt bis zu den Wällen der Stadt gezogen, um den schiffbaren Arm von Nußdorf an zu bilden. Daß späterhin häufig und auf verschiedene Weise zeitweilig nachgeholfen werden mußte, mag sich von selbst verstehen, z. B. unter der großen Theresia durch die Bauten bey Langenzersdorf, und erst vor wenigen Jahren mittelst des Nußdorfer-Dammes.

Anderthalb Jahrhunderte vor der Regulirung durch den Freyherrn v. Hoyos machte sich Caspar Hartneid, ein Augsburger, anheischig, eine unmittelbare Wasserstraße nach Wien von Döbling aus mit voller Strömung herzustellen,

so daß sie selbst von den größten Hohenauer-Schiffen befahren werden könne. Dieser Mann hatte sich bey den unterinnthalischen Bergwerken und Wasserbauten so geschickt und thätig erwiesen, daß der Erzherzog Sigmund von Tyrol ihn den Wienern auf das Angelegentlichste empfahl. Hartneid wurde mit der freudigsten Bereitwilligkeit an- und aufgenommen, und schritt kecklich ans Werk. Allein es erwies sich nur zu bald, daß des Projectanten Entwürfe nur eitler Wahn gewesen, und da bereits über 800 Pfund Pfennige fruchtlos und ohne bessere Aussicht verausgabt waren, so nahm der erzürnte Rath die Sache sehr ernst. Hartneid wurde ergriffen, in engen Gewahrsam gebracht, und sollte seinen Frevel an Leib und Leben büßen. Als dieß dem hohen Gönner des Maleficanten zu Gehör kam, verwendete er sich bey den Wienern, und erwirkte ihm Gnade und freye Heimkehr gegen Urfehde.

Diese Urfehde vom 30. Juni 1455, im Stadt-Archiv noch aufbewahrt, lautet wie folgt:

„Ich Caspar Hertneid von Augspurg, Bekenn für mich all meine erben, frewndt, Helffer vnd Günner für die Ich mich genczlich angenomen hab. Vnd tunk und offennlich mit dem brief. Als mich die ersamen weisen, mein genedig Herren, der Burgermaister, Richter vnd Rate der Stat zu Wienn in Ir venkchnüß genommen habent, darumb das Ich In gelobt, vnd versprochen, auch mich des pey meinem halss verphlicht hab, Ich well In die Tunaw bey dem Toblingpach, mit volligem fluss das ein genaffte Hohenawer Inn schiffig stetlich wol ein vnd ausgen mug, mit meiner kunst vnd arbeit, herein pringen vnd laitten, zu der Stat in den Arm, vnd des also nicht getan hab. Darauf Si mer denn Achthundert phunt phenning, mit paw gelegt habent, darumb Ich Sy mit meinen trieglichen worten, also in schaden pracht vnd betrogen hab, darumb

Sy mich an meinem leib gestrafft wolten haben vnd pillichen gestrafft hieten. Nu hat der Hochgeborn furst Herczog Sigmund Herczog zu Oesterreich vnd zu Steyb ꝛc. mein genediger herr in seiner aigen furstlichen person die egenanten Burger für mich gepeten, das Sy mich solcher egemelter pueß vnd straff durch seiner gnaden pett willen güttlichen begeben vnd aus Irer venkchnüß ledig gelassen habent, das Ich In diemuthigclich dankch sag vnd vmb sew vndertenigklichen verdinen wil dieweil Ich leb. Dauon so hab ich mich wiederum gen den egenanten meinen genedigen Herren dem Burgermaister Richter vnd Rate der Stat hie zu Wienn vnd allen Iren nachkömen mit meinen trewn an ains geswororn aides stat verlubt vnd verbunden, — — — das wir noch nyemandes von — — meiner venkhnüß, solds, vnd anderlay anuordrung vnd spruch wegen, Hincz den egenanten Burgern, vnd allen Irn Inwonern der Stat zu wienn noch kainem menschen, noch zu allen den die an meiner venkchnuß schuld haben — — — kainerlay sprüch drönüß veintschafft, vnwillen noch vngunst, neid noch Haß, nymermer haben noch darumb kainen schaden zucziehen, schickchen schaffen noch betrachten sullen noch wellen, — — — — — — — Helffer vnd Günner Vnuerschaidenlich für die Ich mich genczlich hab angenomen, den vorgenannten meinen Herren den Burgern zu wienn vnd allen Irn nachkömen den brief versigelten mit der Edeln vesten Hannsen von freyberg, vnd Hannsen von Wallenrod baider anhangunden Insigeln, die Ich Zugeczeugnüß der sach gar fleissigilich darumb gepetten hab In paiden vnd Irn erben anschaden, Darunder Ich mich für mich all mein erben, frewndt Helffer vnd Günner vnuerschaidenlich für die Ich mich genczlich hab angenomen mit meinen trewn an ains geswororn aides stat, verpinde, stet zu halten alles das an dem brief geschriben stet, Wann ich nicht aigen Insigl habe. Geben zu wienn an Montag nach sand peters vnd sand pauls tag der Heiligen Zwelfpoten, Nach cristi gepurd Virczehenhundert Jar vnd darnach in dem fünfundfünfczigisten Jare."

Hartneid hatte bey seinem Plane ohne Zweifel die Richtung vor Augen, welche die Donau in der ältern

habsburgischen Zeit genommen. Damahls hatte sie ihren Lauf zwischen Nußdorf und Heiligenstadt an der Höhe von Döbling vorbey, zur jetzigen Nußdorfer-Linie und am Fuß des sogenannten Ochsenberges über den Salzgries, fort durch die Adlergasse und Weißgärber. Auf die unverkennbarsten Spuren jener alten Richtung kam man zu verschiedenen Zeiten. In den erstern Jahren der Regierung Maria Theresias, bey dem Bau der Salzgries-Caserne, grub man starke hölzerne Wehren aus; auch befanden sich damahls noch an dem großen Thurm des Passauerhofes auf dem Salzgries starke eiserne Ringe, an welchen früher Schiffe, Nachen und Flösse angehängt worden waren. 1819 während des Baues der Ferdinandsbrücke stieß man in einer Tiefe von 14 Fuß auf das alte Strombette.

Ehrliche Verzweiflung.

Ich kochte in Hamburg und galt für die erste Köchinn der Welt. Ich kochte in Frankfurt und war gepriesen als die eminenteste Küchen-Juno auf Erden. Ich kochte in München, und ward als die brillanteste Herdkünstlerinn des Weltalls bewundert.

Und nun „allhier!“ Allhier ist all mein Ruhm dahin. Die ungeschickteste Köchinn soll ich seyn, ist das allgemeine Echo. Das schmerzt, das blutet, das nagt. Es ist zum Teufelholen. O abgekochter Garkoch, der du mich in dieses „Allhier“ verlocktest! Meineidiger, ich verstoße dich, wie man gestern meine Biersuppe verstieß.

Meine Herrschaft ist krank; ich will sagen: meine

Leute sind es, von wegen der verdammten Biersuppe. Vor wenig Tagen noch glänzte ich als Prima = Donna der Biersüpplerinnen Münchens. Ja „Allhier“ falle ich als schuldloses Opfer; denn aus Gras, etwas Bitterkraut und schlechtem Wasser besteht dieses Gebiere.

Stets excellirte ich im Rindfleisch. Mein Beefsteak war mein Stolz. Mein gestriges Beefsteak ist mein Untergang. Warum? Kuhfleisch ist es. O großes Hamburg! O kleines Allhier!

In Hamburg war ich stets groß in der Sardellen-Sauce. Die gestrige hat mich zerschmettert. Weßhalb? Junge Weißfische sind es, geistlos wie die Semmelschnittchen des geistlosen Spinats. Meine Reinheit, meine Unschuld sind klar, und dennoch!

Statt der Biersuppe frühstücken meine Leute diesen Morgen Kaffeh. Immer war ich siegreich in diesem Gepantsche. Heute erlag ich. Die Seife bey der Milch, die Kreide beym Zucker, die Bohnen — künstliche von Holz. Ich bin guillotinirt. Ich falle von der andern Ohnmacht in die eine zurück.

Euphrosine schreibt dieses Abends dem Garkoch und Dir. Der heutige Mittag war schrecklich. Mein Geist taumelt. Sollte man glauben, daß ein miserabler Milchrahmstrudel daran Schuld sey? Ja, ein miserabler; denn Gyps war unter dem Mehl. Nicht genug. Den Milchrahmstrudel ließ man stehen, aber den Kalbsbraten warf man weg, ziemlich in die Nähe meiner Person. Welche Brutalität! Habe ich nicht gegen diese jämmerlichen Herdmaschinerien protestirt? Nie hat Euphrosine anders die Kunst des Bratens

practicirt als am freyen, lebendigen Feuer. Wie ihr Herz, war stets ihr Kalbsbraten. Du weißt es wohl, treuloser Garkoch!

Im Salat ferner beschimpfte man mich selbst. Was kann ich für das schmähliche Oehl? für den matten Holzessig? für den mit Kehrichtstaub vermengten Pfeffer?

O Sterne meines Ruhms, wo seyd ihr? Erhabene Kunst, wie bist du prostituirt! Liebliche Unschuld, wie bist du besudelt! Wie ich „einstand," war es ein Triumphzug. Jetzt, da ich „ausstehe" ist es eine Niederlage.

Nichts mehr von dir, eidbrüchiger Garkoch! Noch heute verlasse ich dich und dieses „Allhier."

Der Ruhm der Küche Allhiers ist in Schmach verwandelt.

Ihr Geister des Apicius, der fast 40mahl in Druck gelegten Gärtler und Hickmann, des edlen abstracten Zenker: heulet, heulet und winselt dahier!

Der große Trappist.

Wie der Freyherr v. Geramb durch Intelligenz, Kraft, Character-Tüchtigkeit, Talent und so viele andere Vorzüge, jetzt so viel wir glauben, Generalprocurator seines Ordens, für die Sache des Himmels entflammt und wirksam ist, so war er es, ein Oesterreicher in Wien besonders 1805 in den Tagen der Bedrängniß und Gefahr, für die Sache des Vaterlandes. Er gründete ein Freycorps, das seinen Nahmen trug, und ließ folgenden Aufruf ergehen:

„Der Feind Europens hat Deutschland mit seinen

Heeren überschwemmt, und bedroht unseres Vaterlandes Grenzen. Aber fern von uns bleibe jede Furcht; größer als die Gefahr, ist unsere Kraft, größer sey auch unser Muth, und bald werden wir ihr Schreckenbild verschwinden sehen, bald kehrt ruhiges und sicheres Glück in die Mitte der Unsrigen zurück! Jeder sey bereit, zu retten, zu helfen, und sich selbst um des Ganzen Willen zu vergessen: und wenn wir so fest aneinander gekettet dem Feinde Trotz biethen, dann wird unser Staat auch im Sturme unerschüttert stehen, und an seiner Kraft werden sich die Wellen des feindliches Glückes brechen.

Von diesem Geiste beseelt, und durch die schönen Erfahrungen voriger Zeiten überzeugt, daß es der allgemeine Geist meiner Mitbürger sey, fordere ich Sie hiermit auf, mich bey einem Unternehmen zu unterstützen, durch welches ich dasjenige, was in meinen Kräften steht, zur Vertheidigung des theuren Vaterlandes beyzutragen entschlossen bin.

Der landesfürstliche Herr Hofkommissär hat mir die Erlaubniß ertheilt, ein Freycorps, gegen eine vorläufige Subscription zur Unterhaltung desselben, zu errichten, und es gegen den Feind zu führen, und Se. Majestät hatten die allerhöchste Gnade, es nicht nur zu bestätigen, sondern auch den Ehrennahmen: Freycorps der österreichischen Kaiserinn, zu bewilligen. Gern und freudig werde ich dafür aufopfern, was ich vermag. Um der Gefahr entgegen zu gehen, entreiße ich mich den Armen einer geliebten Gattinn und sechs unmündigen Kindern. Meine Pflichten gegen sie sind mir heilig, heiliger aber

noch die Pflichten gegen Kaiser und Vaterland; denn ich war eher Bürger, als ich Gatte und Vater war. Das Glück der Meinigen sichere ich, indem ich den Feind bekämpfe; und sollte ich in diesem Kampfe fallen, so wird das Andenken an mich der Stolz meiner Kinder seyn.

Meine edlen Mitbürger fordere ich zu Geldbeiträgen zur Beförderung dieses Unternehmens auf, und gewiß wird Ihnen kein Opfer zu groß seyn, wenn es darauf ankömmt, die Zahl muthiger Streiter für Freyheit und Vaterland zu vermehren. Sie durch Gründe der Selbstsucht hierzu bewegen wollen, hieße Ihren geprüften Patriotismus bezweifeln; mit dem vollkommensten Vertrauen erwarte ich daher von Ihnen in der Ausführung meines Unternehmens unterstützt zu werden. Unsere Enkel und Urenkel, welche das Glück unserer Väter und Urväter genießen werden, von Habsburgs allgeliebtem Regentenstamme beherrscht zu seyn, werden mit dankbarer Bewunderung sich der itzigen Generation erinnern, die durch ungebeugte Kraft, Eintracht und Nationalgeist sich in dem ungünstigsten Zeitpuncte dem Feinde muthvoll entgegenstämmte und die Freyheit Oesterreichs und Europa's mit erkämpfen half."

Eine bedeutende Anzahl Kampflustiger sammelte sich schnell. Den 12. Nov., Mittags um 2 Uhr zog das Gerambsche Freycorps, 1400 Mann, durch die k. k. Hofburg über die Donaubrücken hinaus. Viele waren vom Aufgebothe 1797 darunter, mit dem Ehrenzeichen desselben geschmückt; Alle aber hatten noch nicht uniformirt seyn können. Die Uniform stimmte im Ganzen mit jener der Landwehr von 1809 überein, nur daß die Aufschläge

23

orangegelb waren. Aufgelöst wurde das Gerambsche Corps 1806 den 21. März bey Stadt Enzersdorf.

Seine Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus und seine vaterländische Begeisterung hatte der Freyherr v. Geramb bey allen Gelegenheiten an den Tag gelegt. Sein zu Wien 1804 erschienenes prächtig ausgestattetes Gedicht: „Habsburg“ circulirt noch jetzt, häufig in Sammt mit Goldverzierung. Jetzt (1847) ist Ferdinand Freyherr v. Geramb 77 Jahre alt; und wie alle, auch seine neuesten Schriften von ungeschwächter Seelen- und Geisteskraft zeugen, so ist dieß auch in seinen freundschaftlichen Briefen der Fall, nahmentlich an seine hierortigen Verwandten. Seine Handschrift ist klar, geschmackvoll, zierlich und fest; seine Einbildungskraft noch immer beflügelt. Eine biographische Notiz findet man auch in der österreichischen National-Encyklopädie. Seiner Duell-Abenteuer auf dem Aetna haben diese Memoiretten dort und da erwähnt.

Ein Theehaus.

Mein Familien-Nahme ist Tsingtsingtsing; ich heiße Tsingtsingtsing; ich bin in Huwauwautsi geboren, und kam als Huwauwautsier nach Rhinoceros, welches in meiner Vatersprache „Wien“ heißt.

In Rhinoceros befinde ich mich schon geraume Zeit; ich habe auch nach Huwauwautsi schon geschrieben, was mir hier Alles mißfallen hat; daß ich mich in das Naturalien-Cabinet verpachtete, um gesehen zu werden und

zu profitiren; auch habe ich Tsingtsingtsing nach Hause gemeldet, daß man hier aus Teig und Porzellan verschiedene kleine Ich gemacht, was mir nicht mißfiel. Jetzt aber muß und will ich Neueres dahin schreiben, worunter Etwas mir sehr mißfiel.

Ich hatte mitten unter den erdfarbigen blassen Barbaren zu Rhinoceros, die nur lauter Caffehhäuser haben, folglich in der Bildung weit zurück sind, ein Theehaus errichtet. Ich hatte die Erlaubniß sehr leicht erhalten. Zur Betreibung dieses philosophischen Geschäfts hatte ich aus mehreren Städten des himmlischen Reichs der Mitte verschiedene meiner Verwandten verschrieben. Ich Tsingtsingtsing nenne hier ihre Nahmen; diese sind: Siungtsungs; Wamkikiwuwukscht; Puanpuansssss; Sihithalinstst; diese 4 sind von der Profession der Kleinkinderersäufer; dann: Hiawwangbatschbatsch, Kwikwiwumz, Ysiohihi, Wiglwogltschao und Mektsatalull; diese 5 sind falsche Schinkenmacher *).

Mit diesen Biedermännern und ihren Gemahlinnen brachte ich mein Theehaus bald zu großem Auf- und Ansehen. Ich legte in selbem eine Kegelbahn an, die Kegel oben mit schönen wohlklingenden Glöckchen; mein Thee wurde mit gerösteter Latwerge gereicht; bey den Billards mit rothem Tuche führte ich 33 Löcher ein, und wieder die unschuldig

---

*) Dieß sind solche schätzbare Staatsbürger, welche Schinken von Holz machen, die weithin ziehenden Seefahrer damit dran zu kriegen. Anmerkung für die unwissenden erdfarbigen Barbaren.

verbannten Glöcklein unter einem jeden; dann gab ich Schweins-Cotelette mit Thee oder Thee mit Schweins-Cotelette, wie man wollte; dann errichtete ich eine Lehrkanzel für das chinesische Räthselspiel, und ließ Walzer aufspielen, wobey das erste Erforderniß in guten Teppichen besteht; kurz ich gab mir alle mögliche Mühe, und verfertigte auch vaterländischen Reis mit Opium, der Jedermann sehr schmeckte.

So that ich Alles als redlicher Bürger aus Huwauwautsi in diesem Rhinoceros dahier. Was mir aber mißfiel ist dieses: Gestern wurde ich arretirt und in Eisen; ich befinde mich noch arretirt und in Eisen, sonst aber wohlauf, und das mißfällt mir. Die Ursache ist ein heimlicher Chinese, der mich aus Neid verklagte; es ist der Tungtanghahatsizurgenesung und sein Weib ist Gschiplnuschtsithawohlgespeistzuhaben, das mißfällt mir.

Die Richter, die erdfarbigen blassen Barbaren, von denen aber einige sehr roth sind, haben mir folgende Vergehungen zur Last gelegt. Ich lasse hier das Verzeichniß derselben folgen, denn die Sachen sind alle wahr; es sind aber keine Vergehungen, und ich glaube schwerlich, daß man mich hinrichten werde. Nach der Sprechweise in Rhinoceros habe ich mir Nachstehendes vorzuwerfen, werfe es mir aber nicht vor, weil ich keinen Grund des Vorwurfs darin finde.

Mein Register also ist: In meinem Theehause bestand die Einrichtung, daß jene Gäste, welche nicht Opium rauchen wollten, von dem Kleinkindererſäufer Wamkikiwuwuckscht (oder wie der Mensch heißt) hinaus geworfen wurden.

Wer den „Wanderer" nicht lesen wollte, erhielt von dem falschen Schinkenmacher Wiglwogltschao 5 Streiche mit dem Bambusrohr; wer jenes Journal tadelte, bekam von dem Kwigwiwung (oder wie der Mensch heißt) 10 Bambushiebe und davon 5 über das erdfarbige Gesicht; wer aber das Undingblatt lesen wollte, dem wurden 15 Hiebe aufgemessen.

Als ein Schneider sich erfrechte, ein Schild: Zum Mandarin auszuhängen, begab ich mich mit allen meinen Kleinkindererſäufern und falschen Schinkenmachern in sein Locale und prügelte ihn mittelst der ausgebreiteten Wohlthat des Bambus dergestalt durch, daß er zur Einsicht gelangte, und kaum halb todt liegen blieb. Auch sämmtlichen anwesenden Kunden, so wie allen in demselben verruchten Hause wohnenden Leuten, wurde diese ausgebreitete Wohlthat zu Theile, Alles nach dem Gesetze des weisen Confucius.

Denselben Abend feyerten wir den Sieg dieser totalen Abbläuung der blassen Barbaren und National-Verräther durch eine vollständige Beleuchtung mit vaterländischen Papier-Laternen, daß diese selbst entflammt wurden, und mit den Laternen die Meubel, und mit den Meubeln das Theehaus entflammt, und mit dem Theehaus das ganze vierstöckige Haus, und mit dem ganzen vierstöckigen Hause die ganze Gasse mit 10 — 30, 4 und 5stöckigen Häusern. Laternen gingen dabey 200 zu Grunde, Leute aber nur 134, welches gar keine Proportion ist. Ich Tsingtsingtsing forderte mit meinen National-Waffen, dem Bambus Genugthuung in Folge der Gebräuche und Rechte

des Reichs der Mitte; statt dessen aber ergriff man in erdfarbiger Barbarey mich den Tsingtsingtsing und sämmtliche Kleinkindererfäufer und falsche Schinkenmacher, und sperrte uns ein. Dieß mißfiel mir, und ich berichte den erdfarbigen blassen Frevel nach Huwauwautsi, damit jene rothen Barbaren, welche das himmlische Reich der Mitte in Schutz genommen haben, sich augenblicklich in Marsch setzen, den Tsingtsingtsing zu rächen und zu retten. So gegeben im Loch zu Rhinoceros.

Ich
Tsingtsingtsing; ich,
und als Zeuge
Ich
Wiglwogltschao.
Lauter Zeugen sind auch die Andern
im Loch: Wir, Wir!

Der Naturdichter Hiller

hat sich bey uns, und uns selbst viel besser gefallen, als der schroffe, immer und ewig malcontente Seume. Hiller war wirklich ein klares, offenes biederes Gemüth, und wurde überall gern gesehen.

Als er in den ersten Tagen des Jänner 1805 in Wien angekommen, war sein erster Gang zu Doctor Gall. Diesen Mann durfte er sich freylich nicht entgehen lassen; Hiller wußte vermuthlich, daß Gall im Begriffe sey, fortzuziehen. Er befragte den Schädellehrer, ob er an ihm ein poetisches Organ entdecke; Gall sprach es ihm jedoch

ab. Er soll geäußert haben, die Einbildungskraft habe kein eigenes Organ; sie sey eine Combination von Mathematik, Musiksinn und Witz. Hiller fragte, ob auch die Politik kein Organ habe, und Gall erklärte nein, denn sie ist eine unmittelbare Seelenkraft, bestehend aus Mathematik und reinem Witz. Hiller wollte sehr lang mit dem berühmten Philosophen geplaudert haben, und hatte die Güte mit ihm zufrieden zu seyn.

Der Naturdichter war auch mit dem Kaiser Franz zufrieden. Hiller hatte ein Gedicht auf die neue erbliche Kaiserwürde verfaßt, es in einem Papierdeckel à 12 Kreuzer binden lassen, und in diesem Natur-Einbande Seiner Majestät präsentirt. Der Kaiser wußte schon davon, und nahm es gütig auf. Noch huldvoller soll nach Hillers Versicherung, die Kaiserinn gewesen seyn. Sie soll ihm gesagt haben, sie lasse heute mehrere Personen gar nicht zur Audienz, um desto länger mit ihm sprechen zu können. Dieß that sie in einem so guten Deutsch, daß Hiller sich nicht genug wundern konnte.

Er war an Faßbender empfohlen. Durch diesen wurde er bey dem Erzherzog Carl eingeführt; dieser, wie auch der Erzherzog Ludwig unterhielten sich, nach Hillers Versicherung lange mit ihm. Er hatte auch ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen De Ligne, und benützte es, ohne daß es von besonderer Wirkung gewesen wäre, was sich leicht erklären läßt, schon dadurch, weil Hiller nicht Französisch verstand. Dieser Umstand brachte ihn auch in dem Zirkel der Frau v. Arnstein in die peinlichste Verlegenheit; nicht so aber an der Tafel des Grafen Fries, den er nicht

genug loben konnte, und dessen Kunst- und Bücherschätze er über die Maßen pries, wiewohl er gar nichts davon verstand. Der Graf soll ihm einen Gnadendienst angebothen, Hiller aber dazu geschwiegen haben. Letzteres wird uns erlaubt seyn, sehr zu bezweifeln.

Was Hiller in seiner Reise über den jetzt so berühmten Trappisten, den Baron Geramb erzählt, ist so frappant und eigen, daß wir uns nicht enthalten können, es hier mit des Naturdichters eigenen Worten einzuschalten. Hier ist es, wie es Seite 199 steht: „Der nunmehro berühmte und reiche Baron von Geramb hat mich auch einer Erzählung von seinem Gedichte gewürdigt, daß er Sr. Majestät dem Kaiser, bey Annahme der österreichischen Kaiserkrone zu Füßen legte. Die bloße Auflage kostete ihn bare dreyßigtausend Thaler, und zehntausend Thaler betrugen die übrigen Nebenausgaben, indem vier Hundert Stickerinnen zwey ganze Monathe an den prächtigen Einbänden gearbeitet haben. Als Alles fertig war, ließ er einen vierspännigen Frachtwagen mit lauter Exemplaren seines Kaisergedichtes beladen, und fuhr so durch alle Straßen Wiens, in jedes vornehme Haus ein Exemplar mit einem Patriotenwurf hineinschleudernd. Der Kaiser hat ihm für seinen mit Perlen garnirten Abdruck huldreichst zweytausend Bankogulden auszahlen lassen, worüber (dieß sagen gewiß seine Neider) er denn doch ein recht klägliches Armesündergesicht gemacht haben soll, indem dadurch nicht einmal die Druckkosten bestritten werden konnten, geschweige denn die Kupferstichauslagen, denn mehr als hundert Kuriere durchschnitten

Deutschland in allen Richtungen, um die Künstler zur schnellern Fertigung anzutreiben."

Ja, ja, der wunderliche Mann, Du selbst, mein lieber Hiller! Was hast Du Dir da Alles aufheften lassen? Hättest Du nur überhaupt beherzigt, was Dir der Hofsecretär Armbruster, nachdem er Dein Manuscript gelesen, in so wohlwollender Meinung geschrieben. Gewiß, auch der Leser wird uns Recht geben, wenn er nachstehendes Billet gewürdigt hat. „**P. P.** Ich übersende Ihnen hier, mein lieber Hiller, die Abschrift des Aufsatzes, den ich so eben im neuesten Blatte der Zeitung für die elegante Welt gefunden habe. Mit ganzem Herzen stimme ich in Seumens Bemerkungen und Empfindungen ein. Zufällig las ich vor einigen Tagen Ihre Selbstbiographie die mit Ihren Gedichten erscheinen soll. Als Mann, der die Menschen kennt, muß ich Ihnen die Bemerkung machen, daß ich besorge, Sie werden durch die allzu offene Darstellung mancher Auftritte, und durch einige zwar sehr naive aber leicht mißdeutbare Urtheile, hier und da — wo nicht Feinde sich machen, aber doch Freunde verlieren. Wie ganz anders erscheinen die Dinge gedruckt, als in mündlicher Erzählung, im traulichen Kreise. Sie sind ein guter Mensch, und in meinen Augen ist das mehr als ein guter Dichter, was Sie werden können, wenn Ihre schönen Anlagen cultivirt werden. Dem guten Menschen also, möchte ich diese Lehre geben: Halten Sie nicht Alles, was Ihnen auf Ihrer Wanderung aufstößt, für würdig, dem großen, scharf und streng urtheilenden Publikum vorgelegt zu werden. Noch weniger schreiben Sie Alles

nieder, was Ihnen in vertraulicher Offenheit gesagt wird; leicht können Sie durch Unbekanntschaft mit den Umständen und Verhältnissen; Menschen in dem nähmlichen Augenblicke compromittiren, wo Sie dieselben zu ehren glauben. Nehmen Sie diese Winke als einen Beweis, daß ich Sie von Herzen schätze.

Wien, den 7. Februar 1805.

Armbruster."

Insbesondere passend ist der gute Wink, Hiller solle seine allerdings guten Anlagen cultiviren. Hiller hat sich aber nie daran gekehrt; er hatte früher nichts gelernt, und lernte auch späterhin nichts, nach Art der meisten lediglichen Belletristen und Versifere. Auch Retzer, Ratschky, Birkenstock und manche andere Notabilitäten, mit denen er in Berührung gekommen, hatten ihm diesen Rath gegeben; Letzterer empfahl ihm, erst ein Paar Jahre Griechisch und Latein zu studieren. Kurz, Jedermann wollte noch Etwas aus ihm machen, und man hielt seine ganze Erscheinung für so wichtig, als man sie heut zu Tage für bedeutungslos halten würde, so entscheidend war dieser Zeitraum von 40 Jahren.

Während dieser Zeit hat sich auch aller Welt Ansicht von Robespierre geändert; der hat ganz aufgehört, ein Bluthund, ein Teufel zu seyn. Daß aber schon Hiller angefangen, ihn nicht mehr für das zu halten, ist überraschend. Er versichert, sich in diesem Sinne gegen den großen Sonnenfels herausgelassen zu haben, wiewohl man aus seinen Worten nichts Klares folgern kann. Sonnenfels meinte aber, nach Hillers Grundsätzen würde es nicht

schwer seyn, Robespierre „eine Lobrede zu halten." Der Naturdichter bemerkt, Sonnenfels sey ihm so hart zu Leibe gegangen, wie zu Josephs Zeiten den Wienern.

Mit Kotzebue, der damahls von seiner italienischen Reise den Rückweg nach Berlin über Wien genommen, hatte Hiller eine Unterredung, welche die Tyroler und den Luxus betraf. Kotzebue nahm die Erstern in Schutz, und äußerte, was den Letztern betrifft, den Hiller als eine Frucht des Reichthums darstellte, die Worte: „Ja, wenn Sie es von dieser Seite nehmen, so bereichert der Luxus den Staatsbeutel. Aber die Moralität!"

Hiller besuchte den ehrwürdigen Haydn zu wiederholten Mahlen. Bey Ueberreichung des Schwanengesangs sagte Haydn, er wolle ihn in Musik setzen; er war so gerührt, daß er in Thränen ausbrach. Er schrieb Hillern in das Album: „Es ist vollbracht" mit der Musik aus seinem Chorale, und darunter die Worte: „Joseph Haydn, geschrieben in meinem drey und siebzigsten Jahre."

Im Uebrigen muß man gestehen, daß, wenn man heut zu Tage Hillers Buch liest, es unmöglich ist zu begreifen, wie man es vor 40 Jahren auch nur mit einigem Interesse habe lesen können. Nur die hie und da vorkommenden imposanten Nahmen machen es erträglich; sonst ist es so flach und kahl und matt, daß man wieder nicht begreift, wie derjenige, welcher es geschrieben, für einen Dichter habe gehalten werden können. So wahr ist, daß nur Producte von wirklicher innerer Kraft auch im Verlaufe der Zeit von Bedeutsamkeit und Interesse bleiben; an solchem Kern aber fehlte es Hillern gänzlich. Er

hat auch in Wien weiter gar kein Andenken hinterlassen.

Swieten und der Kalendermann.

Es ist irgendwo erzählt worden, der Buchdrucker v. Trattnern sey von Maria Theresia deßhalb verurtheilt worden, mit seiner ganzen Familie Wien binnen 24 Stunden und die österreichischen Staaten binnen 8 Tagen zu verlassen, weil er trotz des ausdrücklichen Befehls bey seinen Kalendern die astrologischen Albernheiten nicht weggelassen, nähmlich die Horoscope, Prophezeyungen, Aderlaßmännlein und dergleichen.

Der ursprüngliche Anlaß war freylich der eben genannte; die Sache verhielt sich aber ganz anders in ihrem Zusammenhange. Der große Van Swieten hatte, und gewiß mit gutem Recht, Aergerniß genommen an dem kalendarischen abergläubischen Hocuspocus, und es wurde Trattnern ämtlich und in aller Form verbothen, diesen läppischen Apparat seinen Kalendern fernerhin beyzufügen. Trattner war wohl bereit dazu; er wollte aber erst nach und nach damit aufhören, weil er wohl wissen konnte, daß das beschränkte und vorurtheilsvolle Publicum den Kalender nicht mehr kaufen werde, wenn die schönen Figuren darin fehlten.

Für den nächstfolgenden Jahrgang mochte es schon zu spät gewesen seyn, und es wurde der ganze Kram noch mit aufgenommen; bey den Exemplaren aber, die für den Hof bestimmt waren, ließ man ihn weg. Van

Swieten indeß kam dahinter; er wurde in hohem Grade unwillig, und beschied Trattnern zu sich. Es gab einen heftigen Wortwechsel, der endlich in einen sehr argen massiven Auftritt überging. Swieten hinterbrachte die Beleidigung augenblicklich der Monarchinn, und die Folge davon war, daß jener allerdings grelle Befehl an Trattnern erging. Vergebens machte er Vorstellungen; vergebens both er alle nur erdenklichen Mittel auf; er wurde von der sonst so gnädigen und nachsichtsvollen Fürstinn nicht einmahl vorgelassen. Doch der kluge, umsichtige gewandte Mann, der die Gemüthsart seiner Gebietherinn sehr gut kannte, war weit entfernt, zu verzweifeln. Durch die Hülfe einer Kammerzofe gelangte er in den Saal, durch welchen die Kaiserinn auf ihrem Kirchwege zu gehen pflegte, und in welchem ihr und ihres seligen Gemahls Bildnisse aufgehängt waren. Als Theresia Trattnern erblickte, machte sie eine abwehrende Handbewegung, und sah auf die Seite. Trattner aber näherte sich dennoch, fiel auf die Knie und flehte um Gehör und um Gnade. Als auch das nichts fruchtete, und die Kaiserinn ihren Weg fortsetzte, warf er sich vor das Porträt ihres Gemahls, und rief mit kläglicher aber lauter Stimme aus: „So ist denn mit Dir, gnädiger Kaiser Franz, alle Barmherzigkeit verschwunden! O lebtest Du noch, so wäre mir Verzeihung gewiß! Aber höre mich in Deinem Aufenthalt der Seligkeit, und stimme das sonst so milde und versöhnliche Gemüth Deiner erhabenen Witwe zu Gunsten eines sonst verlornen Unglücklichen.“ Das wirkte; die Kaiserinn ward bis zu Thränen gerührt, und verzieh. Der edle Swieten

selbst verwendete sich bey der Monarchinn, und die Sache hatte weiter keine Folgen. Doch der eigentliche Grund jener Landesverweisung war nicht das Hocuspocus in den Kalendern, sondern die persönliche Collision mit Swieten.

Hausmeister-Mysterien.

(Schwank und keiner.)

Wenn die sogenannten Hausmeister*) so geschwind im Schreiben wären, als sie langsam im Thoraufschließen sind, und wenn sie in den Abendstunden anstatt in der Schenke vor dem vollen Krug, fein zu Hause vor dem vollen Tintenfaß säßen, so würden wir gar manche anmuthige und curiose Stadt-Historie haben können; denn jeder solcher Meister ist der geborne Chronist seines Hauses, Annalist oder Memoirist, wie man will; aber nur er selber will nicht und kann eigentlich auch nicht, da seine Feder der Maurerpinsel ist, mit dem er Weiß auf Schwarz schreibt.

Wir sagen auch nur: „wenn;" aber es wird wohl noch dahin kommen, und fällt uns Obiges bey der Gelegenheit ein, als wir uns des alten Sohnes eines alten Hausmeisters des uralten Lazenhofes erinnern, welcher Sohn uns vor fast einem halben Jahrhundert als Tradition dasjenige vorgeplaudert hat, was ihm, da er noch ein Jüngelchen, sein Vater erzählt hatte. Dieser war Zeit-

*) „Hausmeister" ist ein sehr unlogisches, uneigentliches Wort. Hausdiener ist auch noch nicht das rechte. Wir glauben „Hauswärter" dürfte der passendste Ausdruck seyn.

genosse und qua Augenzeuge jenes Abenteuers, von dem wir jetzt berichten wollen, und das zu den Mysterien von Wien und zu den Mysterien von Nußdorf und sogar zu den Mysterien des unterirdischen Wien gehört.

Die Sache selbst trug sich um das Jahr 1750 zu, folglich gerade vor einem Jahrhundert, was schon ein guter Anfang oder Zeitabschnitt ist.

Der Schauplatz ist einer der vielen tiefen und geräumigen Keller des Lazenhofes. Der unser geheimes Spectakel betreffende Keller lief unter der ganzen Länge des Hofes quer unter dem Rothgässel, unter der Rothenthurmstraße, dann unter dem alten Hirschenwirthshause fort, bog da links gegen den Donau-Canal zu, und hatte da ein dicht schließendes unsichtbares Pförtlein, neben welchem stets zwey kleine Kähne in Bereitschaft lagen, deren Bestimmung Niemanden bekannt; sie lagen an einer Kette mit einem Vorhängeschloß. Jener unterirdische Gang lief ganz für sich neben den übrigen Räumlichkeiten her; in seiner Länge hatte er mehrere eisenbeschlagene kleine Thüren, zu welch allen aber nur eine gewisse Anzahl von Personen Schlüssel hatte. Besucht wurde er nur zu bestimmten Zeiten und stets bloß bey Nacht.

Der in Rede stehende Keller im Lazenhofe selbst diente zu geheimen Zusammenkünften. Die Gegenstände derselben waren Goldkocherey, Falschmünzerey, Geisterbannerey und allerley Magie fürs Erste, und wenn man damit eine Weile hingebracht, ging man zu allen nur erdenklichen Arten von Liederlichkeit über, darunter auch hohes Würfel- und Kartenspiel, alle möglichen Schla-

rassereyen und Ausgelassenheiten, vor denen man schier erröthen müßte. An Streit und Schlägerey fehlte es nicht; Mancher büßte da sein junges oder sein altes Leben ein; Dirnen kamen viele um, besonders in guter Jahreszeit auf dem Wasser, wenn man von dem Donau-Pförtlein aus nach Nußdorf, oder von da zurück nach der Stadt fuhr. Im Herbst und Winter begannen diese Orgien schon sehr zeitlich, und erst am vollen Tag schlichen sich die Gäste einzeln wieder fort, meist gut vermummt; viele ließen sich in Tragsesseln nach Hause bringen. Von den Theilnehmern wohnte im Lazhof selbst nur das Oberhaupt der Brüderschaft mit 2 Knechten; der Hausmeister war eingeweiht und stark bezahlt. Der war verschwiegen genug; er redete von dem Clubb erst dann, als dieser obrigkeitlich entdeckt und aufgehoben war, was zu Nußdorf geschah im Jahre 1752, worüber wir einiges Thatsächliche im Artikel „Wieder Etwas vom curiosen Lord“ angedeutet haben. Da erzählte der Hausmeister die Geschichte seinem Sohne, dem Michel, der es uns mitgetheilt, und auch nicht mehr lebt; der letzte seines Stammes von 13 Vorfahren, welche sämmtlich Hausmeister des Lazenhofes gewesen, bis zurück in die Zeit jenes berühmten Mannes, von dem der Hof den Nahmen führt.

Der Verein jener losen Gesellen hieß die „Feigen-Brüderschaft.“

Von den saubern Mitgliedern, die uns der selige Hausmeister junior genannt, werden uns noch einige einfallen, und wenn wir recht nachdenken, und uns nicht irren, so sind es nachstehende, wobey wir aber für die

völlige Echtheit nicht bürgen können, weder was die Nahmen noch die Handtirung oder den Stand betrifft. Die werthen Leser werden ohnehin schon gemerkt haben, daß es wieder so auf eine Schmälzelsche Registratur abgesehen, die von einigen Zweifelsüchtigen für Schelmerey gehalten wird. Soviel wir uns also entsinnen, waren es folgende Meubles.

Schamanzger, Ladislaus, ein Niederläger, Tuchlauben-Verwandter, wohnhaft auf dem hohen Markt, ging unterirdisch hinüber. Hatte die Tuchlieferung für die Hartschiere, stand sich gut, führte aber von wegen zweyer Brabanterinnen ein allzu üppig Haus, daher es stets mit ihm hinkte. Das ihm von der Feigen-Bruderschaft zugewiesene Geschäftsfach war die Falschmünzerey. Lebte viele Jahre zurückgezogen, zur Abwechslung theils auf dem Spielberg, theils in Kuffstein. War dromedarisch gebaut, und trug eine mit Goldstaub gepuderte Stutzperücke.

Der Mechteltechtler, Naso, brüstete sich, von des Ovidii Abkunft zu seyn, war Rottmeister der Stadt-Guardia, und der sicherste Schutz der Feigenbrüder, da er Alles pfiffig bemäntelte. Sein Fach war das des Geisterbeschwörens, worin er es weit gebracht, und sogar den großen Van Swieten genarrt, der ihm nachstellte. Verkehrte mit des Schamanzger brabantischer Mademoiselle, Fräulein von Liedelohn. Ward mit vollem Gehalt pensionirt.

Arschanaler, Wolfram, Söhnel des Dreyhacken-Wirthes, im darnebigen Zeughaus mitten unter Pulverfässern geboren; ein sehr solider Jüngling, aber durstig nach Geld und Gut. Verlegte sich nach der Professur des Rodauner

Seefeld auf Alchymie, und brachte es so weit, daß bald alle 3 goldenen Hackeln verschwanden. Da nahm sich eine junge schwäbische Schneckenhändlerinn vom Peter seiner an; sie trat auch dem Verein bey und errichtete zu der Feigen-Bruderschaft eine nette Feigen-Schwesterschaft.

Von Letzterer müssen wir jetzt extra reden. Es kamen nähmlich trotz der scharfen Sitten-Commission oder **Censura morum** unterschiedliche fahrende Frauen und Dirnlein aus Schwaben auf der Donau an, stiegen in Nußdorf aus, und wurden da incorporirt. Die Commission zu alle dem hatte ein gewisser Wenzel Banganedinger. Die schönste war die Ida Eklipascherinn, der man **pro forma** einen Schneckenhandel gab, und die ist es, welche mit dem Arschanaler hielt. Die andern wurden an die Gesellschaft vertheilt. Von Zeit zu Zeit wurden sie ausgespielt.

Mit der dicken Schiboletherinn, welche die Geige gut spielte, hatte der Schwertfeger Gritsch einen festen Pact. Ihm war die Besorgung der Musik und des Tanzwesens aufgegeben, und das, was nach Beendigung der Bankette zur Bequemlichkeit gehörte, wobey ihm sein Schwager der Tapezier Irrwischl gute Dienste leistete.

Das Küchen- und Kellerwesen lag einem Bordenmacher ob, Nahmens Lullerl, vom Adel mit dem Prädicat: Röslein auf der Heiden. Er war ein falscher Spieler, aber ein guter Kerl, und gab Alles wieder heraus, wenn die Knotzerinn, sein Bräutel, ihm schön that, oder ihre Schwester die Pfnotterl, welche eine Chirurginn war, sehr geschickt, die verschiedenen Blessuren der Mitglieder zu

heilen. Ihr Balsam ging bis nach Venedig; ihre Tränkel noch weiter; die Damen rissen sich darum.

Der Schwede Korrschama war ein Kunstschlosser. Dem wollte man nachsagen, daß er mit einem gewissen Drischakovski viele geheime Visiten abgestattet, und die verschiedenen Bescheidessen in einem eigenen Versteck des langen Gangs geborgen halte. Dann war noch der Gürtler Bauschale.

Dieß sind jene Gesellen und Gesellinnen, an die wir uns noch, als aus dem schmierigen Maul des jungen Hausmeisters vernommen, erinnern können. Dunkel schweben uns wohl noch einige Andere vor; allein die, einem wahren Historiker unerläßliche Gewissenhaftigkeit gestattet uns nicht, so leichtsinnig zu seyn, sie zu nennen. Sonst waren in dieser Feigen-Bruderschaft viele Ausländer, besonders Niederländer, Spanier und Italiener, wie sie und ihre Angehörigen unter den verschiedenen Regierungen so mit ins Land gekommen waren.

Als man die Bande eingefangen, hielt man sich bey dem Prozeß nicht gar lange auf. Warum? Zu untersuchen war nicht viel; es ließ sich nichts läugnen; Aufschreibungen fand man viele, denn es wurde genau Buch und Rechnung geführt, und vollends hatte ein Bandfabricant aus Lyon, Pardiscours geheißen, der Archivar der Brüderschaft, alle Secreta pünctlich und gründlich ausgeplaudert. In Folge des bald geschöpften Urtheils wurden die Mitglieder dieser Brüderschaft entweder gestäupt oder auf viele Jahre eingemauert, oder gewippt, oder aufgeknüpft, oder nur auf die Schandbühne gestellt, je nach-

dem. Letzteres passirte zwey Bürgermeisterssöhnen aus Danzig. Der alte Hausmeister wurde pardonirt, und in 8 Tagen war die ganze Geschichte vergessen.

Und wie gesagt, wenn jeder Hausmeister ein Tagebuch hielte, so gäbe es der ergetzlichen Stadthistörchen gar viele.

Von Bücher-Antiquaren.

In dem 2. Theile der Memoiretten haben wir von unsern ältern Buchhandlungen discurirt; thun wir es jetzt auch von den reinen Antiquaren, nähmlich von solchen, die nicht befugt sind, mit neuen Büchern zu handeln oder Verlag zu treiben, während der moderne, der so überhaupt Buchhändler heißt, auch den Antiquar spielen darf. (Dieß ist, beyläufig gesagt, nicht billig, denn dem modernen öffnet sich rücksichtlich des Verlags ein unermeßliches Feld der Industrie, indeß der Antiquar von der Gelegenheit, Brauchbares zu kaufen zu bekommen, abhängig ist, und eben so auch beschränkt auf einen ungleich engern Kreis von Abnehmern.)

Vor ein paar Dutzend Jahren befanden sich nachstehende Antiquar-Buchhändler in Thätigkeit:

Franz Rath, ein emeritirter Schulmeister, der auf Krücken hinkte, und seinen Laden im tiefen Graben hatte, in der Nähe des Brückendurchgangs. Wenn wir nicht irren, hatte er nur das Befugniß zu einem Ständchen (Standel), wozu ihm Blumauer verholfen. Die jetzige Firma ist noch die seines Nahmens.

Zehetmayer und Kiermayer. Ihr Laden war im Milch-gäßchen, im Schönbrunner-Hause. Der war dunkel und klein, wie er es noch ist. Ihre Stellagen hatten sie aus Vorsicht mit hölzernem Gegitter zum Schieben versehen. Sie begnügten sich mit der Industrie, in Auctionen zu kaufen, und mittelst Ankündigungs-Beylagen zur Wiener-Zeitung zu verkaufen. Ihre Waare fast durchaus ordinärer Art. Beyde sind bereits heim gegangen; von Zehetmayer lebt noch die Witwe.

Funk, ohne Kenntnisse und Bildung, ohne Manieren, war zugleich Schätzmeister und Nachdrucker. Bürgers Schriften druckte er sehr schön nach mit superben Titelblättern von Kohl. Eine Zeit lang hatte er eine der sehr kleinen Hütten in der Seizergasse, an die Kirche geklebt; dann einen ordentlichen Laden im Currentgässel. Diesen Laden sah man eines Morgens plötzlich recht sauber eingerichtet und mit holländischen Classiker-Ausgaben angefüllt in den schönsten neuern Pergament-Bänden. Wie das zuging? Vermuthlich steckte irgend ein Speculant dahinter. Die Zeit, wo diese Waare Absatz fand, war noch da; aber Funk war nicht der Mann, die Sache zu betreiben. Zuletzt hatte er seinen Laden, noch mit solchen Classikern, im Schottenhof auf die Straße heraus.

Kibler in der Riemerstraße, dem Liechtensteinschen Hause gegenüber. Kibler war ein Biedermann; er war auch Schätzmeister. Viele Jahre, bevor er den Muth hatte, sich selbst zu etabliren, war er im Dienste des Binz; für dessen Rechnung machte er auch kleine Reisen. Auf einer derselben wurde bloß ihm selbst, seiner eigenen Persön-

lichkeit ein Theuerdank auf Pergament um einen Spottpreis angetragen. Er kaufte ihn, war aber so gewissenhaft, ihn seinem „Herrn" um denselben Preis zu überlassen. Der Schreiber dieses übernahm späterhin Kiblers Firma.

Herzl, vom Volk Gottes, getauft noch in guten Jahren, trieb die Sache ganz profan und krämerisch, steigerte leidenschaftlich, und ging auf Abfindung aus; insbesondere aber machte er Börsegeschäfte. Sein Laden war auf dem Hofe, dann auf dem Wildpretmarkt, auf dem Kohlmarkt, im Comödiengässel; der Ausverkauf in der Spiegelgasse. Aus übel verstandenem Ehrgeiz entetirte er sich, moderner Buchhändler zu werden, und . . ward es, ohne aber davon zu profitiren.

Franz Grund manipulirte in der Singerstraße im rothen Apfel. Mich. Schmidl that sich mit ihm zusammen, und wirkte belebend. Bald aber vereinigte sich dieser mit Mayer, und etablirte sich dann selbst, wie ein eigener kleiner Artikel in einem der frühern Bände ersehen läßt. Schmidl war ein Oheim des thätigen energischen, grandiosen Ansichten zugewendeten Klang; Grund ein Bruder des Buchdruckers Leopold Grund.

Tauer, ein Stiefbruder des letztverstorbenen Buchhändlers Haas, hatte Anfangs eine der kleinen hölzernen Krämerbuden an der obern Jesuiten-Kirche dem Collalto-schen Hause gegenüber. Da drinnen waltete als sein Geschäftsführer oder vielmehr Brodsitzer ein ziemlich famoser Buchhändler ci devant, nähmlich Joh. Dav. Hörling, der seinen eigenen splendiden Laden einst in der Bognergasse

zum Todtenkopf (Durchhaus) gehabt. Tauer selbst widmete sich der Führung seiner Leihbibliothek.

Beylegung des Aufstandes gegen die Bäcker 1805.

Man erinnert sich an den Aufstand gegen die Bäcker, welcher im Sommer 1805 kurz vor Ausbruch des Krieges Statt gefunden. Es versteht sich von selbst, daß dieser Exceß in den Geschichten Wiens berührt wird; ich fand aber dabey nirgend jene Erscheinung angeführt, die wohl der Hauptbeweggrund seiner endlichen Beschwichtigung gewesen seyn dürfte. Da ich nun nothgedrungen Augenzeuge jener Tumulte gewesen, so will ich mich näher darüber erklären.

Ich war etwas Patient, und besuchte meinen Arzt, den Doctor Reiz, welchen ich unter den Notabilitäten des Artikels: „Im rothen Igel" im ersten Theile der Memoiretten aufgeführt habe. Er wohnte auf dem Spittelberg, oben am Ende der breiten Gasse im zweyten Eckhause rechts. Auf dem Hinwege war mir wohl aufgefallen, daß so ungewöhnlich viele Leute da hinaus strömen; aber ich achtete nicht weiter darauf. Nachdem nun meine Unterredung mit dem Doctor zu Ende war, und ich zum Hausthor heraus trete, finde ich mich von einer Fluth von Menschen gefaßt, und mit fortgerissen, fortgerissen aufwärts in die Stiftgasse. Hier machte man sich stürmend sogleich an das Anfangs derselben rechts befindliche Bäckerhaus. Das Thor war geschlossen, augenblicklich aber ein-

gesprengt, wie der Gewölbladen, und nun flogen aus diesem, so wie aus den Fenstern des ersten Stockes Meubeln, Bettzeug, Kleidungsstücke, Laibe Brod, Geldschüsselchen und Geld selbst weit hinaus auf die Straße. Während nun das empörte Volk sich dicht an jenes Haus gedrängt hatte, fand ich Gelegenheit, umzukehren, und nach der Stadt zurück zu gelangen. Ich führe den Vorfall mit dem Hause in der Stiftgasse deßwegen an, weil ich mich nicht erinnere, selben in den Erzählungen von jenen Unruhen gelesen zu haben; und komme nun zu dem Zweck dieser Zeilen.

Den nächsten oder zweytnächsten Tag darauf veranlaßte mich ein unverschiebbares Geschäft, Jemanden auf der Mariahilfer-Hauptstraße zu besuchen. Ich fand da wieder viel Volk versammelt, noch immer im Zustande der Gährung; Militär war aufgestellt, unter Anderm eine lange Colonne Curassiere mit gezogenen Säbeln. Plötzlich schweigt das düstere Summen und dumpfe Gemurmel der Leute; eine Ueberraschung hat sich ihrer bemächtigt; es stiebt auseinander, drängt sich, stößt sich, balgt sich, wie mit sich selber im Streit, um einem langsam heran rollenden Wagen Platz zu machen, und so viel Platz, daß noch ein zweyter neben ihm hätte fahren können. Der Gegenstand dieser Ueberraschung war . . . der ehrwürdige alte Herzog Albert. Der saß in der Feldmarschall-Uniform in seiner gewöhnlichen offenen Calesche, selbst kutschirend, ein einziger Bedienter hinten auf. Der Herzog hatte die ruhigste unbefangenste Miene von der Welt, und fuhr im allerlangsamsten Schritt. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie ganz eigenthümlich diese Erscheinung

wirkte, wirken mußte. Der Herzog Albert, ein Verwandter der Kaiser-Familie, ein Veteran, zeigte sich, ohne eine Spur von Besorgniß, in erhabenem Gleichmuth, auf demselben Vorstadtgrunde, dem er so eben und auf Kosten einer halben Million Gulden die unaussprechliche Wohlthat einer Wasserleitung erwiesen, die, wenige Stunden darauf, an seinem Geburtstage zum ersten Mahle und feyerlich fließen sollte. Der Herzog setzte seinen Weg weiter fort und zurück nach Hause. Sein Anblick hatte die Gemüther der aufgeregten Menge beschwichtigen, bewältigen müssen; und es läßt sich wohl annehmen, daß durch sein Auftreten unter den obwaltenden Conjuncturen der Mißmuth und Grimm des Volks, wie durch den Einfluß höherer Kraft gebändigt und niedergeschlagen wurde. Die für die Gefühle der Dankbarkeit ohnehin so empfänglichen Wiener, die nie auch nur einen Augenblick aufgehört haben, zu wissen und zu üben, was Wohlthätigkeit heißt, wohnten der solennen Eröffnung der Brunnen den 11. Juli am 67sten Geburtstage des Herzogs mit dankerfülltem Herzen bey, und von jenen Unordnungen blieb nichts zurück als die Erinnerung.

Der Kupferstecher Aßner.

Die Ecke des tiefen Grabens und Salzgrieses ist ein Branntweinladen &c. In diesem Locale lebte und wirkte von den 80er Jahren herauf der Kupferstecher Aßner mit seiner taubenfrommen, zuletzt frommtauben Frau Susanna, welcher Nahme völlig auf sie paßte. Im Gassenladen selbst

neben dem Hausthore stand links eine Kupferdruckpresse (der Mann druckte seinen Verlag selbst ab), rechts ein Schrank mit ordinären Bilderbogen (sogenannte Mandelbogen) für den Kleinverkauf. Im ersten Zimmer vorn hinaus am Fenster war Aßners Arbeitstisch; an dieß Zimmer, zugleich das Speisegemach, stößt eine dunkle feuchte Stube; da wurde geschlafen, sanft und ruhig geschlafen, ohne irgend einen sexuellen Gedanken, denn das war Bedingung von beyden Theilen, aus purer Frömmigkeit. Ja, man hätte sagen können, Aßner habe sich dem Kunstfache und einem kleinen Handel nur deßhalb gewidmet, um Gelegenheit zu finden, aus so vielen Kupferstichen als möglich, und wären es die kostbarsten von der Welt, gewisse Nacktheiten herauszuschneiden und zu vertilgen, ein Actus, bey welchem des Castigators feuchtes Auge in Seligkeit erglänzte, so wie das der Taubenfrommen nicht minder. Denn es galt solch ein Prozeß für ein gutes, wohlgefälliges, heiliges Werk.

Der Chalcograph Aßner stach meist nur ordinäre Sachen, Vieles auf Speculation, wie besagte Mandelbogen. Auf solchen waren verschiedene populäre und die liebe Jugend ansprechende Dinge, als Soldaten, Jagden, Schäfereyen, Trachten, Scenen aus dem gemeinen Leben, besonders aus dem Wienertreiben, z. B. das Wesen des Praters (dieß auf einem ganzen Bogen); der halbe Bogen kostete 1 Kreuzer; der ganze 1½ kr. Häufig erschienen biblische und moralische „Manderln," darunter Vorstellungen aus dem Leben eines sogenannten ordentlichen Menschen, dessen Beschluß des Tagelebens ein stockfinstres Schlafgemach

war, mit der Unterschrift: „Hat man den Tag wohl zugebracht, folgt süße Ruhe bey der Nacht.“ Diese Bilderbogen waren auch illuminirt zu haben, und kosteten so das Dreyfache. Drey dergleichen sind uns noch gut im Gedächtniß; wir versuchen es, sie hier zu schildern:

1) Zwey Figuren. Beyde im Costum des feinsten Mittelalters. Mann und Frau. Er sehr vornehm gekleidet. Das Wamms von Sammt; eine schwere Goldkette um den Hals. Das Barett mit Perlen, die ohne Zweifel echt. Der Mantel mit Hermelin. Aber, aber, Schade um diesen schönen jungen Mann! Was muß ihm widerfahren, oder nicht widerfahren seyn? Eine sehr elegante Pistole; er hat schon losgedrückt; er stürzt so eben todt zusammen. — Die zweyte Figur: ein etwas älteres, ziemlich volles, etwas verdächtig volles Frauenzimmer. Auch vornehm gekleidet, voller Schmuck und Staat. Man kann nicht recht annehmen, daß es die Frau der andern Figur sey. Sie ist im Begriff in Ohnmacht zu fallen, vermuthlich ob des tragischen Schlusses. — Der Kupferstich ist in Quer-Quarto. Unter dem fallenden Mann steht: Werther; unter der fallenden Frau steht: Lotte.

2) Eine Rauferey. Ein ziemlich antiker Saal. Allerhand verdächtige Kerle dringen herein zu den Bogenfenstern. Es soll Einer abgefangen werden, den man aber nicht findet. Der Anführer der Rotte hat gespannte Hosen von gelbem Casimir an; ein Gilet von demselben Stoff; eng anliegende hirschlederne, rückwärts ausgeschnittene Stiefel, wie Reitstiefel, mit braunlichen Kappen; einen hochblauen Frack, eng und sehr lang, mit gelben Knöpfen

und krebsrothem Kragen. Er trägt einen dreyeckigen Hut und führt einen eleganten Degen. — Der Kupferstich ist in Quer-Quarto, natürlich illuminirt. Unter dem commandirenden Mann steht: Carl Moor.

3) Eine ländliche Gegend. Einige deutsche Bäume. Ein deutsches Bauernhaus. Im Vordergrunde einige Schweintröge mit den Trogschweinen. Hungrig nurschen sie darin herum, 6—10 Stücke, massive Exemplare. Mitten unter diesen appetitlichen Schweinen befindet sich unangefochten, ja begünstigt, wie ein College, ein — Herr, ein Herr in den besten Jahren, das sieht man ihm deutlich an. Denn der Kupferstich ist illuminirt, und der umgrunzte Herr hat volle kirschrothe Wangen, von Gesundheit strotzend. Daher vielleicht auch sein erstaunlicher Appetit, denn er speiset mit den Schweinen aus ein und demselben Trog. Sehr geschickt faßt er mit der hohlen Hand die Kleyen heraus. Dieser Herr trägt eine rothe goldbordirte Weste, schwarzsammtne Beinkleider, schneeweiße Strümpfe, Schuhe mit rosenfarbigen Absätzen und großen silbernen Schnallen. Sein sehr bequemer Frack ist von hellgrüner Farbe, mit großen Knöpfen, welche aus natürlichen Federn gebildete Vögelchen enthalten, und wie eine Uhr mit einem Glase verwahrt sind. Man wird sich noch erinnern, vor 40—50 Jahren trugen sich die Honoratioren so. Auch der kleine Stahldegen fehlt nicht, auch der große Haarbeutel ist da. Kurz es ist ein sehr schöner junger Herr. Man begreift nur nicht, wie er in so curiose Gesellschaft gerathen. Der Kupferstich ist in Quer-Quarto. Unter dem schönen Herrn steht: Der verlorne Sohn.

Die liebe Jugend war für Aßner die liebste und beste Kundschaft. Hatte er den Kreuzer eingesteckt, so gab er dem kleinen Käufer noch viele große gute Lehren mit auf den Weg, nachdem er den Bilderbogen religiös und moralisch „ausgelegt“ hatte. Er handelte auch etwas mit Farben und Pinselchen. Ein Kästchen („Farbentrüherl“) voll Muscheln mit allen Farbengattungen, darunter die theure Carmin und Silber und Gold, kostete einen Zehner. Das Farbentrüherl war von der Größe eines Querblattes, der Deckel zum Schieben; schwarz angestrichen und gesprenkelt, entweder grün oder rosenroth. Vergebens sucht man, als Erinnerung an die selbst grüne und rosenrothe Jugendzeit, ein solches „Trüherl“ zu kaufen zu bekommen; einen Banknoten-Zehner gern würde man dafür geben; fruchtlos auch sucht man solche „Mandelbogen“ alle diese schönen unvergeßlichen Monumente sind auf ewig verschwunden. Dieser Umstand erklärt zugleich, wie pfiffig es sey, mit Artikeln zu negociren, die schnell consumirt werden müssen: Kindersachen und Kochbücher, denn Kinder und Köchinnen, Köchinnen und Kinder wird es ewig geben, und nur deßhalb, damit das Spielzeug und die Kochbücher so geschwind als möglich zu Grunde gehen.

Aßner befand sich bey seiner Stecherey und bey seinem Kram ganz gut. Er stach auch für Buchhändler. Er stach unter Anderm eine Vignette, die auf mehreren Büchertiteln vorkommt, z. B. auf De Lucas Leitfaden. Diese Vignette stellt den Künstler selbst vor. Er sitzt als Autor an einem Tischchen und schreibt; neben ihm sitzt die Frau Susanna und strickt; neben Beyden steht, aufmerksam dem

Schreiben und Stricken zuschauend, ein Hündlein, hoch emporhaltend das geringelte Schweiflein; sonst Alles Roccoco.

Diesem Hündlein oder einer Katze oder einer Fliege sogar, wäre der mitleidige Künstler nicht im Stande gewesen, auch nur das Geringste zu Leide zu thun, und dennoch war er ein leidenschaftlicher Jagdfreund. Unbegreiflicher Widerspruch der menschlichen Natur, der ewig unergründlichen! Selbst an Parforce-Jagden weidete sich der sanfte gefühlvolle Mann. Wo es nur immer anging, machte er Jagden mit. Die Ridingerschen Thier- und Jagdstücke sammelte er zu seinem Privatvergnügen. Von Ideen und Anstalten gegen Thierquälerey hatte man damahls noch gar keine Ahnung; gelacht würde man vielleicht dazu haben.

Aßner, der, man kann sagen wohlhabende Mann, lebte sehr frugal. Er wässerte den bereits von Susanna gewässerten Wein (das halbe Seitel 1 kr.); sie wässerte das bereits von ihm gewässerte Bier (das Seitel 5 Pfennige); an der Semmel zu ½ Kreuzer hatten Beyde genug. Die Unterhaltung an einem Sonntag-Abend bestand darin, daß er mit dem sanften stets lächelnden Suschen in den waldigen Parthien des Praters lustwandelte. Da setzte sich das Paar ins volle Gras; er zog eine Cervelat-Wurst und eine Semmel aus der Tasche; die wurden redlich getheilt, und man war glücklich. So lebte ein Künstler und Kunsthändler, ein gut rangirtes Ehepaar ohne Kinder. Beyde waren sehr andächtig, Morgen- und Abendgebeth; vor und nach dem Essen ebenfalls Gebeth. Der Himmel hatte diese frommen biedern Menschen wohl in seinen be-

sondern Schutz genommen; sie lebten und starben sehr zufrieden und glücklich. Er war ihr vorausgegangen. Susanna starb vor etwa 8 Jahren und hinterließ ein kleines Capital.

Franz Aßner gehörte immer zu dem Corps unserer Künstler (er war wohl auch akademischer?) aber man findet in keinem Lexicon, man findet nirgend eine Notiz über ihn. Deßhalb habe ich hier aufgeschrieben, was ich von ihm weiß, der ich oft sein Gast gewesen, oft bey ihm rumort, und ihm und der züchtigen Susanna viel Verdruß gemacht. Schlaft wohl Ihr Guten!

Kleineres Kunterbunt*).

„Brambilla. Sein Kupferwerk Maculatur." Traurig genug! Es hieß und war: Instrumentarium chirurgicum Viennense; erschienen zu Wien 1780; Preis 22 fl. — Dem noch viel größern Kupferwerk des nicht viel kleinern Rudtorffer ergeht es so gut, oder viel-

---

*) Nach den, von Herrn Jos. Albr. Edlen von Bergenstamm, dem Verfasser als Stoffandeutungen aufgegebenen Schlagwörtern, die hier mit Anführungszeichen versehen sind. Diesen Schlagwörtern hat der Verfasser beygesetzt, was ihm eben eingefallen war. Schade, wenn Herr von Bergenstamm, ein sehr intelligenter Viennensien-Kenner und frischer genialer Kraft- und Kernmann nicht selbst derley und ausführlicher schriebe. Unterdeß hat er die Lesewelt mit einem reichhaltigen Tableau: „Wien im Jahre 1725" erfreut, erschienen in Schmidls Literaturblättern 1846.

mehr so schlecht als eben so. Sein **Armamentarium chirurgicum**, Wien 1817—21, kostete 80 fl., und wird jetzt um 6 fl. 48 kr. ausgebothen, und vergebens ausgebothen, vergebens **vulgo** umsonst. Vielleicht nicht schwer zu erklären. Die Chirurgen sind im Besitze der Instrumente selbst, und die Nichtchirurgen wollen weder von diesen Instrumenten selbst, noch von deren Abbildungen etwas hören, viel weniger sehen. Bewahre uns der Himmel! Also: Maculatur. Ins Maculatur mit allen Krankheiten selbst, besonders mit den vermaledeyten chirurgischen!

„Professor Stein." Anton, der Philolog, vor ein paar Jahren verstorben, ungealtert, obschon stark über die 80, steinalt und steinreich; viele, viele Jahre bey einer starken Pension gut gewirthschaftet; und steinreich auch an wirklichen Steinen. Er gab sich der hübschen Passion hin, die nächstbesten kleinen Straßensteine dunkelgrau zu bemahlen, daß sie aussahen wie Gemmen. Netter, feiner, archäologischer Gedanke. Steins novantike Steine: wo mögen sie seyn? Doch nicht da, wohin er alle Tabakraucher gewünscht: beym Teufel. Man kennt ja seinen **Amor capnophylus**? Der Redacteur Schickh, sein Schüler, hat Steins Profilkopf von unserem so gediegenen als genialen Böhm medailliren lassen. Eine biographische Notiz Steins hat sein inniger Freund Ebersberg geliefert. Noch in den allerletzten Jahren pflegte Stein mit den fast eben so alten Sinndichter Möser jeden Sonntag den Kahlenberg zu besteigen.

„Dr. Zimmermann," der Chirurg, Mehlmarkt, 7 Säulen. Schöner, noch frischer Mann im höchsten Alter;

Milch und Blut. Wöchentlich 2 Mahl Kartenspiel bey ihm. Eines Abends fragt Jemand aus der Gesellschaft: „Was haben Sie dort für ein curioses Meubel, Doctor?" Der Doctor mit der größten Heiterkeit fortspielend, antwortet leicht weg: „Das ist der Sessel, auf welchem ich morgen früh den Steinschnitt an mir vornehmen lasse." Allen Respect!

„Biedenfeld." Ja Baron Biedenfeld, herzinnigen Andenkens. Im 3. Theile der Memoiretten, Artikel: Kannes Caffehhaus, ist er mir eingefallen. Biedenfeld der Einarmige; den andern Arm hatte ihm, da er in der Wiege lag, ein vermaledeytes Schwein weggefressen; so hieß es. War Theater-Secretär des Grafen Palffy; treibt seit Jahren sehr thätig Literatur in Weimar für Voigt; schreibt auch über Mönchsorden, übersetzt aus dem Englischen, ist sehr versirt, gewandt, für einen Verleger ein guter Pensa-Mann. Soll leben, Bruder Biedenfeld! Hat alle Samstag weidlich über den genialen Bäcker W** gelacht beym Anker *)

„Wirschmitts Marqueur, Napoleon," hieß Anton, war früher Feuerbursch, und in seinen alten Tagen wieder Feuerbursch. Das ist das Wahre. In sogenannten alten Tagen wieder ein junger Bursch seyn, ein Feuerbursch oder noch besser, noch ein junger! Der An-

*) Ein Brief vom Februar (1847) meldet uns, daß er jetzt ganz in der Pflanzen- und Gartenwelt lebe und wirke. B. läßt alle Wiener, die seiner noch gedenken, herzlich grüßen. Er ist Sammler von Autographen geworden. Schicke man ihm deren!

ton. Gewiß täuschendste Aehnlichkeit mit Napoleon (dem schon alternden) in Gesicht, Körperbau und Haltung; Alles frappant. Der Anton im Costum des Welteroberers: erschrocken wäre man. Starb vor ein paar Jahren.

„Persische Gesandte" Mirsa Abdul Hassan Chan. Dem, der in der österreichischen Kaiserinn gewohnt, machte ich ein Präsent mit dem österreichischen Ordensbuch; ich traf den Dolmetsch Dombay dort. Es wurde mir nicht der Kopf abgeschlagen; oder ist der zweite hier anwesende der Kopfabschneider? Einer davon verehrte, wie es verlautete, unserem großen Orientalisten Freyherrn v. Hammer einen Schimmel und einen Shawl, welch Letzterer nicht mehr ganz neu; welch Ersterer nichts weniger als mollig. Da hieß es: Präsent mit einem magern Pferd und einem fetten Shawl.

„C******" **Mr. le Comte à trois epées ou trois jambes; De Ligne."** So dünne Beine, überhaupt so dünne Figur, wie C. hatte Niemand. Einst erscheint er mit dem Degen an der Seite. De Ligne lorgnetirt ihn von Ferne, sagend zu dem Nachbar das Obige. Ganz **à la de Ligne**! Ueber einem andern Dünnbein sagte er: Die Beine dieses Mannes können unmöglich natürliche seyn. Dieß betraf den Doctor K.

„Wann diente der letzte Buckelkratzer, und warum kam er in den Ruhestand?" Allerliebst! Ein wenig glauben wir, dient dieses behagliche Instrument doch noch. Man sieht es zwar nicht mehr; aber thut nichts; heimlich existirt es gewiß noch, denn es ist sehr öffentlich: man findet es bey Drechslern und Nürn-

bergern; kostet 1 fl. Kindisch ist es, sich dessen zu schämen. Man kann sich vorstellen, es ist eine Art Lineal, genarbt, mit einem Handgriff. In Klöstern habe ich es mehrmahls gesehen, und sonst bey dicken Leuten, bey den kurzen, überdicken, watschelnden Bürgersfrauen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Magenbürste; sieht aus, nicht viel anders als ein Tabackrohr-Reiniger. Beyde Erfindungen von Mönchen in Wien. Il faut!

„Ein sehr vornehmer Herr hatte einen vornehmen Gast." Der moquirt sich über die deutsche Küche, und nennt sie dürftig. Jener entgegnet: „Das wollen wir sehen; verlangen Sie morgen was immer für ein Gericht, und es wird da seyn." Den Köchen wird aufgebothen, ja alle erdenklichen Speisen bereit zu halten, und die triumphiren schon zum Voraus. Tags darauf bey Tische, macht sich der Gast die Unterhaltung, wohl nach Hunderten von Speisen zu fragen, und siehe: alle diese Hunderte sind da. Schon glaubt der Wirth gewonnen zu haben, als der Gast noch einen Speiseartikel verlangt; aber der . . . war nicht vorhanden. Warum, weil kein Mensch es sich hatte einfallen lassen, daß von einem so großen Herrn ein so triviales Stück begehrt werden könne. Es war: „ein geselchtes Würstel." Der Wirth aber hieß Joseph (— —) und der Eingeladene war der Repräsentant eines andern Joseph. — Relata refero.

„Ein Redoute-Türk." In viel frühern Jahren war es natürlich auch in der Redoute viel degagirter. Da hatte Jemand einen ganz eigenen Einfall. Er warb 6—8 Jungen an, kleidete sie als Sclaven, und führt sie

an Ketten hinter sich her, er selbst als vornehmer Türke. Die ordinären Jungen, waren versteht sich, sehr glücklich, besonders da der Ueberwinder sie nicht nur recht gut bezahlt, sondern sie auch splendid tractirt. Nachdem sie es sich hatten schmecken lassen, wird der Maskensaal durchzogen. Nach einer Weile sagt der Pascha zu den Gefangenen: „Ich sehe dort einen Bekannten; haltet euch indeß hier ruhig; ich bin bald wieder da." Bey diesen Worten befestigt er sie mit den Ketten in einen Winkel legt ein Vorhängschloß an und verschwindet. Aber lange, lange, und der Pascha kommt nicht zurück. Verschiedene Personen, die in die Nähe dieser Gruppe kommen, bemerken, daß diese wohlgenährten Gefesselten sehr unruhig werden. — Diese Unruhe steigert sich zur größten Angst; vergebens suchen sie, sich mit Gewalt loszumachen, aber das geht nicht; Verzweiflung bemächtigt sich ihrer, und der Türke kommt nicht. Laut rufen sie jeden Vorübergehenden an: „Sie, haben Sie keinen Türken gesehen?" Türkische Masken selbst wurden gefragt: „Sie, haben Sie keinen Türken gesehen?" Man lacht die armen Gefangenen aus, denn von ihrem Zustande hat kein Mensch eine Ahnung. — Der Türke war ein Schelm; er hatte seine kleinen Gäste mit falschen Victualien bedient. — Derber Spaß das.

„Ein Methusalem." Zu einer Ceremonie meldet sich ein alter Mann als 120jährig. Man wundert sich, daß er bey so enormem Alter noch so gut aussehe, und so rüstig sey. Er präsentirt seinen Taufschein; richtig N. N. ist vor 120 Jahren geboren. Inzwischen war der

Mann um 30—40 Jahre jünger. Der Taufschein war der seines Vaters, der denselben Vornahmen geführt.

Was? Die Artilleristen sind Waisenkinder? „**In hac sacra domo Orphani pia vota persolvunt.**" Das ist die Inschrift ober dem Thore der Artillerie-Caserne auf der Canalseite. Parhamer und seine Zöglinge sind lange fort, aber die Inschrift, echt militärisch, ist standhaft.

„Währinger Weg." Man freut sich darauf, daß die krumme Straße zur Währinger-Linie bald in eine gerade verwandelt wird. Die Ursache ihrer jetzigen Richtung war eine Latern-Anzünderhütte. Aber die ist durch den Kaiser Franz entfernt.

„Die erste, wenn auch nur improvisirte Hängebrücke" war zur Zeit der Theuerung unter Kaiser Joseph über den großen Donauarm. Die Brücke war fortgerissen; drüben Lebensmittel im Ueberfluß und in Wien Hungersnoth. Da hilft der Oberste Brequin (Herrn v. Bergenstamms Großvater) aus, ein genialer unternehmender Kopf. Stricke werden gezogen, Breterwerk darüber, und so gut oder so schlecht es gehen wollte, die Victualien an das Wiener-Ufer.

„Angemahlte Schildwachen in Lebensgröße" sah man noch vor wenigen Jahren vor Gasthausgärten; noch vor Kurzem an dem Badhause in der Praterstraße. Hier und da mag es deren noch geben; die am Garten der Elster sind noch nicht gar lange abmarschirt; es waren da zwey Mann; links und rechts am Eingange einer. An manchen Orten war solch ein angemahlter Gre-

nadier, das Gewehr geschultert, beym Eintritt in den Garten, und im Garten selbst ein zweyter. Auf dem Bret der ersten Wache stand geschrieben:

Warum schaust Du mich so an?
Dorten steht der rechte Mann.

Nun ging man zum rechten Mann hinein, und las an seinem Bret die Auskunft:

Der Kerl dort bey der Thür
Schickt alle Narren zu mir.

Nur kein Nasenrümpfen; Alles sehr volksthümlich und gewiß jetzt noch Manchem ein Vergnügen in der Erinnerung. Hätte man nur alle derley Naivetäten aufbewahrt! Vielleicht kommen einige mit dem Roccoco wieder; das wäre wohl das einzige Gute an dieser widerhaarigen Caricatur-Wirthschaft.

„Der Wildpretmarkt, einzig in Europa," ja in der Welt. Nicht anders möglich. Oesterreich die Welt im Kleinen; Wien, Oesterreich im Kleinen, die Welt in einer Nuß; das Jagdwesen nirgend so reich, so vollendet, und was die Preise betrifft: auch einzig in Europa, ja in der Welt; Alles in Gold, nächstens auch in Diamanten; ein Häsel 2 Solitäre.

„Der letzte Haarbeutelschneider." Vielleicht der unlängst verstorbene alte Hufnagel vom Graben. Wohnte in der Naglergasse, zog sich, da seine Füsse nichts mehr taugten, von der ganzen Kopfarbeit zurück; setzte sich in Ruhe, huckend noch Jahre lang auf seinen 30,000 Stücken Silberzwanziger, dem lieben Schatz. Bedanke mich für einen solchen Besitz.

„Die Zahnärzte einst: Weimer, Fuchs, Ascher." Insonderheit Laveran (im Schottenhofe), dem man aber nach 11, 12 Uhr nicht mehr recht trauen durfte, noch weniger nach Tische; war auch sehr prätios; so à la Carabelli, aber viel bescheidener. Letzterer verklagte, weil man in einer biographischen Notiz gesagt: Er stieg durch Industrie und Schicksalsgunst.

„Aus wie viel Ziegeln besteht Wien?" Aus $^{3}/_{5}$ weniger als Paris, dessen Ziegelanzahl bekannt.

„In Vergessenheit gerathene Canäle, quasi verlorne Schätze." Sehr wahr und wichtig! Vor Ueberbauen und neuen Leitungen verschiedener Art nicht mehr zu finden. Da gibt es keine Wünschelruthen. Das unterirdische Wien wäre eine schöne Aufgabe für einen Topographen, der zugleich Historiker; Mysterien auf eine andere Manier, ohne viel Zimperlichkeit und Nasenrümpfen.

„Gott erhalte: der graue Logenmeister." Gott hat sie selbst lange erhalten und gut erhalten, die graue Mappe mit den rothen und devoten Triefaugen, mit dem allerunterthänigsten breitkrämpigen Deckel, der nie auf die bepuderte Glatze kam, nie den ehrlichen legitimen Zopf beschattete, den im tiefsten verharrenden Bückling links und rechts geschnellten. Das submisseste Compliment aber war dem Portier des Nuntius, und war er nicht zu sehen, dem Hausthore gewidmet. Wo Brochüren herauskamen, holte sie der graue gratis. Corpulente, stattliche Figur; grau in grau oder gräulich. Sein Gruß an Je-

dermann: „Gott erhalte," war gut. Am Ende hat ihn Haschka von ihm geborgt?

„Die blinde Münzensammlerinn." Soll eine Dame gewesen seyn. Als sie erblindete, sammelte sie Münzen. Es erklärt sich. Die Münze läßt sich bey geschlossenen Augen lesen, wie die bekannte plastische Schrift der Blinden. Der Numismatiker Appel unterschied die Münzen bloß durch Betasten. Die Blinden-Institute werden bald auch Münzen-Cabinette haben, und kostbare. Für die Blindheit geschieht ja erstaunlich viel. Wenn die Blinden es auch nicht sehen, so fühlen sie es doch, und das Fühlen ist die Hauptsache. Sie fangen an, nicht mehr bedauert zu werden. Die Sachen kehren sich um.

„Kappelbuben." Die Ribaldos der Jetztzeit. Ihre Physiologie zu schreiben wäre sehr pikant, aber es geht nicht recht an, weil sie sehr pikant. In 10—20 Jahren wird man nichts mehr von dieser Species wissen, Dank den Kinderbewahr- und Verwahr-Anstalten und Vorkehrungen für entlassene Sträflinge u. dgl., schöne, des Jahrhunderts würdige Züge echter Humanität und Civilisation. Jene Race vorläufig meisterhaft skizzirt in den rosenfarbenen Heften Hanns Jörgels.

Im Verlage der k. k. priv. akad. Kunst-, Musik- und Buchhandlung des Friedrich Eurich & Sohn in Linz, sind früher erschienen:

Das

neue, große, geprüfte und bewährte

Linzer Kochbuch

in zehn Abschnitten.

Enthält

ein Tausend acht Hundert zwei

Kochregeln für Fleisch- und Fasttage,

sehr

deutlich und faßlich beschrieben.

Nebst einem

Anhange in zwei Abschnitten,

worin ein allgemeiner Unterricht vom Kochen überhaupt, von der Ordnung, von der Reinlichkeit, von der Zierlichkeit im Anrichten, von dem Fleiße, von der Sparsamkeit, vom Transchiren und Vorlegen gründlich und ausführlich abgehandelt wird.

Beigefügt sind noch:

Mehrere bequem eingerichtete Speisezettel, nebst einem vollständigen alphabetischen Register.

Verfaßt von

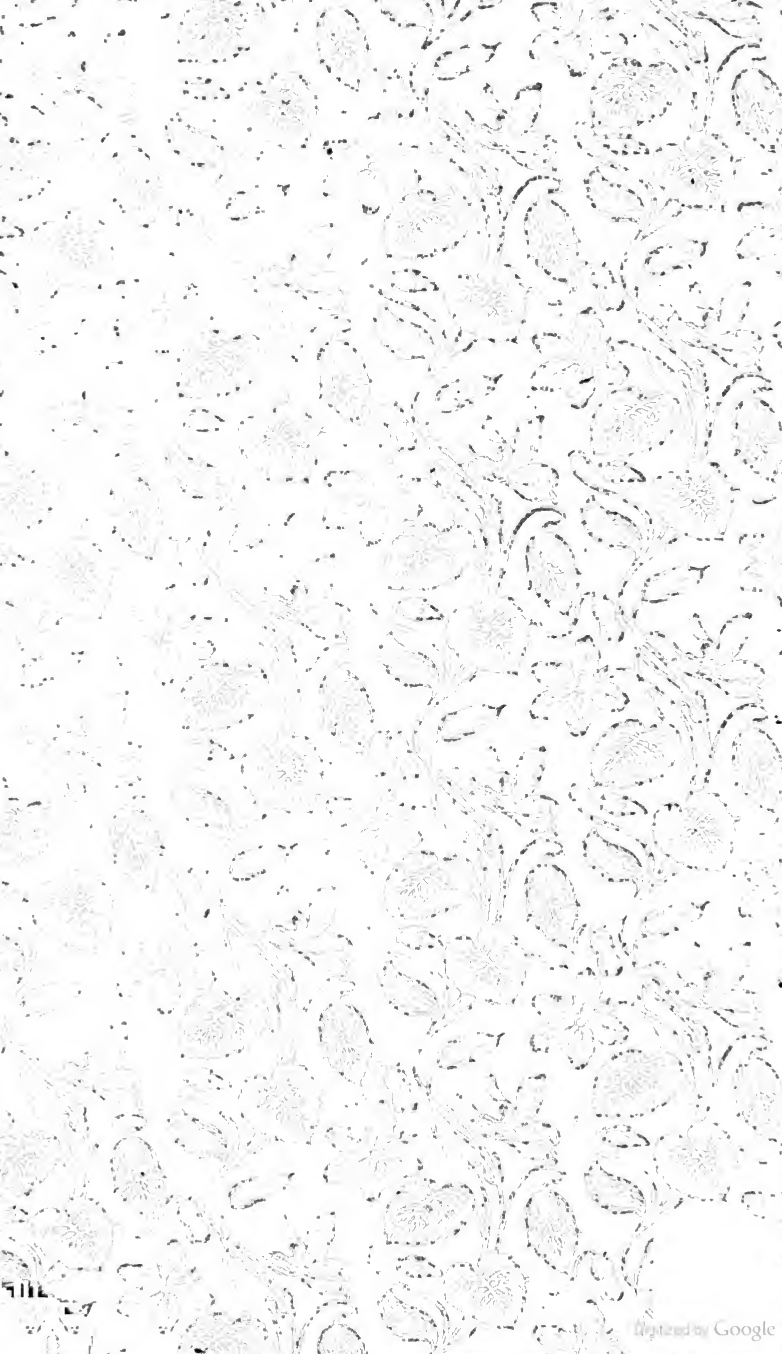
Maria Elisabetha Meixner,

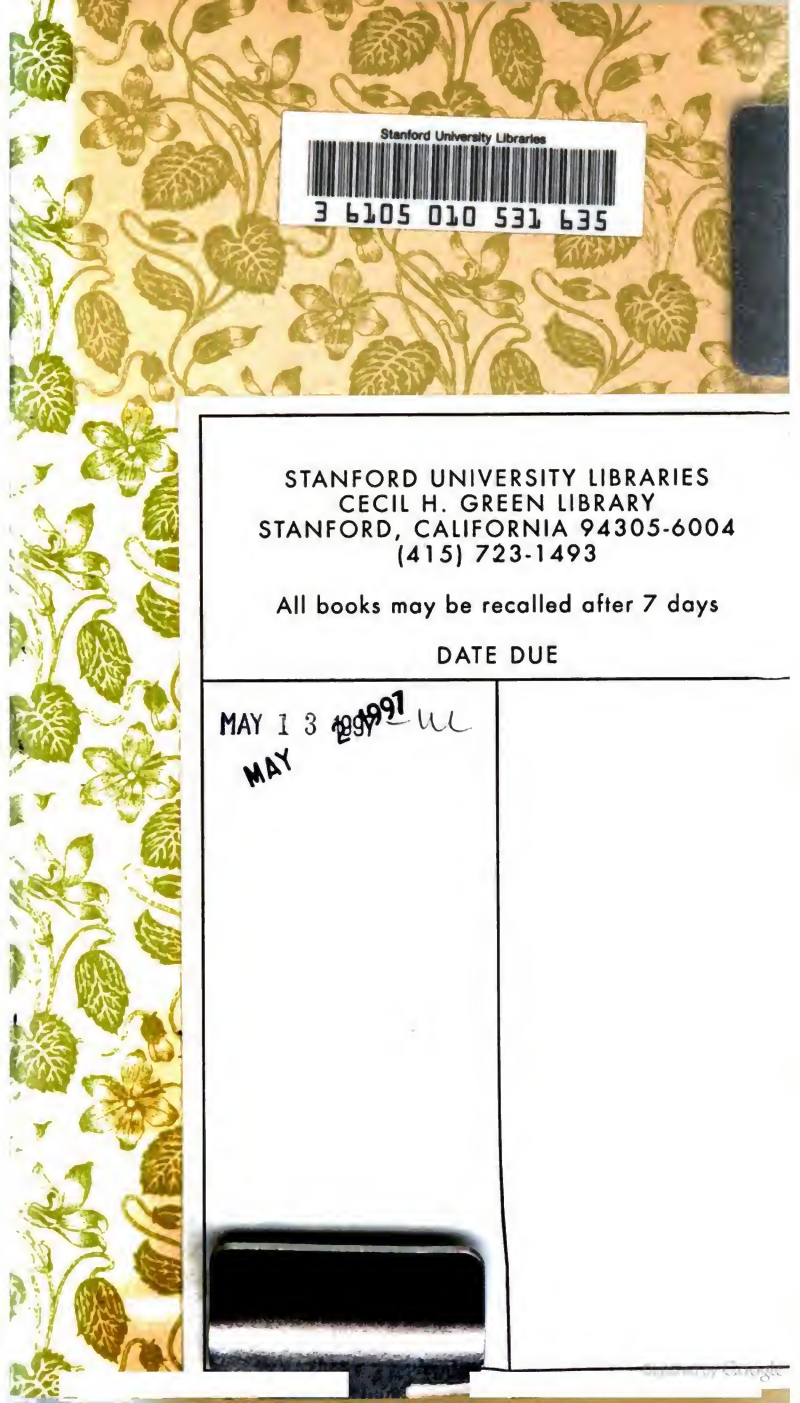
geborne Niedererderinn.

Zwölfte, verbesserte und mit 431 Speisen vermehrte Auflage.

Preis: gebunden 2 fl. C. M.







Stanford University Libraries
3 6105 010 531 635
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
MAY 1 3 1991
MAY

